



Bernd Scheffer

## **Interpretation und Lebensroman**

Zu einer konstruktivistischen Literaturtheorie

Zuerst Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1992

(suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1028)

vergriffen

## INHALT

VORWORT.....	7
KAPITEL 1: EINFÜHRUNG, ÜBERSICHT .....	11
1.1 Individuum, psychisches System.....	14
1.2 „Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung“ .....	21
1.3 Text, Autor, Leser (die anderen).....	24
1.4 Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit ..	28
1.5 Interpretation und Sonder-Beobachtung.....	35
1.6 „Konstruktivismus“ und andere Ansätze.....	43
1.7 „Randtexte“ literarischer Autobiographie .....	52
<b>1.8 BEMERKUNGEN ZUM SPRACHGEBRAUCH</b> .....	<b>54</b>
KAPITEL 2: DIE HALLUZINATORIK VON WELT UND VON LITERATUR .....	57
2.1 Halluzinatorik .....	67
2.2 Halluzinatorik und Wahrnehmung.....	71

2.3 Kognition, (Selbst-)Beobachter .....	75	
2.4 Halluzinatorik und Viabilität .....	87	
2.5 Halluzinatorik und Gegenstände.....	90	
2.6 Individuelle Wahrnehmung .....	92	
2.7 Individuell-sozialisierte Wirklichkeits-Konstruktionen.....	97	
2.8 Exkurs: Zum Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen bei Luhmann.....	103	
2.9 Strukturelle Kopplung, Sprachgebrauch.....	107	
2.10 Inneres Sprechen .....	119	
2.11 Halluzinatorische Verwechselbarkeit von Kunst und Wirklichkeit.....	129	
2.12..... Halluzinatorik, Sonder-Beobachtung, Wandel, Geschichte, Ziele .....	139	
1. ZWISCHENSPIEL: LITERATUR, FERNSEHEN, MINI-UTOPIEN, GEHIRN-TRAINER .....	152	
2. ZWISCHENSPIEL: DER EIN-MANN-KONSTRUKTIVISMUS. GIACOMO CASANOVAS INNERES SPRECHEN .....	160	
KAPITEL 3: .....	ENDLOS AUTOBIOGRAPHISCHE TÄTIGKEIT DER WAHRNEHMUNG .....	168
3.1 "Leser" - die Lebensromane der anderen .....	187	

3.2 Der Autor - Eine Intention der Leser.....	202
3.3 Text: "Hauptsächlich Lebenspfade" <sup>14</sup> .....	222
3.4 Das fortlaufende Ende der literarischen Autobiographie .....	232
3. ZWISCHENSPIEL: "VASALLENSAFT". DIE EINZIG .....	
TEXTADÄQUATE INTERPRETATION IST DAS ZITAT <sup>1</sup> .....	254
4. ZWISCHENSPIEL: DON QUIXOTE ALS POET, .....	
ESSAYIST UND WISSENSCHAFTLER.....	264
 KAPITEL 4: INTERPRETATION UND ESSAY .....	 267
4.1 Essay.....	277
4.2 Konstruktivistische Sicht von Wissenschaft und empirischer Literaturwissenschaft.....	284
4.4 Essay, Halluzinatorik, Sonder-Beobachtung.....	311
 ANMERKUNGEN.....	 <b>FEHLER! TEXTMARKE NICHT DEFINIERT.</b>
LITERATURVERZEICHNIS.....	348
I. PRIMÄRLITERATUR .....	348
II. SEKUNDÄRLITERATUR.....	356

## Vorwort

Wie lassen sich veränderte Handlungsmöglichkeiten für den Umgang mit Literatur vorschlagen? Wie entwirft man, ausgehend von „konstruktivistischen“ Grundannahmen, Kunst und darin vor allem Literatur, damit sie neuerlich folgenreich erscheinen?

Der in weiten Teilen der Kunst- und Literaturtheorie zu beobachtende strikte Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit löst sich zunehmend auf zugunsten von neuen Möglichkeiten für die Produktion und Rezeption von Kunst und Literatur: Kunst und Literatur werden jetzt weniger als emphatische Gegenentwürfe, als utopische Korrektive, als großartige Mythen, nicht als phantastische Entschädigungen für fundamentale Mängel verstanden, sondern als selbstverständliche, alltägliche Demonstrationen der Irritation und (Neu-)Konstruktion von Wirklichkeit. Relationen des gegenseitigen komplexen Einflusses wie etwa Verzögerungen und Beschleunigungen spielen in antagonistischen Modellen von Kunst und Wirklichkeit eine zu geringe Rolle.

Im Verlauf dieses Buches geht es auch um die Überlegung, was in der Auseinandersetzung mit Literatur, was in bestimmten Arbeits- und Lebensformen zu gewinnen oder zu verlieren ist, wenn man das notwendige Sprechen über Literatur verändert darstellt, wenn man vor allem „Interpretation“ anders als bislang konzipiert, wenn man zunächst vor allem die Parallelität von Wahrnehmung und Interpretation betont. „Interpretationen“ werden hier verstanden als Beschreibungen von Wirklichkeit; neuartige, veränderte „Interpretationen“ als sprachliche (und metasprachliche) Ablösungen von den gängigen Beschreibungen, mit denen vorherrschende Wirklichkeit aufrecht erhalten wird, ergeben die Anstoß-Bedingung jeglicher Veränderung; Kunst und Literatur erinnern an diese Ablösungsmöglichkeit, aber sie vollziehen sie keineswegs exklusiv: Sprachliche Ablösung gibt es in allen Bereichen, in denen Wandel vorstellbar ist.

Sprache und Sprachgebrauch, jedenfalls so wie sie hier verstanden werden, implizieren von vornherein, dass es so viele Beschreibungen der „Dinge“, der „Verhältnisse“ gibt, wie es Individuen gibt, die solche Beschreibungen anfertigen. Damit ist die Situation der „Abweichung“ von anderen Beschreibungen und von den Beschreibungen der anderen von

Anfang an gegeben. Sprachgebrauch führt also nicht nur zur Aufrechterhaltung sozialer Wirklichkeiten, sondern gewährleistet stets auch jene attraktive und bedeutsame Instabilität, die eine individuelle sprachliche Ablösung als Vorbedingung des Wandels überhaupt erst ermöglicht.

Der Umgang mit literarischen Texten, auch der professionelle Umgang ist freier, zugleich aber auch weit weniger „privat“, weit weniger „subjektiv“ als dies zumeist dargestellt wird. In der literaturwissenschaftlichen Theorie- und Methoden-Diskussion der letzten beiden Jahrzehnte lässt sich zwar eine gewisse, aber gleichwohl doch zögerliche Entsubstantialisierung solcher Kategorien wie „Autor“, „Werk“, „Leser“, „Sinn“, „Geschichte“ beobachten. Demgegenüber betrifft hier der Vorschlag eine Forcierung: Aufgrund der Eigenschaften seines Wahrnehmungssystems versteht jeder Mensch „einen Text“ notwendigerweise anders; die jeweiligen Unterschiede sind alles andere als peripher; eine für alle ähnliche „Text-Konstruktion“ erklärt allenfalls Bruchteile des jeweils produzierten Gesamtergebnisses einer Lektüre. Das „Verstehen“ von Texten erscheint in konstruktivistischer Perspektive nicht mehr als eine, wie auch immer geartete Bedeutungs-„Entnahme“, sondern von Anfang an als Bedeutungs-Zuschreibung. Selbst das, was wir als „Steuerfunktion“ des Textes zu erkennen meinen, selbst die Stopp-Regeln, die uns vor allzu absurden Interpretationen zu bewahren scheinen, sind Teile des Zuschreibungs-Prozesses. Nur wenn die Bedeutungen den Texten tatsächlich immanent wären, gäbe es kein Problem des „individuellen Lesers“. Das freilich soll wiederum nicht heißen, die „Welt“ und die „Literatur“ seien „zentral“ aus nur einem „Kopf“ zu erfassen.

Mittlerweile gibt es in der Literaturwissenschaft zwar vielfältige (auch einige konstruktivistische bzw. systemtheoretische) Erklärungen, wie Produktion und Rezeption von Literatur als historische und gesellschaftliche Phänomene zu denken wären, man hat aber keine genauere Vorstellung davon, was beim Schreiben und Lesen von Literatur im eigenen „Kopf“ und gerade auch in den „Köpfen“ der anderen (der Autoren, der Leser) vorzugehen scheint. Wo befinden sich und wie befinden sich Leser in der Phase der Lektüre? Sie sind nicht Autoren oder Protagonisten, sie identifizieren sich strenggenommen auch nicht mit ihnen; Leser führen keine Gesamt-Regie, sie sind aber auch nicht „draußen“. Wie aber sind sie „drinnen“ oder „dabei“? Die Frage nach den „psychischen Systemen“, nach dem mentalen Ort bzw. nach den kognitiven und vor

allem auch emotionalen Prozessen ist weitgehend unbeantwortet geblieben.

Auf folgende Fragen sollen Antworten erprobt werden: Mit welcher Begründung bezweifelt man den herkömmlichen Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit? Wie hebt man die verstärkte Bedeutung des Essays anlässlich der Interpretation von Literatur hervor? Worauf stützt sich die These, dass sich gesellschaftlicher Wandel überhaupt nur als kultureller Wandel vollzieht und dass der Anstoß trotz Systemdifferenz individuell erfolgt? Was bedeutet in diesem Zusammenhang „Halluzinatorik“, Sonderbeobachtung und „endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung“? Konstruktivistisch und kognitions-psychologisch gewonnene Kommunikations-, Sprach- und Interventionsmodelle bieten eine bislang kaum bekannte Möglichkeit, begrenzte Einflussmöglichkeiten, Eigenwilligkeiten, Missverständnisse, Resistenzen und Unabhängigkeiten gerade auch bei der Produktion und Rezeption von Literatur zu erklären.

Auch der „Gegenstand“ eines Fachs und die Methoden seiner Hervorbringung lassen sich im Zuge kulturellen Wandels verändern. Literaturwissenschaft und Literaturkritik können sich verstärkt mit den Mustern der Wirklichkeitserzeugung und Wirklichkeitsgestaltung befassen, mit Beschreibungen, mit Konstruktionsregeln - im Eingeständnis, dass diese Beschreibungen, diese veränderten Unterscheidungen und die ihnen folgenden Meta-Beschreibungen ihrerseits dem üblichen Kulturverbrauch (mit allen Implikationen der Vernutzung) unterliegen.

Ich versuche, eine solche Art der Auseinandersetzung mit Literatur zu entwerfen, die ich gerne leben möchte. Erhebliche Zweifel, nicht zuletzt am eigenen professionellen Umgang mit Literatur haben mich dazu gebracht, nicht weiter nur auf die Vermehrung konventioneller Untadeligkeit zu setzen, sondern gerade auch auf die sicher schleppende, zögernde Erarbeitung neuer Risiken, etwa auf das Risiko, wieder „psychische Systeme“, wieder Individualität ins Spiel zu bringen. Dass dieser Versuch, Risiken zu erarbeiten, auch auf denjenigen zurückschlagen kann, der sie hervorbringen möchte, ist nur konsequent. Entscheidungen für Themen und Verfahrensweisen sind nicht vollständig rational zu vermitteln: Es sind eben auch persönliche Lebensentwürfe; gesellschaftlicher Wandel, Kritik, Essay und vor allem die Konstruktivität von Erkenntnis und Wirklichkeit sind für einige nun einmal das nötigste, was sie brauchen, oder



das liebste, was sie haben. Immerhin ist diese Voreingenommenheit explizit gewährleistet. Für mich ist es attraktiv, auch auf die Gefahr der Selbsttäuschung hin, pathetisch zu glauben, Literatur könne dabei helfen, zu verstehen, dass die vorherrschende Wirklichkeit nur eine der möglichen Beschreibungen ist. Aber vielleicht ist dies gar keine Theorie-Abweichung, sondern bereits eine Folge der Individualitäts-Fiktion, auf die hin das Kunst- und Literatursystem angelegt zu sein scheint.

Die Favorisierung essayistischer Tätigkeit macht selbstverständlich noch keinen guten Essayisten, aber andererseits gibt es natürlich auch keine Verpflichtung, „Konstruktivismus“ ausschließlich im gängigen Vokabular der Systemtheorien zu beschreiben. Ansatzweise habe ich in den „Zwischenspielen“ eigene „essayistische“ Anwendungen versucht. Im vorliegenden Text habe ich zumeist darauf verzichtet, zu trennen zwischen „Autorin“ und „Autor“, zwischen „Leserin“ und „Leser“, zumal gerade hier klar sein dürfte, dass die vorgelegten Überlegungen nicht nur männliche Praxis oder deren Nachahmung implizieren.

Für ihre Hilfe und Geduld danke ich Bernd Gardian, Günter Hartung, Friedhelm Herborth, Gerald Hühner, Gerhard Janott, Friedhelm Middel, Harro Müller, Georg Peters, Siegfried J. Schmidt, vor allem auch Sabine Oehlschläger und Robin Xaver, denen dieses Buch in Liebe gewidmet ist.

Bielefeld, im Januar 1992

„In Wirklichkeit ist jeder Leser, wenn er liest, ein Leser nur seiner selbst. Das Werk des Schriftstellers ist dabei lediglich eine Art von optischem Instrument, das der Autor dem Leser reicht, damit er erkennen möge, was er in sich selbst vielleicht sonst nicht hätte erschauen können.“ (Marcel Proust 1927; zitiert nach 1967, 4006)

Die alte Frage (...), ob wir eine Literatur und Kritik haben oder nicht, stellt sich heute aufs neue. Und gleichzeitig jene andere: ob wir einen Leser haben. Diese Fragen sind heute so zu beantworten: wir haben eine Literatur, aber sie wird nicht gelesen; wir haben offenbar auch einen Leser, aber die Literatur vermag ihn nicht zu finden; eine Kritik jedoch ist schlechterdings nicht vorhanden. Daraus ergibt sich folgende kombinierte Formel: in Erwartung der Literatur (vom Standpunkt des Lesers), in Erwartung des Lesers (vom Standpunkt der Literatur), in Erwartung der Kritik (von beider Standpunkt). (Boris Eichenbaum 1924)

## **Kapitel 1: Einführung, Übersicht**

Die in der folgenden Einführung skizzierten Überlegungen und zusammengefassten Entscheidungen werden in den weiteren Kapiteln dann ausführlicher begründet und hinsichtlich ihrer Konsequenzen erweitert, sowie mit Hilfe von Beispielen veranschaulicht. Was hier unter „konstruktivistisch“ verstanden werden soll, wird ein erstes Mal ausführlicher in Kapitel 1.6 erläutert.

Autoren, aber gerade auch Leser bringen Literatur aus Lebens-Ideen hervor, und nicht aus Worten-pur oder Zeichen-pur. Literatur wird (eben doch) aus „Ideen“, aus Lebens-Ideen gemacht, und nicht nur aus Worten. Was sich mittels Sprache ereignet, übersteigt in jedem Fall die Bedeutung des Wortlauts. Die Wirkungen von Literatur liegen gerade auch in jenen Resten, die nicht explizit zur Sprache kommen. Bezugsgröße einer Text-

Wahrnehmung ist die jeweils voraussetzbare gesamte Lebenspraxis, ist das ganze kognitive und emotionale System der denkbaren Voraussetzungen. Nur in diesem Lebens-Gesamtzusammenhang entsteht Bedeutung und kann dann die Bedeutung von Literatur erklärt werden. Wenn man bestimmen will, wie „die Welt und die Literatur“ beschaffen sind, wird man sich eingestehen müssen, dass das, was wir beobachten und darüber sagen, abhängig ist von dem, was wir zu beobachten und zu sagen gelernt haben - und von dem, was wir, nicht zuletzt emotional beeinflusst, beobachten und sagen wollen; wir entdecken nicht die „Realität“ oder ihre ästhetische Gegensatzung, sondern die eigenen Wirklichkeits-Konstruktionen. Die Diskurs-Regeln, die Konstruktions-Regeln, die Konventionalität, die Kompetenz, aber auch der Mut und die Ängste des Literatur-Beobachters kommen jetzt verstärkt zum Vorschein - und nicht „Texte“ als inhaltlich weitgehend stabile Vorgaben.

Nicht nur in Kunst und Literatur, so lautet der Vorschlag weiter, sondern in allen Lebensbereichen geht es um neue Unterscheidungen, um „schöpferische“ Beschreibungen, um (Neu-)Konstruktionen von Wirklichkeit. Kunst und Literatur sind eher zugehörige als strikt getrennte Bestandteile einer Lebenspraxis, in der es fortlaufend auch auf „kreative“ Konstruktion von Wirklichkeit ankommt. Es fällt schwer, über Literatur fortgesetzt so zu reden oder zu schreiben, als käme ihr im Hinblick auf kulturellen und gesellschaftlichen Wandel ein Alleinvertretungs-Anspruch zu oder als sei zumindest ihre Tiefenwirkung oder ihr „unterschwelliger Multiplikationswert“ (Heißenbüttel 1982, 447) durch nichts zu ersetzen und daher auch kaum zu überschätzen. Zur Erklärung der Wirkung von Literatur kursieren nach wie vor Subversionstheorien und Virusphantasien, so als sei Literatur ein zwar kleiner, aber doch gefährlicher Erreger, der das Immunsystem der vorherrschenden Gesellschaft vielleicht doch einmal zusammenbrechen lassen könnte. Gedanken an eine Rettung oder Veränderung der Welt durch Poesie erscheinen zumeist grandios (wie etwa 1988 in der Nobelpreis-Rede von Joseph Brodsky) oder bitter-ironisch oder rührend-hilflos; man mag eine Perspektive wie die folgende attraktiv finden: „Der Staat ist von gestern, die Literatur ist von morgen“ (Brodsky ebenda), könnte man sich zugleich sicher sein, dass allein die Literatur „von morgen“ und so gut wie nie „von gestern“ ist. Proklamationen umgekehrter Machtverhältnisse oder zumindest umgekehrter Wirkungsweisen – „Geschichtsbildend sind nicht die Kriege, sondern die Kunst“ (Benn)<sup>1</sup> - bewegen sich als „Flucht nach vorne“ fast in jedem Fall

zwischen Fahrlässigkeit und Ideologie. In einem „Prozess der Desolidarisierung“ (Krauss 1987) trennt man sich bei der zu strikten Gegensetzung von Kunst und Wirklichkeit grundsätzlich und gleichsam für immer von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft und rechnet trotzdem damit, vorzugsweise gefragt zu sein; erfolglosere Programme zur „ästhetischen“ Verführung anderer sind (falls es darum überhaupt noch gehen soll) kaum denkbar. Verächtliche Rückantworten, wie die gegen uns gerichtete Verspottung als „Geistes- und Diskussionswissenschaftler“ sind nicht ganz frei von gewissen Echo-Effekten. Oder anders gesagt: Schwer zu vermeidende Arroganz kann nicht mit Popularität rechnen. Ohnehin ist mit dem Scheitern sozialistischer Ideen und Wirklichkeiten vielleicht nicht die Hoffnung, wohl aber die alte Sicherheit verloren gegangen, man hätte hier - gerade im Umgang mit Kunst und Literatur - eine Negationsmöglichkeit gegen vorherrschende Wirklichkeit. Dass es eine solche Negation, ein solches „tragendes Paradigma“ nicht mehr gibt, lässt vorerst zwar jede Melancholie verständlich erscheinen, jedoch im vorliegenden Zusammenhang ist der Verlust von tragenden Negationen und Paradigmen, ist diese Herausforderung nicht unwillkommen.

Angesichts der Macht elektronischer Medien befürchtet man, die Literatur verliere drastisch an Einfluss und verteidige nicht nur ihren einigermaßen entbehrlichen Schmuck, sondern tatsächlich ihre Haut; solche Befürchtungen sind allerdings älter als die moderne Medienkultur; sie tauchen bezeichnenderweise immer dort auf, wo Literatur zum utopischen Gegen-Entwurf gegen eine herrschende Wirklichkeit hochstilisiert wird, wo aber genau diese grandiose Erwartung die permanente Existenz-Gefährdung einer so verstandenen Literatur überhaupt erst erzeugt. Nur dort, wo die Existenz der Literatur durch massive staatliche Restriktionen tatsächlich bedroht ist (wie ehemals in Osteuropa etwa), erlangt Literatur im Widerstand jene Bedeutung, die ansonsten gerade nicht zu erzielen ist („Leseland DDR“); mit anderen Worten: kulturkonservative Klagen über den Machtverlust der Literatur rechnen implizit mit einer Situation der Unterdrückung; diese Situation ist aber nicht zu verwechseln mit der gegenwärtigen Lage, in der Literatur (wenn überhaupt) durch mangelnde „Einschaltquoten“ gefährdet ist, ihre mangelnde Attraktivität also u. U. gerade darin liegen könnte, dass sie nicht verboten, sondern erlaubt ist (und eben deswegen die in sie gesetzten gängigen Erwartungen nicht erfüllt). Ein erheblicher Teil des Kulturpessimismus der Gegenwart hat ohnehin keinen komplizierteren Grund als den der Enttäu-

schung allzu kühner Erwartungen. Und dennoch geht es hier gerade nicht um eine „postmoderne“, vielleicht doch eher „trübe“ Grenzverwischung von Kunst und Wirklichkeit, von Fiktion und Realität. Die kritische Tendenz solcher Einschätzungen, die auf die Gefährdung alter Unterschiede aufmerksam machen wollen, soll überhaupt nicht bestritten werden, andererseits aber kommt es im vorliegenden Zusammenhang an auf möglichst klare, zum Teil jedoch erheblich anders als bislang gesetzte Unterscheidungen; und schließlich geht es dann auch um die Autorität, solche Unterscheidungen gegebenenfalls zu propagieren und durchzusetzen. Die Anlehnung an konstruktivistische Überlegungen geht deutlich von anderen Voraussetzungen aus und kommt mehr als nur gelegentlich zu anderen als zu „postmodernen“ Folgerungen.

### **1.1 Individuum, psychisches System**

Ohne die „andere“ Individualität ist die „eine“ Individualität nicht konzipierbar. „Individualität“ wird hier nicht emphatisch als idealistische Instanz, nicht als substantielle Archivierung von Wahrnehmungs-Leistungen ins Spiel gebracht, sondern als Funktionsweise, als komplexe, auch paradoxe Selbstbeschreibungs-Fähigkeit psychischer Systeme. „Individualität“ wird verstanden als Möglichkeit, Wahrnehmungen bzw. Unterscheidungen hervorzubringen - im autopoietischen Prozess des Lebens.

Bei aller Unterschiedlichkeit ähneln sich gegenwärtige Diskussionen über Gesellschaft (und über Literatur) in der Nachordnung oder gar in der energischen Zurückdrängung von Individualität, sowie dem Anspruch, dabei angemessen skeptisch, um nicht zu sagen „realistisch“ zu sein (obwohl die zeitgenössischen Veränderungen in Ostmitteleuropa bei genauerer Analyse möglicherweise auch durchaus eine andere Rolle des Individuums zeigen könnten). Reste oder Schein-Reste von Individualität werden allenfalls noch in der von Kunst und Literatur vollzogenen Gegensetzung vermutet, sofern man nicht von vornherein voraussetzt, auch in diesen Bereichen sei das Individuum bereits zum Konsumenten „niederdemokratisiert“. Nicht nur in Feuilletons bewegen sich die Rolleneinschätzungen des Individuums zwischen Apokalypse („Tod des Subjekts“) und Heroisierung in Militär-Metaphern („Auf verlorenem Pos-

ten“); „postmodern“ seien ohnehin alles Engagement und Interesse, seien ohnehin alle Sehnsüchte „hinfällig“ geworden; Desillusionierung von Individualität erscheint nicht mehr als Programm eines linken Sozial-Engagements, sondern als „angemessene“ Einübung in eine universelle Bedeutungslosigkeit der Individualität („Don't worry, be happy!“). Es gibt - auch wenn die Kritik-Richtung nicht die Kritik-Richtung ist, die hier favorisiert ist - keineswegs unwichtige Argumentationen, wonach zum Beispiel Foucaults Idee vom Tod oder vom Verschwinden des Individuums (etwa Foucault 1974), weder als Programm möglich ist, noch als Erklärung für Foucaults eigene Arbeitsweise taugt. (Vgl. Honneth 1985; Habermas 1985, Kuhlmann 1987; Frank 1988, darin vor allem Nagl und Nagl-Docekal)

Auch „Konstruktivismus“, auch „Systemtheorie“ wird häufig und flüchtig so rezipiert, als seien unmissverständliche „Verbote“ erlassen worden, „Individualität“ überhaupt noch zu bedenken. (Vgl. etwa die Luhmann-Kritik von Habermas 1985) An keiner Stelle ist dies der Fall (auch bei Luhmann nicht; vgl. auch Podak 1984); im Gegenteil: Es gibt geradezu ausdrückliche, wenn auch bislang kaum eingelöste Aufforderungen, über „Individualität“ im Sinne von psychischen Systemen nachzudenken (vgl. Luhmann 1984 bzw. 1987, 347f.)<sup>2</sup> Energisch verworfen werden von Luhmann allerdings leichtfertige Versuche, Wechselwirkungen, Interaktionsmöglichkeiten, Einflüsse, Austauschprozesse oder gar „restlose“ Abhängigkeiten unter Vernachlässigung der jeweiligen „Geschlossenheit“ zwischen psychischen Systemen und sozialen Systemen zu behaupten (wir kommen darauf zurück; siehe besonders den „Exkurs“ in Kapitel 2.8; im übrigen ist es nicht die Absicht dieses Buches, alle Überlegungen in strikter, expliziter Rücksicht auf Luhmanns Konzepte zu entwickeln).

Es gibt bemerkenswert rasche Formen des Wandels in der Wissenschaft: Noch 1984 konnte Podak, und damals völlig zurecht darauf hinweisen, dass Luhmanns Überlegungen wenig Aussicht hätten, sich gegen die Positionen von Habermas durchzusetzen, dass die Missverständnisse in Bezug auf Luhmanns Konzepte wesentlich daher rührten, dass der Name Habermas in „schöner Eindeutigkeit“ stand für „Theorie der Gesellschaft, für Kritik, für Emanzipation, für Aufklärung, für fortschrittliche Tradition“. Mittlerweile hat sich die Situation erheblich verändert, wenn auch nicht völlig umgekehrt: Das Problem besteht jetzt darin, dass Positionen Luhmanns rigide und zum Teil erheblich verkürzt vertreten werden -

nicht nur hinsichtlich angeblicher Verdikte, sich überhaupt mit psychischen Systemen, mit Individuen zu befassen, sondern auch hinsichtlich solcher Behauptungen wie der von der „Autonomie der Kunst“. - Zu Beginn der vorliegenden Arbeit, vor einigen Jahren, war es noch möglich, den „Radikalen Konstruktivismus“ und die „Systemtheorie“ Luhmanns als verschiedene Konzepte zu behandeln (freilich mit wesentlichen Überschneidungsbereichen); das ist jetzt kaum noch möglich, nicht zuletzt aufgrund der Ansprüche, die Luhmann selber erhebt, etwa in seinem Buch „Die Wissenschaft der Gesellschaft“ (1990). Luhmanns Plädoyer kam dem „Konstruktivismus“ sicher mehr zugute als andere Plädoyers, aber damit sind auch gewisse Nachteile verbunden, zum Beispiel die Vernachlässigung der Ausgangssituation, um nicht zu sagen der „Traditionen“ des Konstruktivismus, die ja wesentlich darin bestand, dass der chilenische Neurobiologe Humberto R. Maturana eine neue Begründung der Einflussmöglichkeiten der Individuen in Bezug auf soziale Systeme anbot (vgl. Maturana 1985; oder auch Hejl 1987).

Obwohl die Bezeichnung „psychisches System“ weder unmissverständlich ist, noch besonders schön klingt, spricht derzeit indessen einiges dafür, sie hier ebenso aufzugreifen wie die Skepsis, die Luhmann mit der Bedeutung einzelner psychischer Systeme verbindet. Für die Literaturwissenschaft sind psychische Systeme zu unterscheiden vom „Literatursystem als sozialem System“, differenziert etwa nach den Teilbereichen Literaturproduktion, Literaturrezeption, Literaturvermittlung und Literaturverarbeitung (vgl. Schmidt 1980-1982).

Individuenbezogene Ansätze haben sich im Bereich der gängigen „Diskurse“ bislang kaum entwickeln können; einer der Gründe dafür ist sicher die karriereförderliche „Unverdächtigkeit“ objektbezogener bzw. sozial-orientierter Erklärungen; die Hartnäckigkeit des Psychologismus-Vorwurf hat nicht zuletzt hier seine Ursache. (Vgl. Hejl 1982, 250ff.) Man gerät weniger in den Verdacht der Subjektivität, wenn man (nicht minder leichtfertig) allein von Sozialisation, Vergesellschaftung, ökonomischen oder politischen Herrschafts-Mechanismen spricht; man setzt sich hingegen schnell der Kritik aus, wenn man sich auch von den veritablen postmodernen Desavouierungen des Individuums noch nicht restlos hat überzeugen lassen. Gleichwohl zögere ich, etwa Manfred Franks spezifischer Begründung der „Unhintergebarkeit von Individualität“ (1986) zu folgen, gerade weil sie, wie auch Frank sp“ter noch

betont, nur „auf der Grundlage einer geduldigen archäologischen Rekonstruktionsarbeit“ erfolgt (Frank und Haverkamp 1988, XIV), gerade weil also der Vorschlag allein in der Theoriegeschichte verankert ist. (Vgl. jetzt auch Frank 1991)

Die Begründungen, die hier entwickelt werden, stellen neben der „konstruktivistischen“ Komponente auch eine, allerdings eher kritische Aufarbeitung der sog. Kognitiven Psychologie dar; eine kritische Aufarbeitung ist nicht zuletzt aus folgendem Grund nötig: Wer, wie der Verfasser einige Jahre lang zwei, aufs Ganze gesehen doch eher selten kooperierende Disziplinen, nämlich Literaturwissenschaft und Psychologie einigermaßen gründlich studiert hat, wird gelegentlich nicht um den Verdacht herumkommen, die wahren Widerstände gegen eine interdisziplinäre Zusammenarbeit lägen weniger in der Unüberschaubarkeit zweier Fachgebiete als vielmehr in den unterschiedlichen Reflexionsniveaus. Man wird Literatur, ohnehin hauptsächlich verstanden als „Umgang mit Literatur“, geradezu psychologisch beschreiben müssen, wenn man zuvor darauf verzichtet hat, Literatur ausschließlich von den „Texten selbst“ oder ausschließlich von sozialen Systemen her verstehen zu wollen, wenn man also sich dafür entschieden hat, Literaturproduktion nicht lediglich aus einem Endprodukt „Text“ und Literaturrezeption nicht lediglich aus einem Ausgangsobjekt „Text“ ableiten zu wollen.

Individualität wird hier nicht als feste Bezugsgröße, nicht als Endstation eines konstruktivistisch begründeten Reduktionismus ins Spiel gebracht, sondern Individualität benennt bestimmte Unterscheidungs-Möglichkeiten und Unterscheidungs-Schwierigkeiten psychischer Systeme, zum Beispiel die Schwierigkeit, zu sagen, was in den „Texten selbst“ steht, die Schwierigkeit, mehr als nur eine triviale Grundsemantik an den Text zu „delegieren“. Ein konstruktivistisches Konzept psychischer Systeme hat den Vorteil, dass es keiner zentralen Verarbeitungsinstanz, keiner Substantialisierung einer Kommandozentrale bedarf, um die Gesamtdynamik des Systems zu steuern. Eine Innen-Außen-Differenz gilt auch hier als das „stabilste“ Kennzeichen des Systems; Rimbauds Formel „JE est un autre“ kontert Ionesco mit einem trivialen „Niemand ist ein anderer“. (Vgl. Vogelsang 1971, 52) „Individualität“, hauptsächlich verstanden als Abgrenzung von anderen psychischen Systemen, ergibt einen kompakten, einen stabilen Begriff von Individualität, ohne andererseits einen emphatischen, aus „inneren“ Komponenten gewonne-



nen Begriff der Identität, der Subjektivität oder auch Individualität in Kauf nehmen zu müssen. Nachdem die Angelegenheit „Multiples Ich“ mittlerweile zum Gemeinplatz geworden ist, scheint mir die Frage nach den äußeren Grenzen des angeblich vielfach zersplitterten Ichs interessanter, die Frage nach dem, was „Ich“, was „Selbst“ offenkundig immer noch, gerade auch in der Literatur zusammenhält.

Bei aller Skepsis, die hinsichtlich einer Wirkung auf andere Individuen und auf soziale Systeme auch hier gewahrt bleibt: Es sind die infiniten Möglichkeiten individueller, kognitiver und emotionaler Selbstbeschreibung, die die Voraussetzungen für einen Anstoß zum Wandel ergeben; nur Individuen können halluzinatorisch veränderte Wirklichkeitsmodelle vorwegnehmen. „Voraussetzungen für Anstöße“ sind „aufs Ganze gesehen“ zweifellos „unbedeutend“, aber es lässt sich auch keine andere Einfluss-Figur zeichnen. Weil Wirklichkeits-Konstruktionen subjektabhängig bewertet werden, können sie überhaupt als eine jeweils flexible Konstruktion erscheinen. Gerade weil niemand unmittelbar sozialisiert ist, gerade weil niemand direkt und offen auf Interaktion und Kommunikation ausgerichtet ist, gerade weil niemand gesellschaftlich vereinnahmt ist, gerade weil Menschen sich selbst beschreiben (etwa im „Inneren Sprechen“; siehe Kapitel 2.10), sind die Voraussetzungen für individuelle, besondere Beobachtung überhaupt gegeben. Wären Menschen direkt sozialisiert, dann könnten sie ähnlich wie Maschinen immer nur die vorgegebenen Programmabläufe durchlaufen; im Grunde gäbe es dann nur ein Funktionieren oder einen Stillstand, aber kein beobachtendes, reflexives oder abstrahierendes Verhältnis zu sich selbst, keine kreative Veränderung gleichsam aus sich selbst heraus. Vielleicht haben es ja die Schriftsteller immer schon gewußt: „ (...) der Einfluss der Gesellschaft aufs Zustandekommen der Kunstwerke ist weit geringer, als die betreffende Schulweisheit sich erträumt (wie auch der Einfluss der Kunstwerke auf die Gesellschaft - leider! - gar nicht gering genug eingeschätzt werden kann), (...)“ (Hans Wollschläger 1978, 121). Das sind die Startbedingungen, die hier ebenfalls gelten, auch wenn es im Verlauf des Buches genau um den Fall gehen soll, der „gar nicht gering genug eingeschätzt werden kann“.

Die Vorschläge, die hier unterbreitet werden, laufen nicht auf ein „Idiosynkrasieargument“ hinaus, so als sei jede über das einzelne Individuum hinausgehende Aussage von vornherein unzulässig. Auf einer Meta-

Ebene der Selbst- oder Fremdbeobachtung werden subjektabhängige Texterfahrungen selten als einzigartig empfunden, vielmehr sind sie ähnlich und nachvollziehbar in dem Ausmaß, in dem von einer biologischen, kognitiven und kulturellen Ähnlichkeit bei den einzelnen Lesern gesprochen werden kann. Divinatorik und Genie-Kult entfallen, wenn die individuellen und individuell-sozialisierten Bedingungen aufklärbar sind, dass heißt, wenn sich die Gesamtbedingungen der jeweiligen Beobachtung angeben lassen. „Reduktionismus“ ist im übrigen auch immer ein Vorwurf anderer Reduktionisten. Wer ist schließlich kein Reduktionist, selbst wenn er oder gerade weil er nur noch auf „Differenz“ oder „Geschlossenheit“ und „Selbstreferenz“ setzt.

Das später zu entwickelnde Konzept von der „endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung“ (und die Auseinandersetzung mit „Randtexten“ der literarischen Autobiographie; siehe Kapitel 3.4) ist gerade nicht als offenes oder verstecktes Plädoyer für jene Formen der Selbstbeschäftigung zu verstehen, die in ungewöhnlicher Konzentration auf das eigene Selbst bei auffälliger Verminderung sozialer Auseinandersetzungen stattfinden. Literaturproduktion und Literaturrezeption werden auch hier als soziale Phänomene verstanden, die allerdings wie alle anderen sozialen Phänomene bestimmte Formen nicht-schriftlicher autobiographischer Tätigkeit als Ausgangs- und Endsituation implizieren. Einfallsreicher Widerstand beim Verfassen offen autobiographischer Texte und vor allem konventioneller autobiographischer Texte ist hier durchaus willkommen: „Überlassen wir die Photographie des Lebens, die Psychologie, das Verständnis für die Erschütterungen der Seele, des Gemüts den Schwächlingen, die es nicht unterlassen können, in ihnen zu wühlen - sie gehen uns nicht verloren, sowenig wie uns unsere Leiblichkeit verloren geht, die Stehkragen und die Frauenhosen. Für ewige Liebhaber ihrer selbst und von Lottchens Schönheit taugt eine Kunst, wie sie die Zigarrensachtel oder die Seifenkartons darbieten, wir aber wollen uns direkt in unsere schöpferischen Emanationen selbst hineinwagen.“ (Raoul Hausmann 1921)

Ich möchte mich im Rahmen der eben genannten Einschränkungen entfernen von jener langen, gerade auch kritischen bzw. essayistischen oder wissenschaftlichen Tradition, bei der man es sich mindestens insofern leicht gemacht hat, als man vorzugsweise irgendwelche Verhältnisse, irgendwelche System- oder Sachzwänge beschuldigte, statt konkrete, u. U.

auch namhaft zu machende menschliche Verhaltensweisen. System- und Sachzwänge, zumindest in ihrer Variante als „Schicksal“ sind immer auch Ausprägungen kleinbürgerlicher Alibis. Wie skeptisch oder wie pessimistisch man sich im Hinblick auf den Erfolg individueller Anstöße zu kulturellem und gesellschaftlichen Wandel im einzelnen auch äußern mag und äußern muss, die Wahlmöglichkeiten und Wahlfreiheiten des Individuums sind in den modernen westlichen Gesellschaften zweifellos vielfältiger geworden, was für die genauere Betrachtung freilich nicht ausschließt, dass die jeweilige Wahl damit zugleich auch folgenloser, wirkungsloser geworden sein könnte.

Verkürzt gesagt (und in der Kürze sicher auch übertrieben): Individuen erklären bzw. verweigern - wenn auch weitestgehend „bedeutungslos“ für Gesellschaft - in jedem Augenblick ihr Einverständnis: „Dies ist meine von mir gewünschte Welt bzw. dies ist sie nicht!“ „Dies ist unsere von uns gewünschte Welt bzw. dies ist sie nicht!“ - dergleichen „sagen“ Gefühle (zwischen Liebe und Hass), Gedanken, „Inneres Sprechen“, Körper-Erfahrungen und Handlungen. So gesehen erweist Gesellschaft sich unter anderem (aber eben auch) als ein Problem unserer Selbstbeschreibungen. - „Don Juan Matus“ bzw. sein pseudonymer Erfinder „Carlos Castañeda“ sind selbstverständlich nicht die „Zeugen“, die über die folgende Textpassage hinaus hier zu Wort kommen sollen; eine prägnante, wenn auch äußerst pathetische Formulierung könnte indessen einmal auch das illustrieren, was hier gemeint ist: „Wir führen ständig ein inneres Gespräch. (...) Wir sprechen über unsere Welt. Tatsächlich halten wir unsere Welt mit unserem inneren Gespräch aufrecht. (...) Die Welt ist so-und-so, nur weil wir uns sagen, dass sie so-und-so ist. Wenn wir aufhören, uns zu sagen, dass die Welt so-und-so ist, dann wird die Welt aufhören, so-und-so zu sein.“ (Castañeda 1979, 186f.) Dass die „Welt“ aufhören könnte, „so-und-so“ zu sein, gilt indessen zunächst nur für die „Welt im Kopf“ von Individuen. Auch bei einem ausdrücklichen Bezug auf „konstruktivistische“ Überlegungen besteht gleichwohl keine Notwendigkeit, soziale Systeme als die gleichsam einzigen Akteure zu hypostasieren.

Soziale Phänomene, die anderen Individuen im eigenen „Kopf“ sind zwangsläufig präsent. Zwischen „grundsätzlich subjektabhängig“ und „(pur) subjektiv“ muss strikt unterschieden werden. „Subjektabhängigkeit“ betrifft die grundsätzliche Berücksichtigung und allenfalls simulatorisch auszublendende Standortgebundenheit jeder Wahrnehmung - und

zwar gerade durch Berücksichtigung, durch Relativierung der jeweils einzelnen Konstruktionsleistung, durch das Wissen, dass ohne Standort und Abgrenzung überhaupt keine Wahrnehmung möglich ist; „Subjektabhängigkeit“ berücksichtigt im Unterschied zur reinen Subjektivität die stets vorhandenen und stets notwendigen Anregungen anderer Menschen für die individuelle Welt-Wahrnehmung und Welt-Interpretation.

Welche „Informations“-Angebote Texte darstellen, welches Lernen sie ermöglichen, lässt sich allenfalls als Gruppen-Aussage (hypothetisch unterstellt oder empirisch überprüft) formulieren. Der Umgang mit Literatur bleibt ein soziales Phänomen, auch wenn sich das Handeln mit Literatur von anderen sozialen Phänomenen signifikant dadurch unterscheiden sollte, dass der Anteil an Koordinationen, Verabredungen, Konventionen und Parallelen signifikant geringer ist. Die Frage nach der Welt und nach der Literatur im (eigenen) Kopf, operationalisiert über die endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung, impliziert gleichermaßen ein Interesse an dem, was in den Köpfen anderer vorgeht.

Vielleicht sollte man in bezug auf Individuen, um traditionelle Konnotationen vermeiden, nicht mehr von „Erkennen“ und „Wahrnehmen“ sprechen, sondern nur noch von den gleichsam „halluzinatorischen“ Möglichkeiten der Wirklichkeits-Konstruktion.

## **1.2 „Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung“**

Ein Verständnis von „Literatur“, eine Literaturtheorie, eine Poetik kann sich nicht allein am Medium Sprache, noch nicht einmal an Texten und ihrer Bedeutung allein orientieren, weil bei jeder Begegnung mit Literatur solche Prozesse beteiligt sind, die sich allein auf einer „vorgegebenen Materialbasis“ nicht erklären lassen: Es sind generelle Wahrnehmungsprozesse (im Sinne von systeminternen Selbstbeschreibungs-Prozessen), die weit über die sprachliche Wahrnehmung hinausgehen, es sind Prozesse globaler kognitiver und emotionaler, sogar körperlicher Wirklichkeits-Konstruktion. Lebenspraxis ist umfassender als Sprachpraxis: Text-Wahrnehmung wird auch durch außersprachliche Faktoren beeinflusst. Welt- und texterzeugende autobiographische Tätigkeit ist über Sprachprozesse allein nur unzulänglich zu erfassen.

Hier lautet die These: Wir nehmen die Welt und die Literatur wahr in einer endlos autobiographischen Tätigkeit (so merkwürdig, so paradox das zunächst klingen mag): Wirklichkeits-Konstruktionen (und Textbedeutungen) werden in einem Prozess der Selbstbeschreibung erzeugt und aufrecht erhalten. Die nur auf den ersten Blick stark metaphorische, ansatzweise paradoxe Kurzformel von der „endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung“ soll Momente von Wahlmöglichkeit und Kreativität nicht erst auf der Ebene von Folgerungen, sondern schon auf der Ebene grundlegender Wahrnehmung signalisieren. Die nicht ganz unmissverständliche Vokabel „endlos“ soll darauf hinweisen, dass die nicht-schriftliche „Roman“-Tätigkeit in keinem Augenblick stornierbar ist. Die Arbeit am „Roman“ (bzw. an den „Romanen“) des eigenen Lebens kennzeichnet nicht nur die sog. „ästhetische Erfahrung“, sondern gerade auch die normale, alltägliche Wahrnehmung; es geht um die individuelle und individuell-sozialisierte „Geschichte“ (und die „Geschichten“), die jeder „schreibt“; Menschen „erzählen“ sich gleichsam ihre Erfahrung, und eben dies ist ihre Erfahrung. Selbstverständlich ist „Lebensroman“ ein „Konstrukt“, eine Erklärungs- bzw. Durchgangsstation zur Beschreibung von Orientierungsleistungen individueller und individuell-sozialisierter Prozesse der Wahrnehmung. Es ist eine Perspektive, unter der psychische Systeme „konstruktivistisch“ in den Blick genommen werden können. Leser handeln als „Autobiographen“; sie reagieren nicht einfach auf Texte; sie können, veranlasst durch Texte, nur das nehmen, was sie ihrerseits im „Roman“ des eigenen Lebens auch geben können und geben wollen. Das „Autobiographie“-Konzept, das den Überlegungen zugrunde liegt, wird denkbar skeptisch beurteilt: Hier soll gerade gezeigt werden, dass die „normale“ literarische Autobiographie längst an ihr Ende gekommen ist, dass ohnehin nur noch „Randtexte“ der literarischen Autobiographie theoretisch interessant sind, dass die Zukunft der literarischen Autobiographie in ihrem Untertauchen in der übrigen Literatur besteht. (Vgl. Abschnitt 3.4.)

Man kann einigermaßen frei entscheiden, was man mit Literatur machen will, was man anlässlich von Literatur beobachten will und welche Beobachtungen man anlässlich von Literatur propagieren will: Wenn nämlich Texte (und demzufolge auch „Sinn“ und „Bedeutung“) als nicht-konstante Konstruktionen angesehen werden, dann kann sich auch die nach wie vor unentbehrliche Interpretation literarischer Texte endgültig

nicht mehr auf „den Text selbst“, auf „Textadäquatheit“, auf „Autorintentionen“ oder „Textintentionen“ als Gütekriterium berufen. Nicht das (Text-)Angebot ist aktiv, sondern zunächst ausschließlich das produzierende oder rezipierende Individuum. So gesehen bestünde das Kunst- bzw. das Literaritäts-Merkmal gerade nicht in einer gegenüber dem normalen Sprachgebrauch gesteigerten (Selbst-)Aktivität des Textes, sondern eher im Gegenteil: In reduzierter „Eigenleistung des Textes“, aber forcierter Tätigkeit der Beteiligten; je spürbarer die vielfältige Rezipienten-Aktivität, desto stärker die Literaritäts-Vermutung.

Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung schließt gerade auch Emotion ein: Die hohen emotionalen Anteile an der literaturwissenschaftlichen „Gegenstands“-Konstruktion literarischer Texte können nun genauer erfasst werden und brauchen nicht mehr als eher störende Begleiterscheinungen behandelt zu werden. Im Zusammenhang mit einem Tieffliegerangriff heißt es in den „Eisheiligen“ von Helga M. Novak: „Aus meiner Klasse hat es eine Menge Kinder auf dem Heimweg erwischt, aus der Luft erschossen.“ (1979, 102) Wir können nicht prüfen, ob das „fiktiv“ ist oder nicht; aber wir halten es für keine Fiktion nicht zuletzt aufgrund einer emotionalen Blockade: nicht allein der Gedanke ist unerträglich, sondern gerade auch das Gefühl, dass eine Autorin so etwas erfinden könnte, nur um sich bzw. ihren Text wichtig zu machen; innerlich wappnen wir uns vorsorglich: „So etwas erfindet man nicht!“, und daher erscheint uns das Wort „erwischt“ auch nicht mehr als „zynisch“. Die literaturkritische Rezeption von Manfred Bielers Buch „Still wie die Nacht“ (1989), in dem geschildert wird, wie ein kleines Kind die sexuellen Eskapaden seiner Mutter miterlebt, die Rezeption dieses Buches wollte entweder den vermeintlichen Autobiographen der totalen Fiktion überführen oder wollte Bieler feiern als Entdecker bislang tabuisierter Wahrheit - je nach Gefühlsreaktion, die der einzelne Kritiker hervorbringen konnte oder verletzt zurückweisen musste. „Ich glaube Bieler kein Wort von dem, was er in diesem Buch erzählt.“ (Gerhard Schulz in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 10. Oktober 1989) „Es stimmt alles, das erfindet einer nicht (...)“ (Tilman Moser in der „Zeit“ vom 29. September 1989).

Jede „Gegenstands“-Konstruktion in der Literaturwissenschaft hat zwangsläufig einen emotionalen Anteil, der nicht als pure Akzidenz vernachlässigt werden kann; die emotionalen Text-Erzeugungsleistungen der

Autoren, Leser und Literaturwissenschaftler heben sich ja nicht schon dadurch auf, dass sie (möglicherweise) einander ähnlich sind; die literaturwissenschaftliche Ausblendung emotionaler Faktoren beruht offenbar auf dem Missverständnis, Emotionen ließen sich wiederum nur emotional explizieren. Kurz gesagt: Wir haben (von gewissen, vor allem psychoanalytischen Ausnahmen und traditionellen Emphasen - „begreifen, was uns ergreift“ - abgesehen) keine Emotionstheorie der Literaturwissenschaft (wenigstens für die Soziologie fordert Elias 1990 eine Emotionstheorie). Mindestens ansatzweise ließen sich zum Beispiel auch übliche Kafka-Bilder verschieben, wenn man sich als Leser und Interpret der Neigung widersetzen würde, als emotional Verbündeter eines geschätzten Autors auftreten zu wollen. Was etwa Canettis Versuch über Kafka (1969) so interessant macht, ist der Unterschied zu der in der Literaturwissenschaft oft üblichen Vorab- und Rundum-Verteidigung von Klassikern. (Zu Carl Einsteins aggressiven Goethe-Nekrolog vgl. die S. 75 f.)

### **1.3 Text, Autor, Leser (die anderen)**

„Text“ wird hier mit einem „optischen Instrument“ verglichen (vgl. Motto oben): Er zeigt nichts von sich aus, ermöglicht gleichwohl neuere, genauere Beobachtung. Texte haben keine (in ihnen selbst liegende) Bedeutung, sondern Texten werden von Beobachtern erst Bedeutungen zugeschrieben. Textverstehen erfolgt strenggenommen nicht im Sinne einer Übertragung fertiger Information durch Sprache, sondern der Text erscheint als Impuls, als Orientierungsanlass. Ein Impuls kann zwar eine Reaktion möglicherweise veranlassen, aber der Impuls allein determiniert nicht die spezifische Art und Weise der Reaktion. Sprache führt nicht zur Übertragung fertiger Information(-spakete); Information wird erst bei Lesern und Hörern „erzeugt“. Es kommt dabei also auf solche Prozesse an, die den literarischen Texten überhaupt erst jene Bedeutung geben, die herkömmlicherweise als eine vom jeweiligen Leser weitgehend unabhängige Bedeutung des „Textes selbst“ verstanden wird.

Nicht ohne einen wehmütigen Nachklang haben wir Adornos Verdikt noch in den Ohren, auf dem wir jetzt unfolgsam sitzen: „Indem vom heute typischen Verhalten das Kunstwerk zum bloßen Faktum gemacht wird, wird auch das mimetische, allem dinghaften Wesen unvereinbare Mo-

ment als Ware verschachert. Der Konsument darf nach Belieben seine Regungen, mimetische Restbestände, auf das projizieren, was ihm vorge-  
setzt wird.“ „Als tabula rasa subjektiver Projektionen jedoch wird das  
Kunstwerk entqualifiziert. Die Pole seiner Entkunstung sind, dass es so-  
wohl zum Ding unter Dingen wird wie zum Vehikel der Psychologie des  
Betrachters. Was die verdinglichten Kunstwerke nicht mehr sagen, ersetzt  
der Betrachter durch das standardisierte Echo seiner selbst, dass er aus  
ihnen vernimmt.“ (1970; ästhetische Theorie, 33; zur Zusammenstellung  
dieser zwei Zitate vgl. Kaiser 1978, 441) Sicher ist es möglich, solche  
Auffassungen nach wie vor zu verehren, und natürlich kann man zu ihnen  
stehen, nicht zuletzt als einem Teil der eigenen Biographie, aber von ei-  
nem konstruktivistischen Standpunkt aus gesehen haben wir keinerlei  
Möglichkeiten mehr, den Voraussetzungen solcher Schlussfolgerungen  
zu glauben.

Bekanntlich gehen mittlerweile viele literaturwissenschaftliche Arbeiten  
davon aus, dass das, was als Text und Textbedeutung gilt, ganz erheblich  
vom jeweiligen Leser abhängt; die Konjunktur der „Rezeptionsästhe-  
tik“ hält an. Anhaltend ist allerdings auch die abstrakte und weitgehend  
folgenlose Vorstellung von „dem Leser“, die dann als konkreter oder  
repräsentativer Bezugspunkt dafür dient, was vermeintlich der „Text“ im  
„Leser“ bewirke. Der Leser gilt als dem Text „implizit“ (nicht umge-  
kehrt). Der überall verbreitete Sprachgebrauch von „dem Leser“ lässt sich  
allenfalls als Notlage im Einzelfall nicht konkretisierbarer Differenzie-  
rung rechtfertigen. Trotz zweier Jahrzehnte „Rezeptionsästhetik“ wird  
beinahe noch in jedem Fall vorausgesetzt, Wirkungen von Literatur seien  
ausreichend über die Analyse von Texten und Textsorten zu bestimmen.  
Man mag Eco (1988, 30) darin folgen, wenn er der Rezeptionsästhetik  
(und implizit seinen eigenen Arbeiten) die Qualität eines Paradigmen-  
wechsels zugesteht, aber es zeigt sich auch, wie schleppend dieser Wech-  
sel vonstatten geht bzw. welche anderen Ansätze gleichermaßen mit dem  
Anspruch auf einen Paradigmenwechsel verbunden werden könnten.  
Ähnlichkeiten des Leserverhaltens bilden den Kern der Rezeptionsästhe-  
tik, die gravierenden Unterschiede sind damit aber an die Peripherie ge-  
drängt.

Text-Verstehen ist keine Leistung, deren messbare Qualität von einer  
Übereinstimmung oder Annäherung an einen vorgegebenen Text-Sinn  
abhängt, sondern die Qualität des Textverstehens hängt ab von den Mög-



lichkeiten des jeweiligen Rezipienten, eine kognitive und emotionale Eigendynamik in Gang zu bringen, die von ihm selbst als ausreichendes Verständnis akzeptiert wird und die dann schließlich im Fall der „Interpretation“ bei anderen Lesern jeweils ein Verhalten anstößt, das diese anderen Leser als „angemessen“ und aufschlussreich akzeptieren. Auch deswegen können Leser den „stummen“ Text nicht all das sagen lassen, was immer ihnen beliebt. Ein vorgegebener „Text“ ist als Anlass notwendig, um die entsprechende Dynamik („die endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung“) in Gang zu bringen, aber der Anlass erklärt nur zum wenigsten den Gesamtverlauf der Textwahrnehmung. „wörter sind reizgestalten einer wirklichkeit, die wir oft nur mit ihrer hilfe zu erreichen vermögen (...)“ (Franz Mon 1959, 31) - aber die Wörter ermöglichen indessen nur den „Start“, nicht das „Erreichen“; sie sind notwendig, aber nicht hinreichend.

„Text“ und „Autor“ sind nützliche Illusionierungen (in Produktions- und Rezeptions-Routinen) und entsprechend weniger sind es noch Erklärungs-Kategorien. Der „Autor“ erscheint nunmehr als „Intention“ des Lesers; der Text ist stumm, er spricht nicht zum Leser, er spricht auch nicht für sich selbst, und Leser gelangen nicht in den Kopf des Autors, wohl aber gelangen sie zu ihrem jeweils eigenen Verständnis „Text“ oder „Autor“ betreffend. Erst nach der Berücksichtigung von sozialen Relationen, von Konventionen, Routinen und (wissenschaftlichen) Diskurs-Regeln lassen sich dann Aussagen über „Text“ und „Autor“ machen. Wenn aber, was ja viele literaturtheoretische Konzepte der letzten Jahre betonen, Text und Autor nicht erreichbar sind, wenn alles für weitest gehende Entsubstantialisierung spricht, dann erscheinen zumindest in der hier vorgelegten Perspektive auch einige poststrukturalistische Konzepte zögerlich oder gar rückfällig: Das Misstrauen, der Versuch der „De-konstruktion“ muss sich ja einer stabilen Anwesenheit mindestens dessen sicher sein, was nun misstrauisch gegen den Strich gelesen und neuerlich zum Text gemacht werden soll: Der Ausgangs-Text. „De-konstruktion“ wird verstanden als „das sorgfältige Entwirren einander bekämpfender Bedeutungskräfte im (sic!) Text“. (Barbara Johnson 1980; Culler 188, 237 nennt diese Kurzdefinition eine „glückliche Formulierung“). Der Text präfiguriert dabei sein eigenes Missverstehen; Texte hätten die Fähigkeit, „(...) jedes System oder jede Position, die sich in ihnen scheinbar manifestieren, (zu) widerlegen oder (zu) subvertieren.“ (Culler 1988, 245) Dass sich diesbezüglich weitergreifen lässt, soll im vorliegenden Buch

gezeigt werden. „Texte“ werden hier beschrieben als Vorformulierungen dessen, was sie restlos zu sagen scheinen. Diese Wendung vom „Text“ als einer „Vorformulierung dessen, was er restlos zu sagen scheint“, ist zweifellos kein Definitions-Triumph im Sinne kritischer Rationalität; indessen leisten sich konstruktivistische Theorien Selbstreferenz und Paradoxie. Das Konzept von der „endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung“ dient im weiteren Verlauf der Überlegungen auch als Beitrag zu einer allgemeinen Essay-Theorie, spezifiziert am Beispiel der Interpretation literarischer Texte. (Vgl. Kap.4)

Es lässt sich kein einheitlicher Begriff von Literatur und selbstverständlich kein einheitlicher „Bildungs-Auftrag“ mehr ableiten: Verschiedene Interessenten erleben verschiedene oder ähnliche Irritationen mit zum Teil völlig unterschiedlicher Literatur; der Literaturexperte repräsentiert allenfalls Teile des „literarischen Lebens“, und eine Generalisierung wäre ebenso autoritär wie aussichtslos. Keine Leserin, kein Leser tut - abgesehen von banalen Ähnlichkeiten - auch nur annähernd das, was wir in unserer eigenen (Experten-)Perspektive meinen, das sie oder er tun würde. Es geht hierbei um grundlegende, aber in der Literatur- und Medienwissenschaft höchst selten forcierte Zweifel an der eigenen Kompetenz hinsichtlich der Laien-Rezeption. Rezeption ist bis auf weiteres die Rezeption des anderen bzw. der anderen. Diese Voraussetzung mag arrogant sein, doch wäre es leutselig (und damit erst recht arrogant), sie zu unterlassen. Tzvetan Todorovs Modell des „Anderen“ (in dem Buch „Die Eroberung Amerikas“, dtsh. 1985) beschrieb eben auch noch eine (wissenschafts-) alltägliche Verstehens-Kluft: „Das Problem des Anderen“ (so Todorovs Untertitel) bleibt auf eine geradezu abenteuerliche Weise ungelöst. Das Problem des anderen Lesers, der anderen Leserin lässt sich kaum damit lösen, dass man „rezeptionsästhetisch“ einen Super-Leser oder einen „hybriden Leser“ in einem einheitlichen Literatur-System schafft, der das theoretische Verständnis von Literaturwissenschaftlern ebenso zu integrieren und zu verkraften vermag wie alle Formen sog. Laien-Rezeption.

Die Mechanismen der Begeisterung über einen Autor und über einen Text bzw. die Mechanismen der Ablehnung lassen sich nur zum kleinsten Teil an „Autor“ und „Text“ delegieren. Hauptsächlich entscheidend sind die eigenen Konstruktionsleistungen. Gewaltdarstellungen im Fernsehen zum Beispiel wirken in jeder nur denkbaren Richtung: Der gleiche Film kann abstoßend, anregend oder relativ neutral wirken - je nach Persön-

lichkeit des jeweiligen Zuschauers; warum sollten die Rezeptionsvorgänge bei der Lektüre grundsätzlich anders sein? In empirischen Untersuchungen zeigt sich, dass eine Produktanalyse, wie gründlich, wie gekonnt sie auch immer sein mag, so gut wie keine Vorhersage über das Rezeptionsverhalten der „Anderen“ zulässt. Beinahe alles ist anders als man erhofft oder befürchtet hat.

#### **1.4 Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit**

Literaturwissenschaft kann immer weniger als „reine“ Textwissenschaft verstanden werden; ihre Öffnung hin zu einer Kultur- und Medienwissenschaft erscheint konsequent (und daher wird in diesem Buch des öfteren auch von anderen Medien die Rede sein). Obwohl die überzeugenden Plädoyers für entsprechende Öffnungen bzw. Einordnungen der Literaturwissenschaft in Richtung auf eine allgemeine Kultur- und Medienwissenschaft zum Teil mehr als fünfzehn Jahre zurückliegen (vgl. etwa Kreuzer 1975, Kreuzer 1977; jetzt auch Vietta 1982, Fischer et al. 1987, Grenzmann et al. 1987), sind solche Vorschläge bekanntlich immer noch umstritten. Doch Literatur, Essay und Literaturwissenschaft stehen nicht mehr außerhalb des Marktes, wo die „Lügen“ verkauft werden. Zwar würde eine Gesellschaft, die keine (Literatur-)Lesegesellschaft mehr ist, erheblich anders aussehen, aber andererseits kann kultureller Wandel auch ohne Literatur, wenn auch nicht ohne sprachliche Reflexion, ohne Beschreibungswandel, ohne wirklichkeitsverändernden Sprachwandel stattfinden. Literatur kann als ein Anstoß im kulturellen Konkurrenzkampf um solche Beschreibungen gesehen werden. Aber alle Bemühungen, Literatur dabei immer noch außer Konkurrenz laufen zu lassen, scheinen wenig ergiebig. Das Risiko von „Alleinvertretungs-Ansprüchen“ und falschen Vergleichen besteht darin (wie sich ja auch zeigt), dass man uns schließlich auch das nicht mehr glaubt, was wir über die Literatur selbst sagen. Das beweist selbstverständlich nicht, dass Warnungen vor bestimmten Erscheinungen der sog. „Medienkultur“ generell unberechtigt sind und dass den „Beschwichtigungen“ eher zu glauben wäre, aber die zweifellos notwendige Propagierung der Literatur braucht zum Teil erheblich veränderte Argumente. Handlungen mit Literatur mögen unverwechselbar sein, gänzlich unersetzlich sind sie nicht, solange es irgendwo neuartige, unkonventionelle, kritische, reflexive

Sprachhandlungen („Interpretationen“) im Sinne von veränderten Wirklichkeits-Beschreibungen gibt. Wir müssen ohnehin daran zweifeln, dass es sie überhaupt noch gibt, die Avantgarde, aber sicher kann man sein, dass eine Suche nach ihr nicht auf Kunst und Literatur zu beschränken wäre.

Auch neuere und differenziertere Auffassungen über das „Erkenntnisinteresse von Dichtung“ hoffen noch auf kategoriale Unterschiede zwischen literarischen und nicht-literarischen Beschreibungen; zu nennen sind etwa Peter Bürgers anhaltende Bemühungen, den Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit ebenso zu retten wie den dafür notwendigen stabilen Werkbegriff. (Zur Kritik vgl. Bubner 1986, 100ff.) Und andernorts schallt als Emphase der siebziger Jahre genau das heraus, was zuvor hineingerufen wurde: „Die von okzidentaler Herrschaftslogik vergessenen und verdrängten Formen der Weltauslegung zu retten, ist das Erkenntnisinteresse von Dichtung Ihm gegenüber verhalten sich an szientistischen Idealen orientierte literaturwissenschaftliche Methoden denunziatorisch. In einer Epoche, da Wissenschaft und Technik selbst zur Basisideologie werden, betreibt eine szientistische Literaturwissenschaft Identifikation mit dem Aggressor von Dichtung, statt diese als Medium der Wiederkehr des vom Rationalitätszwang Verdrängten rettend zu kritisieren.“ (Hörisch und Pott 1983, 178). Damit verbunden ist die wissenschaftstheoretisch wohl uneinlösbare Forderung, „(...) die Wissenschaft der Literatur verhält sich zu ihrem Gegenstand solidarisch (...)“ (ebenda 176). Weit verbreitet gab und gibt es also die Annahme, Literatur sei stets etwas Widerständiges, rätselhaft Verzaubertes, scheinbar Inkommensurables und zu Verehrendes, unter offenkundiger Vernachlässigung aller Panegyrik, aller haß- und kriegstreibenden Literatur - und aller platten, maßstabgetreuen Literatur, die auch in den „höheren“ Feuilletons dem „breiten“ Publikumsinteresse „tatsächlich“ entsprechen mag. Jede Bestimmung von Kunst und Literatur ist nicht Bestimmung einer schon als „widerständig“ und „rätselhaft“ vorgegebenen Sache, sondern ein zwar nicht grundloses, aber auch nicht notwendige Herausschallen dessen, was zuvor in eben dieser Weise hineingerufen wurde. Freilich ziehe auch ich es vor - und treffe damit eine Wahl aus einem breiteren Angebot - Kunst und Literatur, sofern irgend möglich, auch als Skandal, als Provokation hineinzurufen, aber dazu eignen sich allenfalls zehn Bücher pro Jahr, der Rest ist rettungslos angepasst und vor-domestiziert durch die Produzenten und die Erwartungen der meisten Rezipienten.

Folgt man den hier unterbreiteten Vorschlägen, dann gibt es auch keinerlei Plausibilität - außer in der Anekdote oder in der gelegentlichen essayistischen Übertreibung - das „Primäre“, das „Unmittelbare“, das „Inkomensurable“ der Kunst bzw. der Literatur gegen das „Sekundäre“, „Parasitäre“ der akademischen, journalistischen oder essayistischen Interpretation auszuspielen, wie dies in zahllosen paradoxen und prominenten Unternehmungen geschieht; „paradox“ natürlich deshalb, weil dabei stets eine Sekundärschrift alle anderen Sekundärschriften denunzierend das „Primäre“ fundamentalistisch heiligt, dabei also suggeriert, es gäbe neben den akademischen, den journalistischen oder essayistischen Redebereich noch einen weiteren Bereich, der sich unmittelbar zu seinem Gegenstand verhalten könnte (zuletzt Steiner 1990 und weitgehend auch noch das Nachwort von Botho Strauß).

Im vorliegenden Buch soll gezeigt werden, dass die „inneren“ Vorstellungen, die man sich im Umgang mit Kunst und Literatur macht, nur graduell von jenen Vorstellungen verschieden sind, mit Hilfe derer alle anderen Welt-Phänomene wahrgenommen werden. Kunst bzw. Literatur und Alltagswirklichkeit sind zweifellos differente soziale Handlungsbereiche, aber die systeminternen psychischen Wahrnehmungs-Prozesse, aufgrund derer diese Unterschiede hervorgebracht werden, sind in der Ausgangssituation zunächst durchaus vergleichbar. In diesem Sinne kann dann von einer grundsätzlichen „Halluzinatorik“ der Wahrnehmung gesprochen werden. Bewusst forcierte „Halluzinatorik“ meint das Bemühen um veränderte Wirklichkeits-Konstruktion; der Mechanismus, der sie hervorbringt, betrifft „Die endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung“; und die Möglichkeiten, eine solche Tätigkeit in Einzelaspekten zu modellieren, liefert das sog. „Innere Sprechen“.

Die im psychischen System als vorherrschend erlebte Wirklichkeit herrscht vor allem durch soziale „Bestätigungen“ vor, aber sie ist nicht grundlegend „wirklicher“ als die (Neu-)Konstruktion, als die Antizipation einer noch nicht herrschenden Wirklichkeit. Kultureller und gesellschaftlicher Wandel kann überhaupt nur aufgrund dieser prinzipiellen Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination angestoßen werden. Kunst und Literatur machen aufmerksam auf die Konstruiertheit der vorherrschenden Wirklichkeit. Kunst und Literatur spielen (bestenfalls)

auf herausgehobener Bühne das Spiel, das überall stattfindet: Die stets auch „kreative“ Konstruktion von Wirklichkeit.

Die Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit bedeutet jedoch keine postmoderne Totalplanung der Grenzen von Kunst und Wirklichkeit. Aus der hier vorgeschlagenen Auflösung gewisser Differenzen zugunsten neuer Unterscheidungen lässt sich nicht folgern, dass in den diesbezüglichen Terrains überhaupt keine Unterscheidungen mehr vorgenommen werden könnten. Das wäre so, als wollte man jemanden, der unter einigen Mühen einen schweren Grenzstein aufhebt, unterstellen, er hätte nicht vor, ihn jemals wieder irgendwo abzusetzen. Es scheint nach wie vor möglich, einen Gartenzwerg von einer Giacometti-Plastik, ein Hühnerei von einer Arp-Skulptur und ein Sperrmüll-Lager vom Merzbau Kurt Schwitters' zu unterscheiden. Trotz der als zentral zu verstehenden Hinweise auf eine grundsätzliche „Halluzinatorik“ werden Argumentation und Schlussfolgerung hier auch anders lauten als etwa bei Baudrillard (1982, 1985). Gleichwohl lässt sich nicht übersehen, dass die Gegenwartskultur bekanntlich in hohem Maße dadurch charakterisiert ist, dass die Mechanismen kultureller Inszenierung vermehrt außerhalb der alten Domänen zu beobachten sind, und es behält ja durchaus kritische Qualität, wenn Politik als „Real-Satire“ beschreibbar wird, wenn Entführungen in der Tat als „Geisel-Drama“ ablaufen, wenn Affären um Ministerpräsidenten zwar Tragödien nicht erreichen, aber doch mehr Niveau haben als Boulevardtheater, wenn der Zerfall von politischen Systemen in einem Zeitraum stattfindet, der den eines Fünf-Akters unterschreitet. Die Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit bedeutet also aufs Ganze gesehen gerade kein defensives Konzept: Weil Realismus-Konzepte fallengelassen werden, erweitert sich die Perspektive für kulturelle Phänomene und individuelle Möglichkeiten - und für deren Kritik: Wenn „Realität“ nicht mehr als Ausgangs- und Endbereich der Frage nach dem gesellschaftlichen Wandel genommen werden kann, wenn es stattdessen um „viables“ (lebbares) Wissen in verschiedenen, aber gleichermaßen möglichen Wirklichkeits-Konstruktionen geht, dann lassen sich die jeweiligen Hervorbringungen von Welt nunmehr auch als „kulturelle“ Phänomene beschreiben. Hier wird also nicht vorausgesetzt, gesellschaftlicher Wandel ergebe sich notwendigerweise durch die „objektiven“ Erfordernisse einer angemesseneren, zeitgemäßen Bearbeitung einer veränderten Realität. Ausgehend von konstruktivistischen Überlegungen eröffnet sich also oder erweitert sich zumindest die wichtige

Kritik-Gelegenheit, Staat, Wirtschaft, Industrie und Technologie-Gläubigkeit und Technologie-Praxis ihrerseits als kulturelle Phänomene zu verstehen.

„Kultur“ wird hier verstanden als Summe von Wissenszusammenhängen, von Kognitions- und Emotions-Strategien, von Kommunikationsweisen, Verhaltens- und Interaktionsmustern, von mehr oder weniger individuell-sozialisierten „Lebensentwürfen“. Das ist sicher nicht jener „erweiterte Kulturbegriff“ den zum Beispiel Hans Magnus Enzensberger befürchtet, ein Begriff, „(...) unter den sich Museen und Möbelmessen, Opernhäuser und Flohmärkte, Punk-Festivals und Symposien, Peepshows und Fußballmeisterschaften, Computerspiele und Tourismusbörsen, Kochkurse und Symphonieorchester ohne weiteres subsumieren lassen.“ (1988) Abgesehen davon, dass eine partielle Erweiterung nicht diese totale Erweiterung erreichen muss, die Enzensberger allen Versuchen unterstellt, die sich von seinem an kanonisierten Kultur-Gütern orientierten Kulturbegriff lösen wollten, abgesehen davon also sind enge und unirritierbar verehrungsvolle Kulturauffassungen vorwiegend kleinbürgerliche Privilegien. (Vgl. Bourdieu 1989, 17f.) Wenn man davon ausgeht, dass die Gesellschaft der Gegenwart durch immer weitere Ausdifferenzierung von Teilsystemen oder Teilfeldern entstanden ist, dann werden auch die ehemals großen Unterschiede nun zu eher „feinen Unterschieden“. Wer am „Erhabenen“ zweifelt, verkauft sich damit ja noch nicht an eine Banalkultur.

Gesellschaftlicher Wandel vollzieht sich stets als kultureller Wandel. Dass sich gesellschaftlicher Wandel „auch“ als kultureller Wandel vollzieht, wird vermutlich niemand bestreiten wollen; demgegenüber soll hier nun gezeigt werden, dass kultureller Wandel nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern geradezu die wesentliche Vorbedingung eines gesellschaftlichen Wandels darstellt. Selbstverständlich sollen politischer und ästhetischer Diskurs nicht in jeder Hinsicht gleichgesetzt werden; gleichwohl ist die nicht nur aus dem Faschismus bekannte maßlose Ästhetisierung von Politik ebenso ein Kennzeichen der Moderne wie jede neuerliche, aber wiederum aussichtslose Politisierung der Ästhetik. Wenig spricht für „zwei Kulturen“: Naturwissenschaft und Technologie sind genauso kulturelle Phänomene wie Geisteswissenschaft und Kunst bzw. Kultur im engeren Sinne. Konstruktivistische Konzepte helfen, den alten Gegensatz von „Natur“ und „Geist“ zu überwinden; ein genereller Mo-

nismus wird freilich nicht angestrebt. Die zweifellos auffälligen Unterschiede zwischen den beiden sozialen und kulturellen Handlungsweisen beschreiben Unterschiede auf gleichsam nachgeordneten „Ebenen“, sind aber kein Beweis für eine Kultur-Unabhängigkeit der einen oder der anderen Handlungsweise; der soziale Handlungsbereich ist verschieden, nicht aber die grundlegende Kultur-Charakteristik.

Was sind die Bedingungen kulturellen und gesellschaftlichen Wandels (soweit sich dies schon vorab spezifizieren lässt)? Will man den merkwürdig starren, soziale Dynamik eher verkennenden, „standphotohaften Charakter des utopischen Denkens“ (vgl. Gustafsson 1970, 89) vermeiden, dann lässt sich in der Tat immer nur die Anfangssituation des Wandels beschreiben: eine dynamische, offen forcierte Halluzinatorik beschreibt Impulse, zeichnet allenfalls Anfangsbilder oder allgemeine Gefühlshaltungen (wie z.B. „Mitleid“ oder „Würde“), aber sie antizipiert gerade nicht schon die jeweilige Gesamtsituation in autoritärer Weise. Produktion und Rezeption von Literatur erscheinen herkömmlicherweise leicht als Lernziel-Annäherung an vorab definierte Situationen; von Wahl oder Auswahl kann kaum noch die Rede sein; die Studierenden der Literaturwissenschaft sind frustriert, weil sie nie jene Erfahrungen machen, die ihnen in der Sekundärliteratur versprochen werden.

Wandel kann nur dort imaginiert und bei anderen angeregt werden, wo die (Selbst-)Verpflichtungen konventioneller oder konservativer Verhaltensweisen mindestens ansatzweise durchbrochen werden können: In verstärkt erlebter Individualität. Anstöße zum Wandel, Impulse zu veränderter Welt-Interpretation und Welt-Konstruktion können zwar aus allen Generationen und Traditionen, aber zunächst immer nur von einzelnen Individuen kommen. Kreative Konstruktion ist (zunächst jedenfalls) unkommunikativ: Die dabei initiierte Perspektive kann per se keine Perspektive sein, die schon zu Anfang von anderen geteilt wird. Erfindungsreiche Gefühle spielen dabei keine geringere Rolle als Verstand und Vernunft; die Begründungen dafür lassen sich bis in die biologischen Bedingungen menschlichen Erkennens, bis in die Netzwerke neuronaler Aktivität zurückverfolgen. Eine in der Ausgangssituation gleichsam „halluzinatorische“ Ablösung von der vorherrschenden Wirklichkeit ergibt sich nur aus einem individuellen Fühlen, Denken und Handeln, deutlich abrückend von konventionellen und konsensuellen Handlungsmustern.



Es gibt abgesehen von „konstruktivistischen“ Überlegungen kaum eine kultur- bzw. literaturwissenschaftliche Tradition oder einen gegenwärtigen „Diskurs“, an den (abgesehen von einigen Ähnlichkeiten) das vorliegende Projekt anknüpfen könnte. Eine gewisse Ausnahme stellen die Thesen des englischen Kulturtheoretikers Raymond Williams dar. Bereits Anfang der sechziger Jahre schrieb Raymond Williams: „Der Gegensatz zwischen Kunst und Wirklichkeit kann endlich als falscher erkannt werden.“ (1977, 25; engl. Original 1961) Seinerseits ausgehend von Überlegungen des Biologen J. Z. Young (1951) nimmt Williams „konstruktivistische“ Thesen vorweg (auch wenn aufs Ganze gesehen die Unterschiede dann doch größer sind als die Ähnlichkeiten): „Die Kunst erlangt schließlich gerade dadurch ihren Wert, dass es das Faktum der Kreativität in unserem gesamten Leben gibt. Alles was wir sehen und tun, die gesamte Struktur unserer Beziehungen und Institutionen hängt letztlich von unserem Bemühen um Lernen, Beschreiben und Mitteilen ab. Wir schaffen unsere menschliche Welt so, wie wir vermeinten, dass Kunst geschaffen würde. Die Kunst ist eines der großen Mittel eben dieses Schaffens. Daher sind auch die Trennung zwischen Kunst und übrigen Leben einerseits und die Abfertigung der Kunst als einer unpraktischen und zweit-rangigen Angelegenheit (einer 'Freizeitbeschäftigung') andererseits nur zwei Formulierungen des gleichen Irrtums. Wenn alle Realität über das Ringen um eine erfolgreiche Beschreibung erfahren wird, dann kann die 'Realität' nicht isoliert und in einen Gegensatz zur Kunst gestellt werden, weder um der Kunst dadurch besonderes Ansehen zu verleihen, noch um das Gegenteil zu erreichen.“ (1977, 42) Für Williams steht außer Frage „(...) dass die Realität, so wie wir sie erfahren, in dem genannten Sinne eine menschliche Schöpfung darstellt, dass unsere gesamte Erfahrung eine menschliche Version der Welt ist, in der wir leben.“ (1977, 23) Noch ehe seine Thesen explizit angegriffen wurden, glaubte Williams allerdings, sie bereits aggressiv verteidigen zu müssen: „Die Auffassung, dass Kunst und Kultur etwas Gewöhnliches seien, stößt auf hysterischen Widerspruch, obwohl jeder neuerliche Anspruch auf das Außerordentliche der Kunst die Feindseligkeit gegenüber der Kunst, gegen die Klage geführt wird, nur verstärkt. Häufig wird angenommen, die Lösung läge darin, die Kunst auf das Niveau der übrigen gesellschaftlichen Tätigkeit herabzuwürdigen. Demgegenüber ist zu betonen, dass es im Grunde keine 'gewöhnlichen' Tätigkeiten gibt, jedenfalls wenn darunter das Fehlen schöpferischer Interpretationen und Bemühungen verstanden wird.“ (Williams 1977, 42)

## 1.5 Interpretation und Sonder-Beobachtung

Die Parallelität von Wahrnehmung, Erkenntnis, Wissen und Interpretation hat vor allem dies zur Folge: Die genauere Untersuchung der „Gegenstände“ von Welt und Literatur wird primär die Eigenschaften von Beobachtern, nicht die der „Gegenstände“ zum Vorschein bringen. Wir konstruieren nicht nur unsere Beobachtungen an der „Welt“ und an der Literatur, sondern wir konstruieren gerade auch noch jene „Welt“ und jene Literatur, auf die sich unsere Beobachtungen (dann) beziehen. Groebens polemische und von ihm selbst mit „Teils, teils!“ beantwortete Frage, ob Kolumbus die Indianer entdeckt oder erfunden habe (1989, 271) markiert zwar eine sinnvolle, oft vernachlässigte Unterscheidung zwischen verschiedenen Graden der Beobachter-Abhängigkeit, beweist aber nicht, dass etwa die visuelle „Entdeckung“ der Indianer ohne die Eigenschaften eines, visuelle Unterscheidungen „erfindenden“ Beobachters auszuführen und zu erklären wäre. Aussagen über „Welt“ und über Literatur ergeben sich damit aus einer Beschreibung des Beobachters, aus dem Versuch, beizutragen zu einer Theorie über den Beobachter. Besonders hervorgehoben werden soll dabei die Rolle (nicht die Persönlichkeit) des Essayisten und Interpreten als eines Sonder-Beobachters (in Relation zu der konventionelleren und häufigeren Rolle eines Standard-Beobachters). Der Sonder-Beobachter handelt im Unterschied zu den Standard-Beobachtern so, als ob er außerhalb der Situation gemeinsamer Wirklichkeits-Konstruktion stünde; der Sonder-Beobachter imaginiert eine kognitive und emotionale Ablösung von den herrschenden Wirklichkeitsmodellen. Das Spektrum der jeweiligen Möglichkeiten zur Sonder-Beobachtung beschreibt den Bereich der „Freiheit“. In der Sonder-Beobachtung werden neue Beschreibungsbereiche hervorgebracht, und sie können nur hervorgebracht werden als neue Bereiche, wenn sie gerade nicht auf der Linie der vorherrschenden sozialen Kopplungen liegen. In der Anfangsphase der Ablösung können nur Individuen - halluzinatorisch - veränderte Wirklichkeitsmodelle vorwegnehmen. Weil Wirklichkeits-Konstruktionen subjektabhängig bewertet werden, können sie überhaupt als flexible Konstruktion erscheinen.

Das Reden und Schreiben über bzw. anlässlich von Literatur lässt sich erheblich anders verstehen und erheblich anders betreiben, als man ge-

meinhin annimmt, aber es bleibt unentbehrlich, solange Literatur überhaupt für irgend jemanden eine Rolle spielt; zwar erfreuen uns einmal im Jahr, gleichsam im Sommerloch der Literaturwissenschaft, namhafte und kompetente Interpreten mit einer mehr oder weniger scharfen Hetzjagd auf andere Interpreten; jedenfalls die Generalisierungs-Tendenz dieser Versuche ist ebenso amüsant, wie aussichtslos. Trotz gegenteiliger Behauptungen: Literatur kann nicht für sich selbst sprechen; Texte sind stumm; Literatur wird vom Leser zum Reden gebracht, bereits die Wahrnehmung und das Hervorbringen von Bedeutungen ist „Interpretation“, und zu diesem notwendigen Reden mit Literatur und über Literatur gehört „Interpretation“ in einem denkbar umfassenden Sinne, was wiederum nicht ausschließt, dass bestimmte Formen der schriftlichen Interpretation (etwa bestimmte „Text-Entschlüsselungen“) polemisch attackiert werden können und sollen.

Noch immer fungiert in weiten Bereichen der Literaturwissenschaft „der Text“ - beobachterunabhängig - als letztbegründende „Autorität“ (zum Teil sogar explizit) mit entsprechenden Aversionen gegen alle Fragen nach den Voraussetzungen einer solchen Voraussetzung - so, als sei jedenfalls die „Autorität des Textes“ dieses eine Mal eine nicht-hergestellte, sondern in jeder Hinsicht vorgegebene „Autorität“, so, als gäbe es nicht die Spur von individuellen und sozialen Handlungen, die diese Autoritäts-Imagination dann erst als ein unter Umständen durchaus nützlichendes Endergebnis erzielen, so, als seien Leser mäßig erfolgreiche Sucher eines allenfalls bruchstückweise zu hebenden Sinn-Schatzes, der ganz ohne jeden Zweifel unabhängig von den Suchern selbst vorhanden ist, keinesfalls aber durch die Emphase der Suche gleichsam gerüchtartig erst erfunden wird. Wer die „Autorität des Textes“ verfügt, hat zuvor Sinn und Bedeutung des Textes ontologisiert. „Wie kann die Autorität die Interpretation legitimieren, wenn sie ihrerseits von der Interpretation legitimiert wird?“ (Eco 1988, 20) Eine Art von triviale Autorität kommt allerdings bei Texten dann ins Spiel, wenn gerade nicht von verborgenen grandiosen Sinn-Schätzen die Rede ist, sondern im Gegenteil von völlig unstrittigen Bedeutungszuschreibungen: „Katze“ ist wohl für kaum einen Sprachbenutzer gleich „Hund“; das aber ist die einzige Art von Autorität, die nicht stets in den spezifischen Bedingungen des jeweiligen Redens über die „Autorität von Texten“ gesucht werden müsste. Oder anders gesagt: Gerade in strittigen Fälle der Interpretation ist es völlig unmöglich, dass die „Autorität des Textes“ entscheidet, wird sie doch aufgrund der „Anfrage

an den Text“ selbst massiv angezweifelt; es sein denn, man hält am Modell einer Art göttlichen Schriftsinns fest, wonach die Schrift sich selbst auslegt, dabei aber aus unerforschlichen Gründen nur einige Bedeutungen herauslässt und mit dem Rest der Selbstoffenbarung kapriziös stets auf sich warten lässt und ohnehin immer nur den jeweils letzten Interpreten erleuchtet. Was Staiger ausdrücklich vorsieht, dass nämlich der teilweise unabhängig vorgegebene Gegenstand den Interpreten „ergreift“, nicht umgekehrt (1971, 10), findet sich in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft zumindest in den Spuren einer solchen Hoffnung wieder. So ist beinahe schon paradoxerweise der oft beklagte Autoritätsverlust der Literaturwissenschaft mindestens aus der Sicht neuerer Wissenschaftstheorien auch darauf zurückzuführen, dass die „Autorität des Textes“ und die „Legitimationsinstanz Literatur“ (Bogdal 1990, 14) nicht ausreichend in Zweifel gezogen wurden. Die Legitimation des literaturwissenschaftlichen Arbeitens soll hier nicht bezogen werden auf „objektiven gesellschaftlichen Bedingungen“, nicht auf subjektunabhängigen „Zeichen“ und „Strukturen“, nicht auf den „Bedarf des Fachs“, nicht auf einem „der Autor will ...“, nicht auf einem „der Text zeigt ...“, „der Text verlangt ...“, also keinesfalls auf „Sachzwängen“, auch nicht auf „Diskurs“-Zwängen, sondern auf Beobachter-Eigenschaften in individuellen und sozialen Kontexten. Obwohl wir es nach außen hin anders praktizieren, so arbeiten wir Literaturwissenschaftler eben doch nicht unter einem „Befehlsnotstand“, für den der Text oder die „Scientific Community“ verantwortlich zeichnet. Die förderlichen und die hemmenden Regeln des Fachs kommen zum Vorschein.

Mit der herausragenden Rolle, die das „Bemühen um Lernen, Beschreiben und Mitteilen“ bei Williams bekommt, deutet sich Interpretation bereits als ein globales Modell der Wirklichkeits-Konstruktion an: „Wir 'sehen' auf bestimmte Weise, d. h. wir interpretieren sensorische Informationen aufgrund bestimmter Regeln, entsprechend einer Lebensweise. (Hervorhebung von mir. B. S.) Aber diese Regeln und Interpretationen sind alles andere als konstant. Wir lernen vielmehr ständig neue Regeln und Interpretationen und sehen daher buchstäblich auf neue Weise. So lässt sich deshalb im doppelten Sinne von einer 'schöpferischen' Tätigkeit sprechen.“ (1977, 23)

Eine konstruktivistische „Hermeneutik“ (falls „Hermeneutik“ hier überhaupt noch das richtige Wort ist) ist keine ontologische Auszeichnung

von Verstehensprozessen (auf eine Diskussion der Arbeiten Heideggers wird verzichtet), gleichwohl ist die Dimension „global“: Ausgehend von konstruktivistischen Grundannahmen gibt es keine Trennung von Welt-Wahrnehmung und Welt-Interpretation. Erkennen, Wahrnehmen und Interpretieren fallen zusammen. Die Annahme, dass Interpretation bei der Wahrnehmung eine bedeutende Rolle spielt, würde vermutlich niemand bestreiten; der Unterschied zu solchen Überlegungen liegt hier jedoch darin, dass Interpretation nicht erst als ein gleichsam nachfolgender Erklärungs- oder Auslegungs-Vorgang von Wahrnehmungen verstanden wird, sondern als ein Vorgang, der überhaupt erst die Voraussetzungen schafft, dass Wahrnehmung stattfinden kann. Veränderte Interpretation erscheint nunmehr als Voraussetzung jeder „Welt-Veränderung“. „Welt-Veränderungen“ ergeben sich aus Regel-Veränderungen, also dadurch, dass sich die Konventionen, die Diskursregeln, die Mechanismen der Konsens-Herstellung ändern, dadurch, dass sich die Überzeugungskraft, die „Mode“ der Regeln wandelt.

Die Möglichkeiten, die hier der Interpretation literarischer Texte eröffnet werden, sind größer als die Einschränkungen: Nicht Literaturwissenschaft insgesamt, wohl aber *die Interpretation von literarischen Texten gilt hier (zumindest im Unterschied zu einigen strikten hermeneutischen Wissenschafts-Positionen) als essayistische Tätigkeit* - als Tätigkeit zwischen Sonder-Beobachtung und Standard-Beobachtung, gleichwohl nicht zu verwechseln mit der literarischen Tätigkeit -, aber unterschieden von der wissenschaftlichen Tätigkeit. Es geht im folgenden gerade nicht darum, anzuzweifeln, dass Erzähl- und Stilanalyse, dass Textanalyse und Darstellung der Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte gegebenenfalls als „wissenschaftliche“ Verfahren gelten können; Interpretation als Form der Sonder-Beobachtung geht aber in jedem Fall darüber hinaus.

Um Missverständnissen anlässlich des Vorschlags, Interpretation als essayistische Tätigkeit zu verstehen, zuvorzukommen: Ein Plädoyer für den Tanz ist kein Plädoyer für die Abschaffung des normalen Gehens und noch weniger wäre es ein Vorschlag zur Lösung aller Fortbewegungs-Probleme. Wissenschaftler handeln in starker Anlehnung an methodische Standards, zu denen gerade nicht, jedenfalls nicht vorzugsweise Originalität, Eigenwilligkeit oder Individualität gehören. Wo aber sind die nachvollziehbaren, die nachahmbaren und erlernbaren einheitlichen wissenschaftlichen Standard-Verfahren im Fall der Interpretation literarischer

Texte? Wie wirksam, wie weit reichend sind Standards im Fall der Interpretation? Wann kann man als Interpret beanspruchen, in der Rolle eines Standard-Beobachters „wissenschaftlich“ zu handeln? Wie lässt sich stellvertretend sprechen? Worin besteht die weitgehende Einheitlichkeit im methodischen Vorgehen der Wissenschaftler, die sie trotz aller übrigen Differenzen zu anerkannten Experten (im Unterschied zu „Laien-Interpreten“) macht?

Die Überlegungen, die sich aus einem konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis hinsichtlich Literaturwissenschaft ergeben, werden ausführlicher (vor allem in Kapitel 4) erläutert. Die Grenzen für „Wissenschaft“ sind hier eher eng gesteckt; dies geschieht nicht zuletzt als Reaktion auf jene Haltung, instabile Kriterien und undeutliche Methoden vorschnell in Kennzeichen gerade geisteswissenschaftlicher Wissenschaftlichkeit umzufunktionieren. Was geschieht, bevor man einen Begriff des „Gegenstands“ gewinnt, bevor man zu relativ subjekt-unabhängigen Aussagen gelangt? Die vorläufige Antwort lautet: Jemand, der über Literatur redet und schreibt, kann grundsätzlich nichts „über“ einen Text sagen, er kann auch nicht das (her-)auslegen, was „in dem Text selbst“ liegt, sondern er kann nur, sich selbst beschreibend, einen phänomen-erzeugenden Mechanismus (eine Art „Rezept“) angeben, aufgrund dessen andere Hörer und Leser sich selber die betreffenden Phänomene gleichsam ein zweites Mal in einer parallelen Hervorbringung erzeugen können.

Diese Orientierung hin auf „Andere“ widerspricht jedem Subjektivismus oder Psychologismus. Im übrigen gilt: In dem Augenblick, wo Texte produziert werden, wo Selbstbeschreibungs-Vorgänge des Autors bzw. des Interpreten in Sprache umgesetzt werden, ist das Resultat nicht mehr privat, wie intim der Autor sich auch äußern mag; der volle subjektive, der volle private Charakter von Selbstbeschreibungen ist durch den Gebrauch von Sprache überhaupt nicht zu vermitteln; auch in der verschärften Betonung der subjektabhängigen Rezipienten-Perspektive erscheint Sprachgebrauch gleichermaßen auch als „entpersönlichend“. (Berger und Luckmann 1980, 41) Die „Anderen“ erschweren und stören die abweichende Beobachtung, die Halluzinatorik, aber sie ermöglichen sie andererseits auch: Sie liefern die Anlässe des Abrückens, sie fordern den Sonderfall heraus und sie bilden schließlich wieder das Ziel des Veränderungs-Vorschlags.

Wenn man literarische Texte als Sonder-Beobachtung im Ablauf der Alltagserfahrungen hervorbringen und erleben will, und wenn man sich einen Rest von dieser Art der Erfahrung in der schriftlich vorgelegten Interpretation erhalten will, dann ist zumindest in der „Startsituation“ auf die besondere Kompetenz, die spezifische Begabung und Intelligenz, die individuelle Kreativität des Interpreten nicht zu verzichten. Die Ausgangslage einer Interpretation bleibt eine Erkenntnisleistung eines einzelnen Menschen (unter Umständen sogar eine „selbstherrliche Sinnsetzung“). Eine allgemein gültige Standard-Interpretation würde den „common sense“ zitieren oder den Ausgangs-Text paraphrasieren, sagte aber über den Ausgangs-Text gerade nichts Besonderes aus. Die Grauen moderner Strafkolonien, moderner Vernichtungs-Lager wurden von Schriftstellern halluzinatorisch „erahnt“, und zwar gerade durch „Rückzug“ aufs eigene Selbst, durch eine praktizierte „Verteidigung der Selbstbeschreibung“; viele Bücher, aus welcher Sparte auch immer, von denen man sagen könnte, sie hätten (ein wenig) die Welt verändert, stammen aus einer Art von „Rückzug“, nicht selten sogar aus der Situation unfreiwilliger Gefangenschaft. Wo findet Hieronymus Bosch die Kombinationen vor, die er malt, wenn die „Außenwelt“ allenfalls Bruchstücke dafür bereitstellt? (Vgl. Kamper 1986a, 113ff.) Soziale Systeme haben geradezu ihren Sinn darin, „konservativ“ zu sein; die soziale oder institutionelle „Verpflichtung“ verzögert oder blockiert kritische Sonder-Beobachtung; der Vorwurf der „Anderen“, „Nestbeschmutzung“ zu betreiben, besteht so gesehen völlig zu Recht.

Auch essayistische Sonder-Beobachtung wird selbstverständlich nur in dem Maße möglich, in dem es gelingt, diese Sonder-Beobachter-Rollen innerhalb der kulturellen Handlungsrollen einer Gesellschaft zu reklamieren und durchzusetzen. Eine Scheu vor Praxis oder gar eine Aversion gegen sie lässt allerdings in den Geisteswissenschaften immer noch die Illusion entstehen, Beobachtung führe allein schon deshalb zum Wandel, setzte sich schon allein deshalb durch, weil sie insgesamt unentbehrlich und im Einzelfall berechtigt ist - so als setzten sich „Wahrheit“ und „Vernunft“ gleichsam von selbst durch, als seien sie eine Flaschenpost, und der zufällige Finder sei auch immer schon der intendierte Adressat. Interpretationen, verstanden als essayistischer Umgang mit Literatur, haben stattdessen wohl eher die Eigenschaften eines Manipulationsversuchs, zumal der Essayist (zumindest hierzulande) nicht

mit dem Sozialprestige rechnen kann, dass der Wissenschaftler hat. Meine gelegentlich vorgetragene Empfehlung, Interpretation von Texten, zumindest gewisse Formen davon, auch als essayistische Tätigkeit zu verstehen, wurde denn auch zuweilen genau im Kontext diese Prestigeverlustes rezipiert. Am Anfang der „modernen“ Redens über Literatur (etwa bei Friedrich Schlegel) gab es bekanntlich noch keine Trennung von Essay („Fragment“) und Wissenschaft, von Literaturkritik und Literaturwissenschaft.

Die Mechanismen der Herstellung essayistischer Tätigkeit lassen sich weitestgehend angeben; der Essay ist (ähnlich wie Wissenschaft) weder „magisch“, noch „frei“ von bestimmten Regeln. Es ist offenkundig sinnlos, kommunikative Orientierungen gänzlich zu unterlassen; im übrigen würde diese Unterlassung auch nie gelingen, denn allein die Verwendung von Sprache würde dem widersprechen. Es gilt, eine Art prekäre Balance zu schaffen; die beinahe dilemma-artigen Schwierigkeiten bestehen darin, dass sich der Umgang, gerade auch der professionelle Umgang mit Literatur neben der individuellen Basis selbstverständlich auch „sozial“ abspielt, es aber gleichwohl keinen bzw. nur einen halluzinatorisch erzeugten „Zugang“ zwischen psychischen und sozialen Systemen gibt.

Woher kommen die herausragenden und zugleich „selbstverständlichen“ Einfälle, die Einbrüche in die Grundordnungen der vorherrschenden Wirklichkeits-Konstruktionen? Was sieht der Sonder-Beobachter in der Phase dieser speziellen Beobachtung, wenn auch er die „Realität“ nicht besser erkennt als andere, zugleich aber doch mehr und anderes sieht als diese? „Halluzinatorik“ betrifft besondere Formen der Introspektion, der Selbstbeschreibung, Erfindung innerer und „äußerer“ Vorgänge, die sich freilich von allen Formen des Rückzugs nach innen allein dadurch unterscheiden, dass ihre Resultate als Texte produktiv werden und damit ihrerseits zum Anlass von Kommunikation genommen werden können. Vielleicht ist die halluzinatorische Welt-Beobachtung, diese spezielle Form der Selbstbeobachtung, wie wir sie bei den Schriftstellern beispielhaft finden, schwer erlernbar, aber andererseits kann sie auch nur erlernt worden sein (es sei denn, man rechnete sie bereits zu den Erbanlagen). Ob diese Art der Beobachtung, ob dieses essayistische Handeln lehrbar ist, käme auf den Versuch an, und eben dieser Versuch soll hier mindestens ansatzweise konzipiert werden.



Interpretationen, „Gerüchte“, Kognitionen und Emotionen können soziale Veränderungen anstoßen (als „self-fulfilling-prophecies“), und dieser Fall stellt zugleich die extremste Chance von Außenwelt-Veränderungen dar, die überhaupt mit der Produktion und Rezeption von Literatur verbunden werden kann. Über Texte ist also „anstößig“ zu reden; behutsam ein „Gerücht“ mit Texten und anlässlich von Texten aufbauen und sich bemühen, es im Zuge seiner Verbreitung zu verwirklichen - dies wäre ein Literaturmodell und ein Rezeptionsmodell, aber auch ein Essaymodell, innerhalb dessen der Umgang mit Literatur neuerlich folgenreich werden könnte.

Sonder-Beobachtung wird hier strukturell, nicht personell begründet: Sonder-Beobachtung ist kein Dauerprivileg einzelner Personen oder Personengruppen. Dass unterschiedliche Personen und Personengruppen unterschiedlich Gebrauch machen von ihren Beobachtungsmöglichkeiten, schafft keine einklagbaren Sonderrechte für einzelne Personen. Sonder-Beobachtung ist nicht legitimiert durch eine bessere Ethik, eine überlegene Moral, durch eine Berufung auf eine höhere Instanz, sie ist nicht legitimiert im Auftrag eines „objektiven Gangs der Weltgeschichte“, sondern Sonder-Beobachtung ist legitimiert schlicht dadurch, dass in einer nicht-primitiven Kultur und einer nicht-diktatorischen Gesellschaft die Beobachter-Rolle und auch die halluzinatorische „Weitsicht“ und die Autorität dieser Rolle legitimiert sind bzw. es sein sollten; psychische und soziale Systeme können sich gegenseitig gleichsam zum Wandel „auffordern“, aber vollziehen kann Wandel sich nur jeweils systemintern. Gewalt-Herrschaft versucht, die System-Beobachtung auszuschalten bzw. eine genehme „Beobachtung“ vorzuschreiben (die gleichsam nur noch „zitiert“ werden darf): Unablässig rechtfertigen sich solche Regimes in den von ihnen kontrollierten Medien - und inszenieren damit - weil sie früher oder später bei allen Individuen eine Sonder-Beobachtung geradezu provozieren - nicht selten zugleich auch die Vorbedingungen einer Revolution gegen sich selbst.

## 1.6 „Konstruktivismus“ und andere Ansätze

Meine Anlehnung an den Diskurs des sogenannten „Radikalen Konstruktivismus“ wird keinesfalls als eine „Konfession“ exerziert; die Bezeichnung „radikal“ übernehme ich unwillig, sie ist irreführend, wenn nicht sogar falsch: Gerade der „Konstruktivismus“ hat strenggenommen keine Möglichkeit, seine eigene „Radikalität“ einzuschätzen; allenfalls kann davon die Rede sein, dass die Modifizierungen vorhandener Ansätze in eine bestimmte Richtung gehen, in der „(...) Erkenntnis nicht mehr eine 'objektive', ontologische Wirklichkeit betrifft, sondern ausschließlich die Ordnung und Organisation von Erfahrungen in der Welt unseres Erlebens.“ (von Glasersfeld 1981, 23) Wirklichkeit kann demnach nicht repräsentiert (auch nicht „verzerrt“ repräsentiert), sondern nur konstruiert werden. Die Prüfgröße von Wahrnehmung ist daher nicht „Wahrheit“, „Objektivität“, „Tatsächlichkeit“, sondern ihre Qualität als eine der gegenwärtig möglichen, lebensfähigen Konstruktionen: Eine bestimmte Unterscheidungsleistung, die für den Beobachter zunächst das hält, was er sich von ihr erwartet. Eine Außenwelt, eine gegenständliche Welt ist existent im Bereich der jeweiligen Unterscheidungen. Es geht um die These, „(...) dass Erkenntnis nur möglich ist, wenn und weil sich Systeme auf der Ebene ihres Unterscheidens und Bezeichnens operativ schließen und auf diese Weise indifferent werden gegen das, was als Umwelt damit ausgeschlossen ist.“ (Luhmann 1988, 51) Herkömmlicherweise erscheinen „Sein“ und „Denken“ als getrennte, über Relationen verbundene Größen; in konstruktivistischer Sicht geht man davon aus, dass die Realität die Erkenntnis selbst ist. (Vgl. Luhmann 1990, 510) Luhmann spricht, bedingt durch sein Interesse an einer nicht-subjektbasierten Erkenntnistheorie, vom „operativen Konstruktivismus“ (1991, 68) Von ähnlich klingenden bzw. von vorkonstruktivistischen Auffassungen (etwa dem sozialen Konstruktivismus von Berger und Luckmann) unterscheidet sich der „Radikale Konstruktivismus“, nicht grundsätzlich in jeder Hinsicht, aber am deutlichsten in der Tendenz, die „ontologische Färbung“ zum Beispiel auch noch der Aussagen über „soziale Realität“ zu vermeiden (vgl. Knorr-Cetina 1989, 87). Die Frage „Wie wir erkennen?“ rangiert vor der Frage nach dem „Was“, nach dem „Gegenstand“ des Erkennens.<sup>3</sup> Die Annahme, dass man unvermeidlich mit internen Weltmodellen wahrnimmt, ist die „Entdeckung“ der Kognitiven Psychologie, nicht die des Konstruktivismus; dass diese internen Modelle in einer weitaus labileren oder in gar keiner Rela-

tion zur Umwelt stehen, darauf aufmerksam zu machen, ist die Leistung des sogenannten Radikalen Konstruktivismus.

Nicht alle Grundannahmen der Kognitionstheorie des Konstruktivismus sind unter den beteiligten Diskussionsteilnehmern unstrittig, noch sind es die Folgerungen, die sich für Kultur und Gesellschaft oder für Literaturwissenschaft daraus ergeben. Die Akzentuierung des Wandels als kognitives und emotionales Phänomen soll hier allerdings auch eine deutliche Abgrenzung schaffen zu solchen Überlegungen (partiell auch zu den Überlegungen Maturanas), die kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen hauptsächlich oder ausschließlich als biologisch bedingte Evolutionsprozesse verstehen wollen. Der Konstruktivismus ist sicher keine „ontologische“ Erkenntnistheorie; vielleicht wäre es besser, nicht mehr von einer „Erkenntnistheorie“, sondern nur noch von einer umfassenden „Kognitionstheorie“ zu sprechen. Der „Konstruktivismus“ kann sich jedenfalls selbst nicht außerhalb der grundsätzlichen Konstruktivität des Erkennens etablieren.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Anwender der „Geschlossenheits“-Metapher (zu ihnen gehört der Verfasser) zuweilen deren Konnotationen verfallen: Vieles, was „konstruktivistisch“ gesagt wird, wird so gesagt und kann wohl auch nur so gesagt werden, als stünde man außerhalb aller „Geschlossenheit“, die man beschreibt. Strenggenommen ist also auch eine „selbstwiderlegende Tendenz“ nicht zu bestreiten; bezweifeln lässt sich allerdings, dass andere Theorien ohne solche „Fehler“ auskommen; „gestartet“ wird überall mit einigen „Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüchen“ (vgl. Gumbrecht und Pfeiffer 1991). „An die Stelle der Regel, Zirkelschlüsse und verwandte Fehler zu vermeiden, hat die Regel zu treten, Theorien zuzulassen, die sich Selbstreferenz leisten können.“ (Luhmann 1990, 72) Man macht wohl auch eine quasi ontologische Aussage über die Funktionsweise von Systemen, wenn man aus der Funktionsweise folgert, man könne nichts über den ontologischen Status von Systemen sagen.

Es gibt in der Tat ungeklärte Aspekte in der Konzeption, und nicht selten ist von einigen voreiligen Voraussetzungen und Schlussfolgerungen kaum mehr geblieben als der Ärger über sie. (Zur Kritik am Konstruktivismus vgl. etwa Finke 1985, Oeser und Seitelberger 1988, Wendel 1989, Groeben 1989, Arnheim 1989, Riegas und Vetter 1990, Nüse et. al.

1991, sowie die Zusammenfassung und Kommentierung bei Schmidt 1984; Einführungen in die konstruktivistische Theorie geben etwa Schmidt 1987a, Rusch 1987a, Gumin und Mohler 1985; Luhmann 1988; Riegas und Vetter 1990; Krieg und Watzlawick 1991)

Maturanas eigene Folgerungen aus seinem zentralen Konzept der „Autopoiese“ lebender Systeme sind sicher weniger überzeugend als Gerhard Roths Kritik daran (vgl. Gerhard Roth 1987b). Auch der vielfach publizierten Annahme Luhmanns, soziale Systeme seien „autopoietische Systeme“, ist verschiedentlich widersprochen worden, nicht zuletzt energisch von Maturana selbst (in einer Seminardiskussion mit Luhmann an der Universität Bielefeld im November 1986). „Autopoiese“ ist insbesondere von Maturana als zentrale Eigenschaft einzelner lebender Systeme bestimmt worden, und eine Übertragung auf überindividuelle Sozialphänomene ist kaum sinnvoll, soll Autopoiese jedenfalls noch das meinen, was bei Maturana einmal damit gemeint war. Zur diesbezüglichen Kritik an Luhmann vgl. etwa Roth 1986; Roth 1987c; Bühl 1987; Haferkamp und Schmid 1987; Lipp 1987; Hejl 1988 und 1990; Obermeier 1988; Wieland 1988; Schmidt 1989, 37 u. 49.; Hempfer 1990 - und Luhmanns Begründung für die Wahl der Bezeichnung „Autopoiese“ in 1990, 388. Ebenso problematisch sind Luhmanns Annahmen, „Kunst“, „Wirtschaft“ bzw. „Bewusstsein“ seien „autopoietische Systeme“ (vgl. Luhmann 1984a 1984b, 1984c und 1985). Die immer wieder hervorgehobene Hypothese der „Geschlossenheit“ (unabhängig davon, ob „Geschlossenheit“ nun funktional, operativ, operational, semantisch etc. genannt wird), bringt nahezu aporetische Komplikationen mit sich; Zweifel zumindest an der Behauptung, das Nervensystem sei funktional „vollständig“ geschlossen, erscheinen berechtigt. (Vgl. Riegas 1990) Eine Diskussion des gerade von Luhmann besonders energisch und damit auch komplikationsreich vertretenen Geschlossenheits-Postulats, um nicht zu sagen: Geschlossenheits-Reduktionismus hat kaum eingesetzt (sieht man einmal ab von puren Abwehrargumenten, das alles nicht sein könne und dürfe; vgl. Briegleb 1989).

Gegenwärtig besteht das Hauptproblem aber nach wie vor darin (das haben Diskussionen immer wieder gezeigt), dass konstruktivistische Grundannahmen (auch wenn man sie nur probeweise teilt) bisweilen so abweichend von „Evidenz“ erscheinen, dass sie von vornherein gänzlich abgelehnt werden. Jenseits solcher Schwellen lässt sich indessen sehr

wohl über Begründungen und Begründungszusammenhänge streiten. Ob allerdings etwa Kant „richtigere“ Aussagen macht als die „Phänomenologie“, ob Konstruktivismus „wahrer“ ist als beides zusammen, kann natürlich nicht entschieden werden; diskutieren ließe sich hingegen, wie weit die jeweiligen Erklärungen einer bestimmten Theorie reichen, wann diese Erklärungen zwangsläufig scheitern müssen, wie aufschlussreich, wie praktikabel bestimmte Einzelphänomene damit jeweils erklärt werden können.

Eine Anlehnung an den „Konstruktivismus“ wird hier vorgeschlagen, weil damit nun die Rollen der Leser, der Teilnehmer, der Beobachter am Kunst- und Literatursystem verschärft in den Blick kommen können, weil damit Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion auf eine nicht-spekulative oder zumindest weniger-spekulative Weise als bislang erklärt werden können, weil auf diese Weise die Bedeutung von Sonder-Beobachtung in Kultur und Gesellschaft (und mit Literatur) erheblich deutlicher in den Blick kommt, weil damit auf eine nicht nur metaphorische Art ein Modell der „Selbstbeschreibung“ vorgeschlagen werden kann, das sich nicht nur auf die Prozesse der Produktion und Rezeption von Literatur beschränkt, sondern Lebensabschnitte, Leben überhaupt versteht als einen Prozess der unausgesetzten „autobiographischen“ Selbstbeschreibung, weil damit die phänomenerzeugende Tätigkeit der Literaturwissenschaft deutlicher ins Blickfeld kommen kann.

Den weitreichenden Überlegungen zu einer konstruktivistischen empirischen Literaturwissenschaft, die vor allem Siegfried J. Schmidt vorgelegt hat, bleibt das eigene Unternehmen verpflichtet; meine Favorisierung eines essayistischen Umgangs mit Literatur setzt jedoch andere Akzente; gerade weil Schmidts Plädoyer für eine empirisch verfahrenende Literaturwissenschaft überzeugt, muss nun komplementär auch der andere, der in konstruktivistischen Zusammenhängen bislang vernachlässigte Umgang mit Literatur um so deutlicher in den Blick gerückt werden: Die von den üblichen Handlungsmustern abweichende Sonder-Beobachtung, die essayistische Tätigkeit der Interpretation literarischer Texte. Man braucht das essayistische, voreilige, übertreibende, riskante, eigenwillige, intelligente, kreative, nicht-intersubjektive Denken, komplementär zum jeweiligen empirischen Wissen. Man braucht die halluzinatorische Sonder-Beobachtung; man kann nicht erwarten, dass empirische Mehrheiten sofort alles beobachten (und dazu noch mit empirischen Methoden). Mit

empirisch untadeligen Argumenten allein kommt anlässlich von Literatur niemand aus.

Soweit ich ermitteln konnte, ist das vorliegende Buch der erste umfangreiche Beitrag zu einer konstruktivistischen Theorie der Wahrnehmung und Interpretation von Literatur in „psychischen Systemen“. An Luhmanns Systemtheorie orientierte und „soziale Systeme“ betreffende Arbeiten sind mittlerweile zahlreich; vgl. etwa H. Müller 1984 und 1990, Stanitzek 1989, Hempfer 1990, Meyer und Ort 1990, Schwanitz 1990; auch hier sind die Konzepte offen; das interessante, vor allem auch amüsante Buch von Schwanitz ist sicher nicht das letzte Wort zu „Systemtheorie und Literatur“; in bezug auf das Interpretationsproblem geht Schwanitz andere Wege, als sie hier skizziert werden. - Im übrigen sei ein nahezu selbstverständlicher Hinweis dennoch gegeben: Das Problem „Literatur und Selbstreferenz“ greift natürlich weiter als frühe Versuche (etwa Breuer 1981) oder opponiert geradezu alle gegenwärtigen Arbeiten, „Selbstreferenz“ auf ein gleichsam innertextliches Prinzip des Selbstzitats zurückzuschrauben. „Selbstreferenz“ beschreibt allenfalls in der puren Äquivokation das „Erzählen vom Erzählen“. (Vgl. Scheffer 1978)

Ein nicht unerhebliches Risiko mag darin liegen, dass hier die meist übliche Aufarbeitung der Theoriegeschichte vergleichbarer Fragestellungen, dass hier die Würdigung der vielen mehr oder weniger zuständigen Klassiker oftmals unterbleibt. Ich bezweifle allerdings, dass sich der Gesamtzusammenhang auch ohne „Konstruktivismus“ hätte begründen lassen. (Wo sonst wird die These von der „operativen Geschlossenheit“ intensiv erprobt, wenn nicht in konstruktivistischer Systemtheorie?) Vielleicht rührt manche berechtigte Skepsis gegenüber „Konstruktivismus“ auch daher, dass die Autoren zwar eine Fülle „systeminterner“ Literatur verarbeiten und damit ihrerseits Theorie-Aspekte zu konstruieren versuchen, aber wenig Mühe auf das kompetente und kritische Nachzeichnen der Theoriegeschichte verwenden; vorausgegangen ist dem freilich nicht zuletzt eine Entscheidung angesichts begrenzter Arbeitszeit und Platzmangel - oder anders gesagt: Ich will mich nicht vorschnell den Ansprüchen anschließen, Konstruktivismus brauche als Überbietungsleistung europäischen Denkens auch nicht weiter die „Knochen der Klassiker aufzuwärmen und abzunagen“ (in Anlehnung an eine Formulierung von Luhmann; zitiert bei H. Müller 1990b, 203). Einige Einzelheiten innerhalb dessen, was hier gezeigt werden soll, hätten sich allerdings z.B. auch

phänomenologisch oder gemäß den Überlegungen der Analytischen Philosophie zum Interpretationsproblem (Davidson 1990a und b) begründen lassen; explizite Anleihen bei Philosophen, angefangen bei Vico und Kant über Nietzsche, Vaihinger oder Heidegger wären möglich gewesen (zum philosophischen Kontext des Konstruktivismus vgl. von Glasersfeld 1981 und Luhmann 1990, 510ff.). Zumal, wenn „Interpretation“ als umfassendes Konzept vorgeschlagen wird, könnten einige Leser geradezu ein Verpflichtung zu einer Auseinandersetzung mit Nietzsche sehen (wie sie diesbezüglich etwa bei Boehm 1978, 12f. skizziert ist); jedoch eben diese Situation, „(...) dass Nietzsches Werk zum großen Steinbruch für die seriöse und unseriöse postmoderne Diskussion wurde“ (Bohrer 1986, 729) hat hier zum Entschluss beigetragen, keine weiteren derartigen „philosophischen Brocken“ herauszusprengen und anzuhäufen. Nelson Goodman hätte stellenweise kaum weniger ein Zeuge sein können als Raymond Williams, Jacques Derrida, Paul de Man, Richard Rorty, Cornelius Castoriadis bis hin zu Wolfgang Iser und seinem Buch über „Das Fiktive und das Imaginäre“ (1991; es wurde dem Verfasser erst nach Fertigstellung des vorliegenden Buches bekannt; wenn auch nicht die Grundannahmen und die Schlussfolgerungen, so sind doch einige zentrale Fragestellungen vergleichbar). Eine lange Reihe weitere Namen ließe sich nennen; mit „konstruktivistisch“ klingenden Zitaten ließen sich Bände füllen. Selbst die Vergleiche zu strukturalistischen Überlegungen werden hier nicht ausgeführt, obwohl sie sich manchem Leser möglicherweise „zwingend“ aufdrängen. Bedauerlicherweise muss auch eine Auseinandersetzung mit Robert Musil, so unentbehrlich sie jetzt auch erscheinen mag, einer Nacharbeit des Verfassers überlassen bleiben.

Ich versuche, eine ganz bestimmte Art der Schneise in einen unübersichtlichen Terrain zu skizzieren, und ich erhoffe die Genauigkeit und Kohärenz dieses Versuches durch die Anlehnung an den „Konstruktivismus“. Im Unterschied zu anderen, teilweise in ähnliche Richtungen gehenden Konzeptionen, scheint mir gerade auch die empirisch-wissenschaftstheoretische Basis des Konstruktivismus vergleichsweise konsequent fundiert; Konzeptionen, die in den Kulturwissenschaften seit längerem eine Rolle spielen, werden jetzt durch Biologie und Neurophysiologie nicht nur aktualisiert, sondern (das wird zu zeigen sein) paradigmatisch verändert dargeboten.

Zweifellos sind etwa im Umkreis der psychoanalytischen Literaturwissenschaft Ansätze zu einer Theorie innerer Vorgänge unternommen worden (indem etwa Produktion und Rezeption von Literatur mit Prozessen des Tagträumens in Verbindung gebracht worden sind), indessen kann in der Literaturwissenschaft ein konstruktivistischer Ansatz, zumal wenn er Leser-Psychologie und gerade nicht Autor-Psychologie betreibt, kaum daran anschließen. Heute herrscht noch vielfach der Eindruck vor, bislang habe nur die Psychoanalyse ihren Begriff von Literatur entworfen, andere psychologische Konzepte hätten sich von vornherein nicht auf Literatur eingelassen oder sie hätten die Auseinandersetzung mit der dominanten psychoanalytisch orientierten Literaturwissenschaft gescheut; dass dies keineswegs so ist, zeigt etwa Fizer 1981. In vielen Arbeiten zur Literaturpsychologie wird Psychologie immer noch mit Psychoanalyse gleichgesetzt; nimmt man hingegen die Psychologie, die heute an Universitäten betrieben wird, vielleicht mit Ausnahme Frankreichs, Frankfurts und Freiburgs, dann erscheint die Situation genau umgekehrt: Unter sog. „wissenschaftlicher Psychologie“ wird gerade nicht Psychoanalyse verstanden. Ein konstruktivistischer Ansatz richtet sich nicht auf eine eher passive Rezeption mit einer unbewussten Dynamik, sondern auf eine aktive und bewusstseinsfähige Rezeption.

Derzeit steht auch kein ausgearbeiteter und allgemein akzeptierter Ansatz zur Verfügung, der für den Fall der Textinterpretation bzw. des essayistischen Handelns anlässlich von Literatur die Unentbehrlichkeit individueller Sonder-Beobachtung in Relation zur Unentbehrlichkeit konsensueller Standard-Beobachtung systemtheoretisch erörterte. Ein strukturalistisches oder postmodernes Plädoyer für das essayistische Beobachten hat sich vermutlich längst erübrigt; eine konstruktivistische Begründung essayistischer Beobachtung, die von anderen Voraussetzungen ausgeht und zu anderen Zielen kommt wird hier, soweit ich sehe, zum ersten Mal unternommen.

Auch wenn also einige der Überlegungen, die hier angestellt werden, Ähnlichkeiten mit Überlegungen des „Neostrukturalismus“ oder der „De-konstruktion“ aufzuweisen scheinen, auch wenn einiges „postmodern“ klingen sollte, so gibt es dennoch keinerlei beabsichtigten Bezug zu den genannten Diskursen. Ähnlichkeiten sind zufällig, und sie kommen zustande aufgrund der allgemeinen Situation, dass mittlerweile jeder Versuch, veränderte theoretische Konzepte zu entwickeln, auf eine Vielzahl



strukturalistischer (zugegeben: teilweise prächtiger) Igel trifft, die jedem Hasen, der sich zu unterscheiden versucht, bereits beim Start und nicht erst am Ziel ihre eigene erfolgreiche Ankunft immer schon vorlaut verkünden - selbst noch für den Fall, dass der Hase zwei Haken schlägt und nun genau in die Gegenrichtung zu laufen versucht; unser Hase jedenfalls hetzt sich in dieser Weise nicht ab; er geht höchstens an der Illusion zugrunde, an keinem derartigen Wettlauf teilgenommen zu haben. (Zur Metapher von den strukturalistischen Igel n vgl. Fohrmann und Müller 1984, 940) Einzelne Sätze und Abschnitte mögen bis zur Äquivokation andern Diskursen ähnlich sein, obwohl strukturalistische Erkennungs-Signale wie etwa „Zeichen“, „Zeichenkette“, „Code“, „Botschaft“ oder „Sinn“ im vorliegenden Buch nicht vorkommen bzw. nur zur Kontrastierung dienen. Mein Anspruch, Ausgangs- und Endsituation der Begründungen seien grundsätzlich verschieden, lässt sich wohl am besten dadurch einlösen, dass ich die eigenen Konzepte aus einer verhältnismäßig engen Anlehnung an konstruktivistische und kognitionspsychologische Grundannahmen entwickle und damit auch jene Unverwechselbarkeit zu erzielen hoffe, bei denen das Äquivokations-Problem, das sich bei allen umfassenden Themen einstellt, schließlich hinfällig werden könnte.

Abweichend von einigermaßen verbreiteten Verfahrensweisen referiere ich hier eher selten jene „prominenten“ (oder auch weniger prominenten) Gegenpositionen, von denen der eigene Vorschlag sich absetzt. Es versteht sich von selbst, dass ein erheblicher Teil der Vorarbeit für dieses Buch in solchen, der Abgrenzung und Genauigkeit dienenden Auseinandersetzungen bestanden hat. Die Unterschiede zu anderen Konzepten lassen sich verhältnismäßig leicht dadurch ermessen, dass man - sofern es um Literaturtheorie geht - prüft, wie stark substantialistisch die jeweiligen Konzepte von „Autor“, „Text“ und „Leser“ oder „(Text) Sinn“ oder „Geschichte“ immer noch gehandhabt werden. Die Richtung einer schließlich vielleicht zutreffenden Kritik sei immerhin angedeutet: Man behält m. E. ein relativ starkes „Inhalts“-Konzept des „Textes selbst“ bei, wenn man von „Furche“, „Spur“, „Gramma“, „Zeichen“, „Marke“, „Ritzung“, „Markierung“ oder Ähnlichem spricht, wenn „Strukturen“ zumindestens noch teilweise materialisiert werden, wenn man in den Text eine „Aporie“, einen „blinden Fleck“ legt. Es bleibt problematisch, wenn Interpretationen so angelegt zu sein vorgeben, dass mit ihnen genau das „entschlüsselt“, „freigelegt“ wird, was angeblich im „Text selbst“ gleichsam „mit Sicherheit“ verborgen sei; dies scheint mir

eine Art intentionsadäquater Interpretation mit negativen Vorzeichen zu sein. Im übrigen - das versuche ich vor allem in Kapitel 4 zu zeigen - glaube ich nicht (im Unterschied zur „Dekonstruktion“), dass es möglich ist, Interpretation als „inhaltlich gleichwertige Prosa“ zu entwerfen - trotz oder gerade wegen meines Plädoyers für „Interpretation als essayistische Tätigkeit“. Auch die Individualitäts-Problematik scheint mit nicht dadurch lösbar, dass man das Problem einerseits durch einen emphatischen Subjekt-Begriff zu steigern versucht oder andererseits gänzlich eskamotiert. „Die antihumanistische Theorierichtung des Dekonstruktionismus hat freilich ein Problem, wenn sie ihre Basis in einem quasi autonomen Prozessieren des materiellen Substrats der Zeichen sucht.“ (Luhmann 1989, 90)

Weitere Abgrenzungen seien angedeutet: Ich bin nicht allzusehr überzeugt von den Glücksversprechungen der „Künstlichen-Intelligenz-Forschung“, wonach alles a-logarithmisch sei bzw. wonach alles nichts sei, was nicht a-logarithmisch ist. Gleichzeitig hänge ich auch weiter dem Vorurteil nach, Linguistik und Literaturwissenschaft könnten zwar große Überschneidungsbereiche haben, seien aber nicht deckungsgleich (zumal wenn man Literatur als etwas versteht, was „mehr“ als Sprache ist). Das bedeutet nicht, dass anlässlich von Kunst und Literatur auch hier ein Szientismus-Vorwurf aufgegriffen wird; es gibt aus den letzten drei Jahrzehnten m. E. sehr wichtige Arbeiten, die den erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Positionen der Literaturwissenschaft systematisch nachgehen, etwa Pasternack 1975, Schmidt 1975, Stierle 1975, Eibl 1976, Fricke 1977, Bohn 1980, Schmidt 1980, 1982, Finke und Schmidt 1984, Pasternack 1987, 1988; der Umstand aber, dass die dort implizit oder explizit geforderten „Verbesserungen“, so überzeugend sie auch begründet sein mögen, nicht eingetreten sind, lässt allerdings auch die Vermutung aufkommen, als sei zumindestens das Interpretationsproblem auf der Basis einer wissenschaftstheoretischen Mängelbeseitigung eben nicht zu lösen, und insofern die Verbesserungsvorschläge eine „Empirisierung“ der Literaturwissenschaft betrafen, war „Interpretation“ von Anfang an nicht die Zielrichtung dieser Versuche. (Eine weitere Kritikmöglichkeit an den zuletzt genannten Versuchen aus konstruktivistischer Sicht, der ich hier aber nicht nachgehe, wäre eine Grundsatzkritik an den dort stark maßgeblichen Prinzipien des sog. kritischen Rationalismus; vgl. dazu Luhmann 1990, 431)

### 1.7 „Randtexte“ literarischer Autobiographie

Im Hinblick auf generalisierbare Aussagen über den Umgang mit Literatur wird das Konzept der endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung in den meisten Fällen, bei denen es um Beispiele gehen soll, mit dem vielleicht „schwierigsten“ Fall verbunden: Mit dem der literarischen Autobiographie; „schwierig mindestens insofern, als sich die literarische Autobiographie am wenigsten dafür zu eignen scheint, die autobiographische Tätigkeit der (Text-)Wahrnehmung gerade nicht auf den Autor, sondern auf den Leser von Autobiographien zu beziehen. Der jeweilige Leser gilt im vorliegenden Zusammenhang als der „wahre Held“ der „fremden“ Autobiographie. Autobiographien erscheinen hier als Lebensstudien des Lesers. Es gibt, soweit ich sehe, keine literaturwissenschaftliche Veröffentlichung, die die literarische Autobiographie vorwiegend und explizit von der Leserperspektive her begründet. - Weil aber die literarische Autobiographie zumeist ein Refugium konventioneller Verfahrensweisen geworden ist, werden hier „Randtexte“ bevorzugt; „Randtexte“ wären Texte oder zumindest Textpassagen im Gattungsspektrum der literarischen Autobiographie, die sich - nachvollziehbar - als Variationen oder gar Provokationen gängiger autobiographischer Verfahren, gleichsam als „Krisenfälle“ der literarischen Autobiographie konstruieren lassen; als Textangebote also, anlässlich derer eine unkomplizierte Beschreibbarkeit von Leben nicht von vornherein oder nicht durchweg vorgegeben ist; als Textangebote, bei denen das durch Sprache entstandene Ich-Verständnis erneut in den weiteren Verlauf des Textes einbezogen werden kann, bei denen der Gewinn an Erfahrung, der im Schreiben und Lesen entsteht, erneut thematisiert und kritisch verarbeitet werden kann. Ähnlich, wie man die Situation des Romans im zwanzigsten Jahrhundert nicht genau beschreiben könnte, wenn man sich lediglich auf diejenigen Texte bezieht, in denen die traditionellen Schreibweisen des Romans ungebrochen fortbestehen, so würde man auch wenig von der neueren literarischen Autobiographie erfassen, wollte man sich lediglich auf die „Normaltexte“ beziehen. „Randtexte“ sind Texte, die an der Grenze dessen hervorgebracht werden, was als konventionelles Verständnis der literarischen Autobiographie gelten kann. Wenn die Unterschiede zwischen Literatur und den übrigen Medien geringer ausfallen als allgemein vermutet, dann allerdings er-

scheinen risiko-verminderte Kunst und Literatur, höhere Trivilliteratur, „seriöser Schund“ (Peter Weibel) als Parallelproduktionen zu den Produktions- und Rezeptionen des Fernsehens sinnloser denn je. Welche Bedeutung könnte es dann noch haben, von der Literatur „lebensechte“ (Fernseh-)Figuren, „realistische“ Geschichten, ungebrochenes, unirrirtiertes Erzählen fordern zu wollen, also Verdopplungen konventioneller Welt- und Selbstbilder? Dennoch arbeitet auch ein Großteil der professionellen Literaturkritik mit eben diesen eher fernseh-adäquaten Maßstäben. Heißenbüttel zum Beispiel monierte schon 1965, „(...) dass der Ausdruck der allgemeinen literarischen Erwartung zumindest im 20. Jahrhundert sich nicht in den ästhetisch hervorragendsten Werken findet, sondern in einer Art von Gebrauchsliteratur. Einer Literatur, die ihre natürlichen Parallelen in der Durchschnittsproduktion von Film, Rundfunk und Fernsehen findet.“ Wir folgen hier auch nicht der Annahme, dass Literatur, weil sie mit Sprache zu tun hat, allein schon deshalb eine allgemeine Angelegenheit sei, so als verfügten alle über die gleiche Sprache, so wie alle an einem Ort über die gleiche Luft oder das gleiche Wasser verfügen; der Riss zwischen einer „Experten“-Lektüre und einer „Laien“-Lektüre ist vorerst nicht zu übersehen.

Beispiele für „Randtexte“ (oder doch zumindest für „Randtext“-Passagen) finden sich etwa bei den folgenden Autoren: Herbert Achternbusch, Hans/Jean Arp, Johannes Baader, Konrad Bayer, Jürgen Becker, Walter Benjamin, Rolf Dieter Brinkmann, Carl Einstein, Gunter Falk, Harmut Geerken, Jochen Gerz, Helmut Heißenbüttel, Wolfgang Hildesheimer, Franz Innerhofer, Ernst Jandl, Franz Jung, Franz Kafka, Ingomar von Kieseritzky, Wolfgang Koeppen, Friederike Mayröcker, Christoph Meckel, Walter Mehring, Otto Nebel, Helga M. Novak, Robert Walser, Peter Weibel, Peter Weiss, Christa Wolf, Ror Wolf, Paul Wühr. Nicht alle genannten Autoren werden hier ausführlicher vorgestellt. Zum Teil ausführlicher erläutert werden einige Beispiele fremdsprachiger Literatur, so etwa von Michel Leiris oder Arthur Cravan (als einer der wenigen Autobiographen, die schließlich gänzlich auf Texte verzichteten); an älteren Beispielen: etwa Heinrich Jung-Stilling oder auch Giacomo Casanova. (Eine genaue Aufstellung findet sich am Schluss dieses Buches im Verzeichnis der Primärliteratur). Insgesamt kommt es nicht auf ausführliche Gesamtinterpretationen einzelner Texte an, es geht vielmehr darum, Selbstbeschreibungs-Prozesse in ihren Voraussetzungen und Folgen des Umgangs mit Texten und Textinterpretationen in den Blick zu rücken

und dabei eine neue theoretische Perspektive zu entwerfen, unter der dann gerade auch die literarische Autobiographie erscheinen kann.

### **1.8 Bemerkungen zum Sprachgebrauch**

Gerade bei dem vorliegenden Buch könnte sich die Frage ergeben, warum bei einem solchen Plädoyer für essayistische Formen der „Gegenstands“-Rezeption bzw. „Gegenstands“-Konstruktion die Auswirkungen auf die Darstellungsweise dann doch einigermaßen begrenzt bleiben, warum Konventionen so weitreichend beibehalten werden. Nun verweist bekanntlich jeder Sprachgebrauch auf scheinbar unabhängige Objekte; gerade mit Sprache ist diese Täuschung schwer zu durchbrechen; man kann vorerst nicht konstruktivistisch schreiben: meine diesbezüglichen, hier nicht zitierten Versuche wirkten oft maniert oder wiederholten stereotyp die wenigen Formeln, die Subjektabhängigkeit signalisieren können: „so gesehen“, „in dieser Sicht“ etc.; das aber erzielt keine veränderte Dimension des Sprachgebrauchs anlässlich von Texten. Ebenso wenig überschätze ich natürlich den Effekt meiner vielen Anführungszeichen; andererseits wollte ich wenigstens andeuten, wie viele Bezeichnungen entsubstantialisiert und mit einer Art von „als ob“ versehen werden müssten. Es ist außerordentlich schwierig, beim Reden über Texte eine Sprachverwendung zu finden, die nicht schon „(Autor“)Intentionen“, die nicht schon den „Gegenstand“, seine „Bedeutung“ und seinen „(Eigen“)Bedarf“ ungeprüft voraussetzt, die sich nicht selbst als Folge, als Konsequenz eines „Sachzwangs“ vortäuscht. In der Kritik an konstruktivistischen Arbeiten ist wiederholt moniert worden, dass der Sprachgebrauch der Autoren hinter ihre Überlegungen zurückfällt; sicher trifft dies zu; ob daraus allerdings ein „Beweis“ abgeleitet werden kann, dass die Überlegungen ihrerseits nicht zutreffen, muss bezweifelt werden. In keinem Diskurs und in keiner Wissenschaft ist der gesamte Sprachgebrauch den jeweiligen Konzepten „adäquat“; Metaphern sind überall verbreitet. (Vgl. Knorr-Cetina 1984) Die Metaphorik des Redens über Texte lässt sich allerdings zumindest teilweise ändern, und damit wäre auch einiges gewonnen: Es dürfte zwar nicht für den Einzelfall, aber für den gesamten Sprachgebrauch einen nicht unbeträchtlichen Unterschied ausmachen, ob man für Texte weiter Gefäß-Metaphern benützt (als eher zufälliges Beispiel: „Die in den Text eingekapselten außertextualen Nor-

men und Werte...“ Iser 1975, 306) oder ob man Metaphern im Umkreis von Impuls, Anstoß, Anlass, Anregung oder Möglichkeit sucht und nun dem einzelnen Leser jene Aktivität zuschreibt, die zuvor dem „Text selbst“ überantwortet wurde. „Die Container-Metapher legt nahe, Botschaften, Informationen und Inhalte als Entitäten einer bestimmten Art aufzufassen. Wir nehmen etwas von einer Show mit. Wir verstehen Teile einer Nachricht oder Bruchstücke einer Information. Wir glauben, dass jemand nur die halbe Wahrheit sagt. Wir postieren konkrete Objekte als Zeichen an angemessene Orte. In der Inhaltsanalyse kategorisieren wir Inhaltseinheiten ganz ähnlich wie ein Geologe Steine in Kästen sortiert, wobei lediglich Unterschiede in den Kategoriebezeichnungen gemacht werden. Obwohl wir uns bewußt sein mögen, dass Symbole konventionsbedingt und Steine natürlich sind, analysieren wir dann beide wie konkrete Objekte (...)“ (Krippendorff 1989,54) Es würde vermutlich auch zu beträchtlichen Veränderungen im Diskussionsklima kommen, wenn man z.B. statt solcher Behauptungen wie der, die anderen hätten „den Text nicht richtig erfasst“, sich über Konstruktionsregeln äußern würde und über die Erfordernis, sie gerade auch in jedem einzelnen Fall einzuhalten.

In einer bemerkenswerten Variante der Empfehlung von Susan Sontag - „Statt einer Hermeneutik brauchen wir eine Erotik der Kunst“ (1964) - versucht man auch gegenwärtig noch, in den Text „einzudringen“ oder „sich ihm zu öffnen“ oder „sich ihm hinzugeben“, und die Schüchternen, die aber dem gleichen Programm verpflichtet sind, begnügen sich fürs erste damit, den „Textkörper“ vorsichtig „abzuklopfen“ oder sie riskieren allenfalls eine „Probebohrung“. Die Zahl der diesbezüglichen Metaphern ist unübersehbar; natürlich behaupte ich nicht, dass stets das gleiche gemeint sei und dass stets der gleiche „Fehler“ vorliegt, gleichwohl lassen sich in diesem Kontext auch noch die „Lust am Text“ oder das „Begehren“ nennen; „Körper“, „Schrift“ und „Text“ rangieren auf kaum je unterschiedenen Ebenen gewissermaßen als „Ur-Substanzen“; die „ästhetische Theorie“ Adornos lehrt uns, dass bei allen „Annäherungsversuchen“ und „Herangehensweisen“ mit Kunstwerken etwas „gegen deren Willen“ (1970, 231) geschieht. Und wem es gelungen ist, den „Textkörper“ wenigstens zu „berühren“, wem es gelungen ist, eine „flüchtige Ahnung“ von seinem „Inhalt“ „mitzunehmen“, der hätte dieses Gelingen mit der „Lähmung aufgrund eines ästhetischen Schocks“ zu bezahlen, reaktionsunfähig und stillgestellt und allenfalls noch fähig, das „Gelingen“ der anderen Interpreten zu denunzieren. Gelegentlich ist man bereit, den ei-

genen Versuch als rüde „Aufpropfung“ oder sogar als Folter zu qualifizieren: Man sucht nach einer Methode, um dem Text ein „Geständnis abzurufen“. In diesen Zusammenhang gehört schließlich auch das „Probehandeln“: Es ist im Grunde ein Schwangerschaftsmodell; der Abbruch ist ebenso vorgesehen wie die Niederkunft. Und „Hermeneutik“ fungiert zum Teil ja erklärtermaßen als Hebammen-Akt. Selbstverständlich setzt man sich mit solchen Beobachtungen wiederum selber der Kritik aus, seinerseits für den partnerfreien Verkehr zu plädieren; aber hier wird die körperliche Liebe ja nicht rundweg bestritten, es wird lediglich vorgeschlagen, dass ihre kognitive und emotionale Erfahrung auf einer grandiosen, hinreißenden Selbsttäuschung der Liebenden beruht; aber auch das ist etwas anderes als das, was der „Textkörper“ mit uns macht: Er ist schlechterdings nicht in der Lage, überhaupt etwas zu machen; er kann sich also auch nicht für uns interessieren; der Text kann weder Interesse an uns heucheln, noch kann er seinen Willen gegen uns durchsetzen: Er ist die Paradoxie schlechthin, und nur offenkundig ihrerseits paradoxe Konzepte sind daher „textadäquat“.

Ist es hier „radikal“ genug gelungen, einer „alten“ Individualitäts-Auffassung zu entgehen? Werden hier der Literaturwissenschaft über die Negation hinaus - wie es nicht mehr gehen sollte - konsequent und detailliert konstruktivistische Individualitäts-Konzepte exemplarisch dargeboten? Das wäre im Unterschied zu dem vorliegenden Buch allerdings eine Schrift, die fast alle Ziele schon erreicht hätte, die nicht mehr „unterwegs“ wäre.

„The most obvious occurrences of everyday life might appear utterly transformed if we inventive enough to construe them differently.“ (George A. Kelly 1970, 28)

„Was wir erleben und erfahren, erkennen und wissen, ist notwendigerweise aus unseren eigenen Bausteinen gebaut und lässt sich auch nur aufgrund unserer Bauart erklären.“ (Ernst von Glasersfeld 1981, 35)

„Genau so ein Quatsch wie die Als-ob-Philosophie. Früher mal gelesen. Der Tisch wär nur ‚Als-ob‘, gar nicht richtig da. Das bilde man sich nur ein, das schein nur so. Völlig im Eimer. Völlig Blödmannsdörfer. Auf einen Tisch können man doch draufhauen oder nicht? Da sei Spengler ein anderer Schnack. Der habe alles schon vorausgesehen. Direkt mal wieder nachschlagen. Untergang des Abendlandes.“ (Walter Kempowski: „Tadellöser & Wolff“; hier zitiert nach 1980, 367)

„Die Aufgabe ist: immer neue Lösungen, Zusammenhänge, Konstellationen, Prototypen von Geschehensabläufen hinzustellen, lockende Vorbilder, wie man Mensch sein kann, den inneren Menschen *erfinden*.“ (Robert Musil 1918; zitiert nach 1978, 1029)

## **Kapitel 2: Die Halluzinatorik von Welt und von Literatur**

Was geht bei der Wahrnehmung von "Welt" bzw. beim Schreiben und Lesen von Literatur im eigenen "Kopf" und gerade auch in den "Köpfen" anderer vor? Wie erkennen wir? Wie werden Wirklichkeitsmodelle konstruiert, stabilisiert und modifiziert? Was nimmt der "halluzinatorisch" verfahrenende Beobachter wahr, was beschreibt er, was ist der "Gegenstand" seiner Beobachtung? In diesem Kapitel werden konstruktivistische



Voraussetzungen des Erkennens, der Kommunikation, der Medienproduktion und der Medienrezeption dargestellt.

Zugänglich ist nicht die "Welt da draußen", sondern zugänglich ist für Beobachter (für Beobachter) die Art und Weise des Unterscheidens in individuellen und individuell-sozialisierten Zusammenhängen. "Die Welt im Kopf"<sup>1</sup> - dies ist nicht nur anlässlich von Kunst und Literatur, nicht nur bei Imaginationen, bei Phantasien, Träumen und Tagträumen, bei Einbildungen und Vorstellungen, bei Visionen, Illusionen und Halluzinationen der Fall, sondern immer auch dann, wenn "normale" Außen-Welt wahrgenommen wird. "Welt"-Wahrnehmung beruht von Anfang an auf konstruktiven, auf schöpferischen, auf erfinderischen Prozessen. "Welt" und "Kopf" fungieren hier als Metaphern, die auf noch genauer zu erläuternde Bedingungen der "Geschlossenheit", der systeminternen und systembedingten Wahrnehmung hinweisen sollen.

Wenn Interpretationen, wenn neue Unterscheidungen und Kreativität einen notwendigen und wichtigen Bestandteil jeden Wahrnehmens und Handelns darstellen, dann erscheinen auch Kunst und Literatur in einer ebenso selbstverständlichen wie herausragenden Bedeutung, dann demonstrieren auch Kunst und Literatur - gleichsam auf hervorgehobener Bühne - nur das verstärkt, was auch überall sonst unaufhörlich geschieht: Die kreative Konstruktion von Wirklichkeit. Was Literatur beschreibt, ist nicht "Realität" oder "Gegen-Realität", ist aber auch nicht nur pure Phantasie, sondern ist die vorherrschende oder halluzinierte Lebenspraxis möglicher Wirklichkeits-Konstruktionen. "Lebenspraxis" meint die individuelle und individuell-sozialisierte Produktion jener "Geschichten", aufgrund derer in einzelnen psychischen Systemen Wirklichkeit hervorgebracht und aufrechterhalten wird.

Die "Welt" wird hier nicht als eine vom einzelnen "Kopf" unabhängige "Welt" gedacht; als eine systemintern und damit systembedingt hervorbrachte "Welt" hat jedes Individuum zunächst nur diese, nämlich seine eigene "Welt"; auch die "Welt" der anderen wird zunächst nur im eigenen "Kopf" konstruiert; konstruktivistisch gesehen gibt es keinen Zugang zu einer (Außen-) "Welt" und zu der "Welt" anderer; ein Zugang wird im eigenen "Kopf" imaginiert; aufgrund von internen Bedingungen wird ein Konstrukt hergestellt, dem die Eigenschaft zugeordnet wird, "außerhalb" und "unabhängig" zu existieren. Je "krisenloser" dies gelingt, je mehr

Individuen ähnlich verfahren, desto eher wird ein solches Konstrukt als "Wirklichkeit" akzeptiert.

Die Art und Weise jeder Wahrnehmung ist im wesentlichen durch zwei Bedingungen gekennzeichnet: Durch die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns und durch soziale Prozesse. (Soziale Prozesse werden zwar von "außen" angestoßen, aber sie vollziehen sich wiederum systemintern und damit systembedingt.) "Im Kopf" meint einerseits funktionale Geschlossenheit des jeweiligen Nervensystems, individuell geschlossene Wahrnehmung (bis hin zur "Idiosynkrasie"), unüberwindliche "Einsamkeit" des jeweiligen lebenden Systems, und andererseits geht es gleichermaßen auch darum, herauszubekommen, welche individuell-sozialisierte Konstruktion von Wirklichkeit im Individuum stattfindet.

Nicht die jeweiligen Erkenntnisgrundlagen von Kunst und Wirklichkeit ist prinzipiell verschieden; verschieden sind die jeweils dabei vollzogenen systeminternen Differenzierungen; Kunst und Literatur profitieren von einem gängigen (auch praktikablen), aber erkenntnistheoretisch unhaltbaren Unterschied, von einem "Missverständnis". Aus dem Blickwinkel konstruktivistischer Kognitionstheorien gelten bereits Wahrnehmen und "einfaches" Erkennen nicht mehr als eine, wie auch immer verzerrte Abbildung von Wirklichkeit, sondern von vornherein als deren Konstruktion: Wahrnehmung ist kein (Heraus-)Finden, sondern eher ein Erfinden (in verschiedenen Abstufungen), ein Erschaffen von Wirklichkeit. In konstruktivistischen Kognitionstheorien versteht man "(...) Erkennen nicht als eine Repräsentation der 'Welt da draußen' (...), sondern als ein andauerndes Hervorbringen einer Welt durch den Prozess des Lebens selbst." (Maturana und Varela 1987, 7) Was auf der Seite der Reizauslösung geschieht, bleibe unerkennbar; die Reizquelle bleibe außerhalb der Wahrnehmung; man würde nur das erkennen, was in einem Bewusstsein geschieht - am Ende des Gesamt-Prozesses; und deswegen kann hier schließlich gesagt werden, "Autor" und "Text" seien als vorgegebene "Dinge" nicht direkt erfahrbare; "Autor" sei eine Intention des jeweiligen Lesers; ein "Text" hätte keine, zumindest keine intrinsische Bedeutung; Rezeption von Literatur sei alles andere als ein direktes, unmittelbares, sinnliches Erfassen; Rezeption sei das Ergebnis eines aktiv konstruierenden Individuums.

Wahrnehmung und "Interpretation" fallen nunmehr zusammen. "Es gibt keine Trennung von Wahrnehmung und Interpretation. Der Akt der Wahrnehmung ist der Akt der Interpretation." (von Glasersfeld und Richards 1984, 18) "Interpretation" (im weitesten Sinne) betrifft also grundlegende Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion und Wirklichkeitsveränderung. "Welt"-Veränderungen ergeben sich aus Regelveränderungen, also dadurch, dass man beginnt, Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen zu verändern, und dadurch, dass sich schließlich auch bei anderen die Überzeugungskraft, die "Mode" der Konstruktionsregeln wandelt. Dies geschieht dann, wenn die anderen sich von den zunächst individuell hervorgebrachten Anstößen und Grenzirritationen ihrerseits zu einem ähnlichen Verhalten anregen lassen. Dieser Gesamtprozess erscheint als ein primär kultureller Prozess, der sich nunmehr - abgelöst vom einzelnen Individuum - in sozialen Systemen vollzieht. Gesellschaftlicher Wandel entsteht und vollzieht sich so gesehen als kultureller Wandel.

Meist wird "Kultur" verstanden als Aktivität im Bereich des "Geistes" mit charakteristischer Trennung von allen anderen Lebensverhältnissen. Doch auch der vorwiegend geldwirtschaftlich und technologisch orientierte gesellschaftliche Wandel gedeiht in einer bestimmten kulturellen und sozialen Situation, in der eben diese Art von Welt-Interpretation und Welt-Konstruktion vorwiegend favorisiert wird und damit andere "Interpretationen" weitgehend zurückdrängt werden. (Zum Problem "Technik als sozialer Prozess" vgl. Weingart 1989) "Sachzwänge" (um nicht zu sagen "Systemzwänge") entstehen meist erst nachher - auch durch den Mangel, "Erfindungen" wieder vergessen zu wollen, durch das unbedingte Verwirklichen-Wollen all dessen, was überhaupt zu verwirklichen ist, durch Verdrängung aller Wahl- und Entscheidungsmomente, die zumindest in der jeweiligen Anfangssituation noch gegeben sind. Kultur (bzw. kulturell) bezeichnet in der Perspektive, die ich hier vorschlage (bzw. zum Teil übernehme), keinen streng von den kognitiven und emotionalen Grundlagen der Politik und Gesellschaft, der Wirtschaft oder auch der Wissenschaft abgegrenzten Sonderbereich, Kultur (bzw. kulturell) bezeichnet keine eingezäunte Spielwiese, kein Reservat, sondern Kultur bezeichnet hier das im Prinzip offene, grundlegende mentale und kommunikativ-soziale Aktionsfeld, auf dem aufbauend sich dann auch alles übrige abspielt - in freilich dann auch jeweils differenter (und genauer zu erläuternder) Weise. Das soziale (nicht das jeweils individuelle) Zusam-

menspiel, die Ähnlichkeit verschiedener Kognitions- und Emotionsbereiche ergibt zugleich die "gemeinsame" Kultur. Die Denk- und Gefühlskulturen einer Region, eines Landes bestimmen zugleich die jeweils sozial vorherrschenden Wirklichkeitsmodelle. (Hinsichtlich der gegenwärtigen "Bestimmungen" von "Kultur" vgl. Brackert und Wefelmeyer 1990)

Der seit Jahrzehnten andauernde bzw. immer wieder aufkommende, teilweise dogmatische Streit um die "Zwei Kulturen" (vgl. etwa Bateson 1979 bzw. 1987, Scheibe 1988, Dürr und Zimmerli 1989, Lепенies 1985a und 1985b; Kreuzer 1987; Bubner et al. 1990) erscheint in konstruktivistischer Sicht als ein lösbares Problem: Naturwissenschaft und Technologie sind genauso kulturelle Phänomene wie Geisteswissenschaft und Kunst bzw. Kultur im engeren Sinne. Susan Sontag hat bereits 1965 kritisiert, dass C.P. Snow ein jahrzehntealtes Problem aufgriff und seine Existenz auf eine "undifferenzierte und philisterhafte Weise" konstatierte bzw. fälschlicherweise fortschrieb.<sup>2</sup> Die zweifellos auffälligen Unterschiede zwischen den beiden kulturellen Handlungsweisen beschreiben nachfolgende Unterschiede in einer sozialen Praxis, sind aber kein Beweis für die grundlegende Kultur-Unabhängigkeit der einen oder der anderen Handlungsweise. Bereits für Raymond Williams scheint C.P. Snows These von den "Zwei Kulturen" so indiskutabel gewesen zu sein, dass er auf die durchaus weitverbreitete englische Diskussion Mitte der sechziger Jahre nicht explizit eingeht, obwohl andererseits seine Überlegungen als fortlaufende und intensive Antwort verstanden werden können: "Das Verhältnis von Objekt und Subjekt nicht länger als Antithese von Natur und Geist zu konzipieren, verlangt eine langwierige und mühsame Revolution unserer Vorstellungen; denn ein Großteil unseres Denkens beruht noch immer auf solchen falschen Prämissen. Es kann jedoch als gesichert gelten, dass Kunsttheorien, die weiterhin auf einem Gegensatz von 'Künstler' und 'Realität' aufbauen, von nun an irrelevant sind. Wir müssen solche Ansätze rückgängig machen und nach neuen Bestimmungen suchen." (1977, 25) Die Stellung der Naturwissenschaft, ihr Erfolg und ihre Macht sind Charakteristika der Gegenwarts-Kultur; die Selbstreflexion der Naturwissenschaften erfolgt im Vokabular der Geisteswissenschaften. Konstruktivistische Systemtheorie kann dazu beitragen, die Kluft zwischen den "zwei Kulturen" zu schließen (vgl. Varela 1989; Schwanitz 1990, bes. 31ff.), ebenso wie die Kluft von "Natur-" und "Geisteswissenschaft" (vgl. Luhmann 1990, 400 und 461f.). Und spätestens Oscar Wilde hatte, wenn vielleicht auch nur ironisch, die "Mutter

Natur" im Verdacht, ein Produkt ihrer Kinder zu sein: "Nature is no great mother who has born us. She is our creation." ("The Decay of Lying"; vgl. Borchmeyer 1989, 1)

Handlungsweisen, Interaktionsprozesse, die sich erst dann genauer erläutern lassen, wenn man sie nicht als "naturgegebene" oder "sachbedingte", sondern als kulturelle Phänomene beschreibt, gibt es auch außerhalb des Kulturbetriebs; ästhetische Relationen, schöpferische Irritationen sind nicht zwangsläufig an Kunstwerke gebunden (auch wenn es schließlich noch Sinn machen könnte, "ästhetische" Kriterien im engeren Sinn weitgehend für das zu reservieren, was üblicherweise als Kunst und Literatur gilt). Die traditionelle strikte Trennung zwischen Kultur und übriger (alltäglicher, technologischer, wirtschaftlicher, bürokratischer etc.) Wirklichkeit wird hier also nicht übernommen. Die in anderen Varianten und Bedeutungen ja nicht unbekanntes These, dass gesellschaftlicher Wandel nur durch kulturellen Wandel entstehen kann, verliert hier den sonst üblichen Charakter einer "Flucht nach vorn": Die These soll profan und selbstverständlich erscheinen (und allenfalls dies wäre das Ungewöhnliche daran).

Im Hinblick auf Literatur geht es dabei um eine besondere Variante der unpräzisen Annahme, "(...) dass die Literatur nichts anderes ist und sein kann als eine Art Erweiterung und Anwendung gewisser Eigentümlichkeiten der Sprache." (Paul Valéry 1937; zitiert nach 1971 b, 200) - Die Möglichkeit der Wirklichkeits-Konstruktion durch Literatur sagt selbstverständlich noch wenig darüber aus, wie bedeutungsvoll der Anstoß zum Wandel jeweils werden kann. Sprachliche (und metasprachliche) Ablösung von den gängigen Beschreibungen, mit denen vorherrschende Wirklichkeit aufrechterhalten wird, löst Veränderung aus (individuell oder sozial). Kunst und Literatur erinnern an diese sprachliche Ablösungsmöglichkeit, aber nicht nur allein sie erinnern daran. Sprachliche "Reflexion" als allgemein verbreitetes und zugleich wichtiges Anstoßmittel des kulturellen und gesellschaftlichen Wandels reflektiert die gängigen, wirklichkeits-konstruierenden Beschreibungen. Allgemein (nicht auf Literatur bezogen) heißt es bei Maturana und Varela: "Alles, was wir tun können, ist Erklärungen zu erzeugen - durch die Sprache -, die den Mechanismus der Hervorbringung einer Welt enthüllen." (1987, 260) "Das Bezeichnende an der sprachlichen Reflexion ist, dass sie uns ermöglicht, unsere eigene Welt, und die Welt der anderen zu

betrachten, unsere eigene Lage und die der anderen Elemente unseres Mediums zu beschreiben, indem wir unsere Organisation und Anpassungsfähigkeit aufrecht erhalten. Die sprachliche Reflexion lässt uns die Welt, in der wir leben, sehen und sie bewusst annehmen oder ablehnen." (Maturana 1985, 12)

Wenn man im Zusammenhang mit einzelnen, funktional geschlossenen lebenden psychischen Systemen individuelle Kognition und Kognitionsbereiche unterscheidet, dann ergibt sich auch - in einem unemphatischen, rein deskriptiven Sinne allerdings - individuelles Bewusstsein. Aus der Subjekt-Objekt-Dichotomie lässt sich herauskommen; revidieren lässt sich auch die verbreitete Unterscheidung zwischen Selbstbeobachtung und (Außen-)Weltbeobachtung. Individualität kann gar nicht verloren gehen, wie integriert in soziale Zwänge jemand auch sein mag. Nur dort, wo Individualität und individuelle Sonder-Beobachtung ausdrücklich vorgesehen und "erlaubt" sind, sind Anstöße zu kulturellem und gesellschaftlichem Wandel möglich. Nur individuell lässt sich erleben, dass vorherrschende Wirklichkeit nur eine der möglichen Beschreibungen ist. Nur individuell kann Kritik beginnen. Von einem konstruktivistischen Standpunkt aus gesehen kann es im vorliegenden Zusammenhang ohnehin nicht darum gehen, vorherrschende Wirklichkeit als Fakten- und Sachgeschichte zu beschreiben, sondern in erster Linie geht es um die Darstellung von individuellen Kognitionen und Emotionen (mit Blick auf "Mentalitäten", auf kulturelle Prozesse; zur "Mentalitätsgeschichte" vgl. die Zusammenfassung bei Dörner und Vogt 1990).

Derzeit ist man auch in der Literaturwissenschaft noch eher daran gewöhnt, von ökonomischen und politischen Herrschaftsmechanismen, von System- und Sachzwängen zu sprechen, gelegentlich so, als sei auch noch "die resignation eines kranken aus der spitalatmosphäre ab(zu)leiten". (Oswald Wiener 1983, 39 in einer kritischen Anmerkung zu Wolf Lepenies "Melancholie und Gesellschaft" 1969) Jeder Mensch "beschreibt" sich unausgesetzt selbst; im Sinne einer fortlaufenden Selbstinstruktion bestimmt dies jedes Fühlen, Denken und Handeln - auch dort noch, wo jemand "selbstvergessen", d.h. scheinbar "nach außen gerichtet" agiert; "Außenwelt"-Ereignisse werden wirksam im Zuge einer bestimmten Selbstbeeinflussung; "Außenwelt"-Ereignisse müssen in der jeweiligen Selbstbeschreibung gleichsam wiederholt werden, wenn sie überhaupt wirksam werden sollen; in der individuell spezifischen Wiederholung

liegt auch die Möglichkeit, "Außenwelt" zu kontrollieren, zu begrenzen. Selbstbeschreibung, in Form der Selbstinstruktion, der Autosuggestion ist also notwendig, damit gesellschaftliche Einflüsse (Heterosuggestionen also) überhaupt wirksam werden können. Und wenn man, wie auch immer, mit "Geschlossenheit" argumentiert, gibt es überhaupt keine andere Möglichkeit von "Einfluss". Außenwelt-Wahrnehmung und interpersonelle Kommunikation spielen sich ab auf der Basis von internen Selbstbeschreibungen. Je größer die Selbstbeeinflussungs-Möglichkeiten im Rahmen individueller Selbstbeschreibung sind, desto größer sind auch die Kontroll-Möglichkeiten, die "Freiheiten" in Bezug auf Deformationen von "außen". (Weitere Angaben zum Begriff "Selbstbeschreibung" siehe hier auch etwa S.76)

Folgt man diesen Thesen, dann erscheint jeder Umgang mit Literatur als spezielles Teilmoment im Prozess einer übergeordneten, generellen "Selbstbeschreibung". Jede nur denkbare Rezeption eines literarischen Textes wird ausgehend vom jeweils eigenen Leben des Lesers bzw. von dessen kognitiver und emotionaler Einschätzung des eigenen Lebens bestimmt - und nicht von dem, was "der Text bedeutet". Sprache fungiert als Auslöser für resonante Selbstbeschreibungs-Prozesse: Rezipienten können von einem Text nur das nehmen, was sie in der eigenen kognitiven Repräsentation des jeweiligen Textes ihrerseits auch geben können. "Die Semantik existiert lediglich als eine Eigenschaft, die von dem Beobachter auf die interagierenden Systeme projiziert wird und ausschließlich für den Beobachter Gültigkeit hat." (Maturana 1982, 154)

Medienangebote dringen nicht in die Köpfe der Rezipienten, sondern sie stellen lediglich Anlässe dar für eine jeweils spezifische Selbstdynamik. Mediennutzer nehmen also nicht ein von ihnen unabhängiges, für alle identisches Produkt wahr, das sie erst später jeweils verschieden bewerten, sondern genau umgekehrt: Anfangs nimmt jeder etwas anderes wahr und erst in der Folge entsteht aufgrund der Ähnlichkeiten der jeweiligen Wahrnehmung bei Beobachtern die Illusion, alle hätten es mit demselben Film, derselben Sendung oder demselben Text zu tun. Mediennutzer können nur das nehmen, was sie selber an Gedanken, Gefühlen und Sprache schon haben, was sie aktualisieren und erweitern können. Weil jeder Zuschauer, Hörer oder Leser von vornherein mit verschiedenen Voraussetzungen "antritt", kann es von Anfang an immer nur ähnliche, nie aber identische Medien-Wahrnehmung geben. Erst von der Verschiedenheit

ausgehend, aber nicht von einem gleichen "Gegenstand" herkommend, lassen sich weitgehend ähnliche, jedoch nie identische Wahrnehmungsweisen bestimmen.

Wie aber kommt nun unter den zum Teil schon genannten Bedingungen eine lebbare, gangbare (viable) Wirklichkeits-Modellierung zustande? Wie wird eine gegenständliche Welt erzeugt? Wie unterscheidet man zwischen "Fiktion" (bzw. "Halluzination") einerseits und Wirklichkeit andererseits? - Im wesentlichen sind es zwei Möglichkeiten, die eine pragmatische, aber gleichsam garantielose (d.h. allerdings auch: flexible) Unterscheidung erlauben: Erstens durch die Ausbildung von Invarianzen und Differenzen; und zweitens kommt die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Halluzination individuell-sozialisiert zustande: durch die systeminterne Konstruktion des Verhaltens der anderen. Aufgrund der Stabilität, aufgrund der Leichtigkeit, mit der bestimmte Selbstbeschreibungen erzeugt (und wiederholt) werden können, kann eine Unterscheidung zwischen "wirklichen" Gegenständen und "phantasierten" Gegenständen vorgenommen werden; die "phantasierten" Gegenstände lassen sich offenkundig schwieriger und seltener hervorbringen (nähere Angaben Kapitel 2.5) Zweitens kommt die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Halluzination zustande durch das hypothetisch vorwegnehmbare oder in der Selbstbeschreibung erlebte Verhalten der anderen: Wirklichkeit wird durch andere indirekt "ratifiziert"; Halluzinationen (vor allem die als "pathologisch" geltenden Halluzinationen) haben hingegen kaum eine Aussicht, von anderen als "bestätigt" zu erscheinen. Sog. "pathologische" Halluzinationen entsprechen nicht dem "lebbaaren" Verhaltensrepertoire der anderen; ihnen fehlt die "normale" Rücksicht auf das Verhalten anderer, die folgenreiche (Selbst-)Erfahrung mit anderen.

Erkennbar wird Wirklichkeit indessen zunächst nur als die jeweilige Wirklichkeit des einzelnen Erkennenden, niemals als eine subjektunabhängige allgemeine, allen gemeinsame Wirklichkeit. Eine "gemeinsame" Wirklichkeit, eine "gemeinsame" Objektwelt (ein gemeinsames "Textobjekt") ist ein Folgekonstrukt, das aufgrund von Beobachtung hypothetisch erzielt wird: Dadurch, dass in einem lebendem System ein Beobachter ausgebildet werden kann, der mit seinen eigenen inneren Zuständen interagiert, entstehen die "Gegenstände", die dem Beobachter als von ihm "unabhängige Gegenstände" erscheinen. Wer also Erkennbarkeit oder "erfolgreiches" Operieren in einer "wirklichen" Wirklichkeit voraussetzt,



"startet" erkenntnistheoretisch erst auf der Ebene des "Beobachters" (siehe unten Abschnitt 2.4) und nicht schon auf der grundlegenden System-Ebene (und eine solche Vergewisserung über Startebenen könnte manchen sinnlosen Streit über "Konstruktivismus" ersparen). - Die "reale Welt" ist eine möglicherweise unvermeidliche kognitive Vorstellung, aber keine erkennbare Tatsache; erst wenn man von den vorausgehenden Bedingungen dieser "Realitäts"-Simulation absieht, kann es so scheinen, als würden Erkennen und Handeln exakt den Bedingungen einer "äußeren Realität" entsprechen; oder anders ausgedrückt: Konstruktivistische Überlegungen sind schlecht geeignet, um "krisenlose" Alltagsroutine gleichsam umstandslos zu erklären. Wenn man "realistisches", d.h. gangbares, lebbares (viabiles) Alltagshandeln als etwas versteht, was auf der Basis und in der Folge grundsätzlicher Konstruktivität (dennoch) möglich wird, wenn also der Selbst-Beobachter und dessen Konstruktionen theoretisch bereits formuliert sind, dann spricht schließlich auch nichts gegen die Simulation einer unangezweiften Alltagswirklichkeit. Im alltäglichen Umgang, in Normalsituationen kann man, muss man sogar seine Welt für wirklich halten, auf grundlegender Systemebene jedoch ist "Welt" eine Konstruktion im "Kopf".<sup>3</sup>

Im Verlauf der Arbeit an diesem Buch wurden verschiedene andere Bezeichnungen für das erprobt, was jetzt (wiederum nicht ohne Zögern) "Selbstbeschreibung" im Rahmen "endlos autobiographischer Tätigkeit der Wahrnehmung" heißt: "Self-Talk" und "Selbstkommunikation"; der Nachteil dieser Bezeichnung besteht darin, dass sie "Gespräch" bzw. "Kommunikation" als Voraussetzungen statt als Konsequenzen auf der Basis von systeminternen Prozessen suggerieren. Wählt man "Selbstkommunikation", dann wäre stets zu bedenken, dass es sich zunächst um sprachliche, vorsprachliche und außersprachliche (d.h. physiologische, neuronale, metabolische oder hormonelle) Austauschprozesse innerhalb eines Organismus handelt und gerade nicht sogleich schon um das, was üblicherweise oder systemtheoretisch "Kommunikation" meint. (Vgl. etwa Jantsch 1982, der in problematischer Weise von biomolekularer, elektronischer, genetischer, metabolischer, neuraler Kommunikation spricht.) Um nicht in die Verwicklungen der insbesondere von der Kognitiven Psychologie mehrfach und kontrovers definierten Selbstprozesse zu geraten, wähle ich hier die noch relative unbelastete Bezeichnung "Selbstbeschreibung" als eine übergeordnete Bezeichnung (gerade auch für solche Selbstprozesse wie Kognition, Metakognition, Selbstkontrolle,

Selfmonitoring, Inneres Sprechen etc.) "Selbstbeschreibung" in einer denkbar umfassenden Form wird als Grundbedingung jeden Verhaltens verstanden; "Selbstbeschreibung" gilt als andauerndes Verhalten des psychischen Systems zu sich selbst. (Zum "systemtheoretischen Gebrauch der Bezeichnungen "Selbstbeschreibung" und "Selbstbeobachtung" vgl. Luhmann 1984a bzw. 1987a)

## 2.1 Halluzinatorik

Kultureller und gesellschaftlicher Wandel kann überhaupt nur aufgrund der prinzipiellen und produktiven Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination angestoßen werden. Veränderte Interpretation, veränderte Beschreibung, veränderte Welt-Wahrnehmung entsteht dabei aus einer besonderen, gleichsam halluzinatorischen (nicht-pathologischen) Sonderform der Beobachtung: Die Bezeichnung "Halluzinatorik" (bzw. "halluzinatorisch") ist keine esoterische Formel, sondern sie soll hier auf ein grundlegendes Phänomen allgemeiner Welt-Konstruktion verweisen, wohingegen "Halluzination" im üblichen Sprachgebrauch ja nur Sonderfälle pathologischer oder halluzinogener (durch Drogen ausgelöster) Konstruktion bezeichnet. "Halluzinatorik" hat den zusätzlichen Vorteil, ästhetische Implikationen, Momente von Kreativität nicht erst auf der Ebene von Folgerungen, sondern schon auf der Ebene grundlegender Wahrnehmung zu signalisieren. Selbstverständlich lässt sich von Halluzinatorik zu pathologischer Halluzination, zum Wahnsinn weder eine sachlich starke, noch eine historisch stabile Grenze ziehen; eine konstruktivistisch perspektivierte Kulturgeschichte des Wahnsinns wäre also auch ein bedeutsamer Beitrag zur Einschätzung von halluzinatorischer Sonderbeobachtung (vgl. etwa Gorsen 1972, Heinrichs et al. 1978). Ebenso ließe sich im Rahmen späterer Überlegungen mit Gewinn anschließen an Forschungen zu "Traum" und "Tagtraum", an Überlegungen zur "Phantasie" (etwa Schöpf 1981; Kamper 1986b), zur "Illusion" (Daemmrich 1974, 56ff.), zur "schöpferischen Einbildungskraft" (etwa Daemmrich 1974, 45ff.; Kamper 1981; Hörisch und Tholen 1985, 7ff.), zum "Einfall" (Heißenbüttel), zur "Inspiration", zur "Intuition", zur "Imagination" und zum "Imaginären" (etwa Sartre 1971; Castoriadis 1984; Iser 1991) bis hin zu neueren "Fiktions"-Konzepten (etwa Henrich und Iser 1983; Assmann 1980 und 1989; Hejl 1990; Iser 1991) und der unübersehbar umfangrei-

chen "Utopie"-Forschung (zuletzt vor allem Vosskamp 1982); zur Bedeutsamkeit und zur Kritik von Vaihingers "Als-Ob"-Philosophie vgl. Glasersfeld 1990. Im Versuch, zu einer konstruktivistischen und teilweise auch kognitionspsychologisch begründeten Literaturtheorie beizutragen, konzentriere ich mich auf die dort vorfindbaren Ansätze.

In konstruktivistischer Sicht ist eine durch Umwelt oder Außenwelt bedingte grundsätzliche Unterscheidung zwischen Halluzination und Wirklichkeit nicht möglich: Als funktional bzw. operativ geschlossenes System kann das Wahrnehmungssystem eine solche Unterscheidung nur systemintern erzeugen. Da auch "Außenwelt"-Phänomene nur im Bereich systeminterner Beobachtung "existieren", gibt es keinerlei Möglichkeit, Informationen direkt aus der "Umwelt" (oder aus Texten) zu entnehmen. "Umwelt" (oder Text) ist demnach nur existent als der jeweilige systeminterne, "Umwelt" (oder Text) betreffende Beschreibungsbereich eines Beobachters innerhalb eines geschlossenen Systems, von dem der Beobachter selbst wieder nur ein Teil ist (ein System-Teil, der ausdifferenziert wird durch Unterscheidung von Selbstbeschreibungsebenen; vgl. unten S.74 ff.). Umwelt (oder Text) wird halluziniert durch Selbstbeobachtung bzw. Selbstbeschreibung, nicht aber durch direkte Außenwelt-Wahrnehmung; erst in einer Art von "Delegation" bzw. "Projektion" werden bestimmte Selbstbeschreibungen einer Außenwelt zugeschrieben bzw. erfolgreich unterstellt. Moderne Systemtheorie denkt "die Welt" systemintern ("im Kopf"), aber gerade nicht als eigenständiges, vom "Kopf" unabhängiges System "Welt". Die "Welt selbst" kann kein System sein, denn sie hätte ja keine Umwelt bzw. Außenwelt, von der sie sich, das wäre die Grundvoraussetzung, wiederum als System abgrenzen könnte.

Was wird in konstruktivistischer Sicht unter "System" verstanden? Das ist vielfach beschrieben worden, und daher genügen hier folgende Hinweise: System ist keine substantielle Entität, sondern ein Konstrukt, eine Erklärungsmöglichkeit. Ein System hat Komponenten, die Relationen dieser Komponenten sind in einer bestimmten "Organisation" geregelt. Wandelbar im Rahmen dieser "festen" Organisation sind die Strukturen und Funktionen des Systems. Innerhalb von Organisation, Struktur und Funktion sind die Möglichkeiten von Stabilität und Dynamik bzw. Wandel zu beschreiben, ebenso wie die Möglichkeit der Abgrenzung von anderen Systemen bzw. die Möglichkeit zur "Interaktion", genauer gesagt:

zur strukturellen Koppelung mit anderen Systemen. Es muss in jedem Fall entscheidbar sein, welches zu klärende Phänomen zum System selbst bzw. zur Umwelt des Systems gehört.

Zur Sonder-Beobachtung forcierte halluzinatorische Beobachtung bringt etwas als "gegeben" hervor, was es ansonsten noch nicht "gibt", und diese Beobachtung erkennt im gleichen Zuge die bislang herrschenden Wirklichkeits-Konstruktionen ihrerseits als "Erfindung", sie bringt deren vergessene Konstruiertheit, deren halluzinatorische Momente, deren "Als-ob", deren Wahrheits-Fiktionen wieder zum Vorschein. "Halluzinatorik" meint das Hervorbringen einer Welt-Wahrnehmung, einer Welt-Interpretation, die nicht sogleich schon durch andere Menschen "ratifiziert" erscheint, die zunächst "unbegründet" erscheint aus dem Blickwinkel der vorherrschenden, der gängigen sozialen Wirklichkeits-Konstruktionen. Grundlegende Impulse kulturellen und gesellschaftlichen Wandels entstammen der halluzinatorischen Sonder-Beobachtung, besonders der in Sprache hervorgebrachten und damit potentiell allgemein verfügbaren halluzinatorischen Sonder-Beobachtung; durch den Gebrauch von Sprache kann Halluzinatorik nie "pur subjektiv" werden, sondern verbleibt (wenn auch eingeschränkt) in einem Bereich der individuellen Sozialisation.

Wichtige frühe Ansätze zu einem Konzept der "Halluzinatorik" bzw. des "Halluzinatorischen" finden sich bei Carl Einstein (Helmut Heißenbüttel hat wiederholt darauf hingewiesen 1966, 1972); in seinem "Nekrolog" (1932) anlässlich des hundertsten Todestages von Goethe konstatiert Einstein die "halluzinatorische Auflösung und Zerstörung der Persönlichkeit".<sup>4</sup> Einstein polemisiert vehement gegen alle Dichter (allen voran Goethe), die eine autobiographische Konservierung der Persönlichkeit betreiben. Carl Einsteins Kritik betrifft eine Literatur, die das "Ich" immer noch als eine stabile und geschlossene Welt-Erfahrungsmöglichkeit unproblematisiert lässt, Kausalität ungeprüft suggeriert und autobiographisch orientiertes Schreiben traditionell fortsetzt. Carl Einsteins Kritik betrifft den "Logozentrismus", wie man heute sagen könnte. Carl Einstein nimmt (im Anschluss an den Neukantianer Konrad Fiedler) eine, wie Heidemarie Oehm schreibt, "kognitive Bestimmung der Kunst" vor, und Carl Einstein begreift "Erkenntnis als die Entwicklung und Formung einer neuen Realität aus psychisch latenten, autonom organisierten Komplexen" (Oehm 1976, 36); Erkenntnis wird also auch hier mit Schöpfung,

mit Konstruktion gleichgesetzt: "Einsteins und Fiedlers Kunsttheorie stimmen darin überein, Kunst den Anspruch zuzugestehen, eine der naturwissenschaftlichen gleichwertige, wenn auch nicht gleichartige Erkenntnis zu sein, (...)" (Oehm 1976,36) - Bei Einstein ist also bereits die Möglichkeit der Kunst (und Literatur) angedeutet, im Zuge von Halluzinatorik als "epistemologische Metapher" (Eco 1973, 46) zu fungieren.

Carl Einsteins Hinweise (1932, 145) auf den "Pluralismus der Wirklichkeit" sind im vorliegenden Zusammenhang sicher besser zu handhaben als seine Überlegungen, das "Verschwinden des Ichs" oder die "kollektiven Kräfte" betreffend. Wenn schließlich auch in konstruktivistischer Sicht herkömmliche Trennungen zwischen Subjekt und Objekt verworfen werden, wenn auch hier eine halluzinatorische "Konfundierung" von Subjekt und Objekt erprobt wird, geht es aber gerade nicht wie bei Einstein darum, eine gleichsam subjektunabhängige, "kollektive" Halluzinatorik zu konzipieren; die nicht zu übersehende und nicht zu behebbende Krise des autobiographischen Ich kann in der hier vorgeschlagenen Sehweise nicht so ausgelegt werden, dass das "Halluzinatorische" nun selber als subjektunabhängige "Primär-Realität" (Oehm 1976, 30 über Einstein) erscheint - eine "Primär-Realität", die Einstein wiederum von allen Möglichkeiten einer Phänomenbeschreibung beinahe esoterisch ausnimmt.<sup>5</sup>

Zugespitzt formuliert: Wirklichkeit ist diejenige "Halluzination", die wir einerseits selber einigermaßen invariant hervorbringen können, und Wirklichkeit ist zugleich diejenige "Halluzination", die andere in ähnlicher Weise wie wir selber als "wirklich" akzeptieren. Menschen konstruieren ihre jeweilige Wirklichkeit nicht "pur subjektiv", sondern gerade auch individuell-sozialisiert: Die Wirklichkeitsmodelle einzelner Individuen verfestigen (oder verringern) sich in der strukturellen Kopplung mit den Bewusstseinsleistungen anderer Menschen. - Wirklichkeit bleibt indessen in jeder Hinsicht ein menschliches Erzeugnis: Sie ergibt sich durch Herstellung und Aufrechterhaltung kommunikativer Bereiche, ebenso wie sich eine Veränderung vorherrschender Wirklichkeit (kultureller und gesellschaftlicher Wandel) zunächst nur durch individuelles Handeln abweichend bzw. abgegrenzt von kommunikativen Verhaltensweisen ergeben kann. Halluzinatorik als "Erfindung" einer veränderten Wirklichkeit ist zwar u.U. sozial angeregt, jedoch gerade nicht in ihrer besonderen Art und Weise auch schon sozial determiniert: Individuelle kognitive und emotionale Not macht erfinderisch, nicht allgemeine Not (die

Mehrheit erträgt, zunächst jedenfalls, nahezu alle Zustände, die einem einzelnen bereits unerträglich erscheinen).

Inwiefern erscheint es möglich, "endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" als Mechanismus subjektabhängiger Welt-Konstruktion zu entwickeln? Wie lässt es sich begründen, von einer "allgemeinen Halluzinatorik" auszugehen? Wie ist "Halluzinatorik" als Grundkonzept fundierbar? Konstruktivistische Grundannahmen können erklären, warum die jeweils vorherrschende Wirklichkeit zwar graduell erheblich verschieden, aber grundlegend nicht weniger "halluzinatorisch" ist als etwa die künstlerische bzw. literarische Neu-Konstruktion, als die Antizipation einer noch nicht herrschenden Wirklichkeit. Gerade die Geschlossenheit, die operative "Autonomie" menschlicher Kognitions-Systeme, ist die Grundbedingung dafür, dass es überhaupt zu Kreativität und schließlich zu einem Anstoß für Wandel in Kultur und Gesellschaft kommen kann.

## **2.2 Halluzinatorik und Wahrnehmung**

Konstruktivistisch orientierte Biologen, Neurophysiologen und Psychologen sind sich heute weitgehend darin einig, dass das Nervensystem kein reizoffenes Reaktionssystem ist: "Im Funktionieren des Nervensystems (und des Organismus) kann es keinen Unterschied zwischen Illusionen, Halluzinationen oder Wahrnehmungen geben, da ein geschlossenes neuronales Netzwerk zwischen intern und extern ausgelösten Veränderungen relativer neuronaler Aktivität nicht unterscheiden kann. Jede derartige Unterscheidung gehört ausschließlich zum Beschreibungsbereich eines Beobachters, in dem Innen und Außen für das Nervensystem und den Organismus definiert werden." (Maturana 1982, 255) Das Gehirn steht zwar über Sensoren bzw. Rezeptoren mit einer "Außenwelt" in Verbindung, aber das Gehirn kann die Einflüsse einer "Außenwelt" nur nach gehirn-spezifischen Regeln verarbeiten (und nicht nach den "objektiven" Bedingungen einer "objektiven" Realität). Die gängige Vorstellung, Sinneszellen seien die Tore zur Realität und durch diese Tore kämen (wenn auch "verzerrt") Informationen herein - diese Vorstellung wäre damit nicht mehr haltbar. Das Gehirn funktioniert gerade nicht als eine Art "Kommandozentrale", die irgendwelche von außen hereinkommenden Informationen verarbeiten würde. Das Gehirn geht nur

mit seinen eigenen Zuständen um, es versteht gleichsam nur seine eigene "Sprache" und nicht die "Sprache" einer realen Außenwelt. Reiz-Wahrnehmung wird bestimmt durch die biologischen und gehirnspezifischen Grundbedingungen des Wahrnehmungs-Systems. Das Nervensystem kann nur "erkennen", dass es einen Reiz gibt (eventuell wo am Körper es diesen Reiz gibt) und mit welcher Intensität es diesen Reiz gibt, aber das Nervensystem selbst ist außerstande, den Reiz unmittelbar, direkt, seiner "wahren Natur" oder "realen Herkunft" nach zu "erkennen": Das Nervensystem reagiert nur nach seinen eigenen internen Kriterien; es gibt nur "(...) Interaktionen des Nervensystems mit seinen eigenen Zuständen neuronaler Aktivität." (Maturana 1982, 148)

Man spricht in diesem Zusammenhang vom Prinzip der "Undifferenzierter Codierung": "Die Erregungszustände einer Nervenzelle kodieren nur die Intensität, aber nicht die Natur der Erregungsursache. Codiert wird nur: 'So-und-soviel an dieser Stelle meines Körpers' aber nicht 'Was'. - Anders ausgedrückt, der Signalfuss, der von den etwa hundert Millionen Sinneszellen dem Hirn zuströmt, trägt keinen Hinweis auf irgendwelche Eigenschaften jenseits dieser Zellen, außer dass sie an bestimmten Stellen der Körperoberfläche gereizt wurden." (von Foerster 1985 b, 41) Nie wird "(...) die Qualität der Erregungsursache kodiert, nur die Quantität der Erregung." (von Foerster 1985a, 69)

Das Nervensystem übernimmt keine Eigenschaften des Reizes, es bildet keine Eigenschaften des Reizes ab. "Da unsere Sinnesrezeptoren folglich nicht fähig sind, die Unterschiedlichkeit der physikalischen Agentien, die ihre Aktivität auslösten, zu übermitteln, ist die 'prachtvolle Vielfalt' unserer Erfahrungswelt, das 'Was', ein Ergebnis der Verrechnung der von den Rezeptoren gelieferten Signale." (von Foerster 1985a, 48) Das Gehirn ist operativ (bzw. funktional) "autonom", auch wenn es selbstverständlich vom Körper in Stoffwechselprozessen energetisch versorgt werden muss, auch wenn das jeweilige lebende System selbstverständlich ein "Medium" haben muss, indem es als biologisches System existieren kann. (Vgl. Maturana 1982, 281) Das Gehirn verformt oder verzerrt nicht lediglich irgendwelche Außenwelt-Informationen, sondern es konstruiert gerade auch noch jene Außenwelt, auf die sich seine Wahrnehmungen beziehen. Das Gehirn verzerrt nichts, weil es gar nichts Äußeres abbildet.

Zwar könnte man sagen (das hängt davon ab, wie "radikal" man konstruktivistisch vorgehen will), dass es "Realität" gibt - im Sinne einer puren Konstatierung einer Welt "da draußen" -, aber das ist auch schon alles, was man über Realität unabhängig von den eigenen Konstruktionsleistungen sagen kann. Was auf der Seite der Reizauslösung in der "Außen-Welt", in der "Um-Welt" geschieht, bekommt man nie zu Gesicht. "'Umgebung' ist kein Etwas, das ein Organismus irgendwie von seinen inneren neuronalen Signalen ableiten könnte, sondern das nur von einem Beobachter des Organismus gesetzt werden kann." (von Glaserfeld und Richards 1984, 14) Die Oberfläche, die äußeren Grenzen des geschlossenen Systems könnten - wenn man sich dieses System einmal probeweise als Kugel veranschaulicht (in einem freilich unzulänglichen Bild) - nie durchstoßen werden; nichts käme je rein oder ginge je raus, auch nicht gefiltert; aber das System, die Kugel wäre "plastisch" und könnte daher verschiedenartig "eingebeult" (deformiert) werden, und ausschließlich die Veränderungen an der Innenseite dieser Deformation würden nun interpretiert, und eben dies ergäbe die jeweiligen Wahrnehmungen.<sup>6</sup> "Das Gehirn lässt sich als ein funktional und semantisch selbstreferentielles oder selbst-explikatives System auffassen. Unter funktionaler Selbstreferentialität eines Systems verstehe ich die Eigenschaft, mit den eigenen Zuständen rekursiv oder zirkulär zu interagieren, so dass jeder Zustand aus der Interaktion früherer Zustände resultiert. Selbstreferentielle Systeme sind in ihren Zustandssequenzen selbstbestimmt oder autonom. Ihre Zustandssequenzen sind nicht von außen steuerbar. Wichtig ist, dass Selbstreferentialität nicht Isoliertheit bedeutet: Selbstreferentielle Systeme sind (...) durchaus von außen beeinflussbar oder modulierbar. Die Wirkungen dieses Einflusses, seine Quantität und Qualität, sind aber vollständig durch das selbstreferentielle System bestimmt. D.h. ob ein externes Ereignis überhaupt auf das System einwirken kann und, wenn ja, in welcher Weise und Stärke, legt das System fest." (Roth 1987a, 240). Zu den auch bei Roth missverständlichen konstruktivistischen Sprachäußerungen gehören die Bezeichnungen "autonom", "vollständig", "ausschließlich" (von innen gesteuert) usw. Natürlich kann man einwenden, dass eine Reaktion, die von außen veranlasst werden kann, dass ein System, das "beeinflussbar und modulierbar" ist, nicht mehr "autonom" operiert. Richtig bleiben indessen alle Überlegungen, wonach die Art und Weise der Reaktion dann "autonom" abläuft. Die Möglichkeit, dass Computer funktionieren und "andere" Prozesse simulieren können, zeigt, dass "operative Geschlossenheit" praktikabel ist, und die Frage, ob Com-



puter von "außen steuerbar" sind oder nicht, erweist sich in der Tat als eine Frage der Perspektive: Sie kann gleichermaßen entschieden mit "Ja!" und auch mit "Nein!" beantwortet werden. So gesehen kann ein System durchaus zugleich "offen" und "geschlossen" sein, je nach Beschreibungsebene.

In konstruktivistischen Überlegungen geht es gerade um die Autonomisierung aller Wahrnehmungs-Funktionen unabhängig von "realer" Außenwelt; es besteht für Individuen durchaus die Möglichkeit, vollkommen "resistent" zu reagieren, jedenfalls undeterminiert. "Die Welt im Kopf" - dies ermöglicht die notwendige Komplexitäts-Reduzierung. Nur in dieser funktionalen Autonomie kann ein lebendes System überhaupt bestehen: Ein umwelt-offenes System würde unter Reizüberflutung zusammenbrechen. Gerade weil das Nervensystem ein funktional bzw. semantisch geschlossenes System ist, kann es lebensfähig bleiben; würde es auf all das in gleicher Weise reagieren müssen, was "da draußen ist", dann gäbe es keine Anpassung und keine Gewöhnung und keine Auswahl: binnen kurzem wäre das System überlastet. Es ist in der Tat paradox und aporetisch: gerade weil "Realität" nicht zu erkennen ist, kann man "realistisch", das heißt: lebensfähig, geeignet, passend, viabel handeln. "Erkenntnis ist nur möglich, weil sie keinen Zugang zur Realität außer ihr hat." (Luhmann 1988, 9)

Stets hat man nur Skizzen und Landkarten (und Karten von Karten und Skizzen von Skizzen); das eigentliche Territorium bleibt unerfahrbar. Nie hat man das Original (oder einen Original-Text, der gleichsam alle Bedeutungen schon in sich gespeichert hätte).<sup>7</sup> Die unbegrenzte Vielfalt der "Realität", die "Schönheiten einer Landschaft" wären so gesehen nicht das Ergebnis einer irgendwie doch erfolgten (oder erhofften) Abbildung, sondern sie wären das Ergebnis einer systeminternen Verrechnung der von den Sinneszellen gelieferten Signale. - Fotoapparate, Filmkameras und Filme beweisen nicht die objektive Richtigkeit der menschlichen visuellen Wahrnehmung; sie beweisen allenfalls, dass Menschen fähig sind, Apparate und Filme zu bauen, die ihre Konstruktionen auf gleichsam "anderer Ebene" wiederholen, die schließlich zu analogen Wahrnehmungen führen bzw. als solche akzeptiert werden.

Andererseits sind Wahrnehmung und Erkennen ohne Berücksichtigung individueller Sozialisation überhaupt nicht denkbar: "Das Gehirn hebt die

prinzipielle Isolation aller neuronalen Systeme von der Welt dadurch auf, dass es die Welt als interne Umwelt konstituiert und mit dieser umgeht. Dies gilt insbesondere für die soziale Umwelt. Und so ist es kein Widerspruch, dass unsere individuelle, in sich geschlossene Wirklichkeit eine soziale Wirklichkeit ist." (Roth 1987a, 253) Rückwirkend in bezug auf den ganzen Abschnitt "Halluzinatorik und Wahrnehmung" muss allerdings gesagt werden, dass Wahrnehmung keine Leistung der Nervenzellen bzw. des Gehirns ist; ein solcher Reduktionismus lässt sich vermeiden. Auch das Gehirn besteht nicht nur aus Zellen, sondern auch aus Operationsweisen (bzw. "Ereignissen"; vgl. Luhmann 1990, 38), und selbstverständlich darf man sich keine homunculus-ähnliche Vorstellung von der Beobachter-Interpretation neuronaler Zustandsveränderungen machen.

"Hamlet und Horatio treffen sich auf der Bühne des Stadttheaters in Bielefeld, wobei Horatio ein neues Manuskript Luhmanns über Bewusstseinstheorie aus der Tasche zieht. Hamlet findet darin weitere Gründe für seine Melancholie, weil sich das Bewusstsein selbst nicht durchschauen kann und keinen Halt an sich findet, aber Horatio weist ihm nach, dass nur deshalb das Bewusstsein überhaupt sozialfähig ist." (Schwanitz 1990, 8)

### **2.3 Kognition, (Selbst-)Beobachter**

Aussagen über die Beschaffenheit der "Welt" (und der "Literatur") ergeben sich jetzt aus einem Konzept der konstruierenden Beobachtung, bzw. aus einem Konzept der "Kognition". Eine sorgfältige Untersuchung enthüllt nicht die Eigenschaften der "Welt" oder der "Literatur", sondern die des Beobachters. Ohne Kontakt nach außen, in differenter, aber stets nach internen Kriterien geformten Prozessen der Selbstbeobachtung unterscheidet der Selbstbeobachter zwischen Halluzination und Wirklichkeit, zwischen Außenwelt und Innenwelt. Die jeweilige Unterscheidung zwischen Halluzination und Wirklichkeit kommt nicht in direkter Abhängigkeit von fehlenden bzw. vorhandenen Umweltreizen zustande, sondern durch "Kognition", d.h. durch gedankliche und emotionale, durch sprach-

liche und nicht-sprachliche, durch bewusste und nicht-bewusste Formen der Selbstbeobachtung bzw. Selbstbeschreibung.

"Kognition" gilt hier als eine spezifische Form der Selbstbeobachtung, der Selbstbeschreibung, der Selbstinterpretation und Selbstinstruktion der in einem geschlossenen Nervensystem ablaufenden Prozesse. Die Aufmerksamkeit richtet sich nunmehr auf systeminterne Aktivitäten, Relationen, Regelkreise, Kopplungen und Rückkopplungen (nicht auf "reale" Objekte oder "Tatsachen"). Aufgrund der Netzwerk-Eigenschaften des Nervensystems können "(...) rekursive Operationen (zyklische Verläufe neuronaler Aktivierung) auftreten, in denen ein Nervensystem mit sich selbst interagiert, indem es seine eigenen Aktivitäten in einem potentiell unendlichen Prozess durch eigene Aktivitäten repräsentiert. Rekursive Operationen gelten daher als Voraussetzungen bzw. als notwendige Bedingungen für Bewusstsein und Selbstbewusstsein. - Dies wiederum ermöglicht dem System, innerhalb seines kognitiven Bereiches zwischen 'innen' und 'außen' zu differenzieren, und d.h. auch, mit Objekten in einer Außenwelt zu interagieren." (Rusch 1987c, 231)

"Kognition" bezeichnet die komplexe Selbstbeobachtungs- bzw. Selbstbeschreibungs-Dynamik lebender Systeme. Wenn man es auf eine Kurzformel zu bringen hätte, dann kann "Kognition" all das bezeichnen, was man sinnvollerweise als "Wissen" (Maturana spricht von "knowing") verstehen kann. Die ist nicht unbedingt eine optimistische Sicht von Wissen; dieses "Wissen" ist weder ausschließlich, noch dominant vernunftorientiert; rationales "Wissen" trifft - konkurrierend - auf irrationales und emotionales "Wissen". Leider stellt insbesondere Maturana nicht explizit oder oft nur äußerst knapp dar, wo sein Kognitionsbegriff anfängt bzw. wo er endet, inwieweit er Sprachliches von Anfang an oder erst in der Konstituierung eines Meta-Bereichs betrifft; und unklar erscheinen mir bei Maturana z.T. auch die Grenzen zu den Bezeichnungen "Interaktion" und "Kommunikation". Im vorliegenden Zusammenhang sind daher folgende Kennzeichnungen nachzutragen: Kognition muss gerade auch noch Emotion einschließen. Wirklichkeitsmodelle sind immer auch emotionale Modelle. Wirklichkeit wird mit relevanten emotionalen Anteilen konstruiert. Gerade innerhalb des hier vorgeschlagenen Konzepts ließe sich das Konstrukt "Emotion" vollständig in das Konstrukt "Kognition" überführen. Verkürzt gesagt: Emotionen ließen sich verstehen als gerade nicht unauffällige, gerade nicht routinierte Kognitio-

nen über das eigene Verhalten; Freude, genauso gut wie Enttäuschung - also beides (wenn man so will) "Krisen" - könnten als "ungewöhnliche", "verschärfte" Prozesse der Selbstbeschreibung gelten. Die Trennung zwischen gedanklichem "Erkennen" und emotionalem "Erkennen" ist äußerst problematisch, weil sie zumindest auf grundlegender kognitiver Ebene gar nicht besteht (vgl. Groeben und Scheele 1977, 103; Huber und Mandl 1983). Der "Selbstbeschreibungs-Roman", die "endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" (vgl. Kap.3) liefert die jeweiligen Kriterien, nach denen sich dann das konkrete Verhältnis von emotionalem und rationalem Wissen bemißt.<sup>8</sup> Emotionale Krisen (andere sprechen von "Neurosen") erscheinen hier nunmehr als Selbstüberzeugungs-Rituale mit "eingebauten" Hindernissen, z.B. in ungelöster Konkurrenz zu anderen Selbstüberzeugungs-Ritualen, zu anderen Selbst-Ansprüchen, etwa den Ansprüchen der eigenen Sozialisation; diese Darstellung wäre kompatibel mit Luhmanns Vorschlag, Gefühle als "Immunfunktion des psychischen Systems" zu verstehen. (1984a bzw. 1987a, 371)

Ein solcher Kognitions-Begriff unterscheidet sich erheblich von dem Kognitions-Begriff (oder den Kognitions-Begriffen) der sog. "kognitiven Psychologie", wo Kognition - aufs Ganze gesehen - oft kaum etwas anderes meint als das, was man üblicherweise mit "Denken" bezeichnet. Natürlich gibt es nicht die "kognitive Psychologie"; jedoch hinsichtlich dessen, was hier wichtig ist, bleiben die Verallgemeinerungen durchaus im Rahmen des üblichen; zur Frage, inwieweit es sich bei der kognitiven Psychologie um eine geschlossene Forschungsrichtung handelt, vgl. List 1981, 42ff; zu den verschiedenen Kognitions-Begriffen und den damit verbundenen Problemen siehe Groeben und Scheele 1977, 28ff.; oder auch Frankena 1969, 230ff. - Kognition kann hier aber auch "(...) nicht von Perzeption getrennt werden, denn die Unterschiede zwischen Wahrnehmung, Vorstellung und Denken sind von kognitiven Systemen selbst getroffene Unterscheidungen. Insofern ist auch die Beschränkung der Elemente kognitiver Systeme auf 'Gedanken', wie Luhmann sie vornimmt, unangemessen." (Roth 1987c, 414; gemeint ist Luhmann 1985) Gleichmaßen kann aber "Kognition" nicht ausschließlich als "biologisches Phänomen" verstanden werden, wie Gerhard Roth in seiner Kritik an Maturana gezeigt hat. (Vgl. Roth 1987b; bzw. hier in diesem Buch die S. 96 ff.) Mittlerweile bestätigen empirische Untersuchungen auch den starken Einfluss von (Selbst-)Kognitionen auf die eigenen physiologischen Prozesse; es gibt viele experimentelle Bestätigungen, dass etwa Schmerz-

empfindungen nur sehr bedingt von der physikalischen Stärke des Schmerzes abhängen, dagegen erheblich von Überzeugungen, Einstellungen, Selbstkonzepten und vor allem von Selbstbewertungen. (Vgl. dazu Frank 1961; Zimbardo 1969; Bem 1979) Ein wenig skeptisch folge ich der Behauptung von Groeben und Scheele, "(...) dass sich besonders in der interkulturellen Forschung mittlerweile auch die Vorstellung von Sexualität als sekundärem, also kultur- und sozialisationsmäßig geprägtem Motiv durchzusetzen beginnt." (Groeben und Scheele 1977, 104)<sup>9</sup>

"Kognition" bezeichnet innerhalb konstruktivistischer Grundannahmen den Mechanismus der Weltkonstruktion: Menschen erzeugen ihre Welt kognitiv, und diese Welt ist die einzige Welt, die sie haben. Kognition ist daher prinzipiell subjektabhängig (d.h. von Menschen, nicht von der "Realität" gemacht). Kognition ist ein eminent aktiver Konstruktionsvorgang, jedenfalls kein passives Rezipieren von Außenwelt-Strukturen. - Eine Beobachtung bzw. ein Beobachter kommt im vorliegenden Zusammenhang durch Meta-Kognition zustande, d.h. durch (Dimensions-)Erweiterung des kognitiven Bereichs; durch inneres und äußeres Sprechen wird man notwendigerweise zu einem Beobachter; und durch Sprache handelt man nicht nur individuell, sondern auch "sozial" (soweit dies die Geschlossenheits-Voraussetzung vorsieht); durch die Verwendung von sprachlichen Bezeichnungen schafft man eine scheinbar von sich unabhängige Umwelt.

Es ist innerhalb von konstruktivistischen Überlegungen üblich geworden, von dem "Beobachter" zu sprechen. Vielleicht wäre es weniger missverständlich, hätte man immer nur von "Beobachtung" gesprochen, denn man darf sich "Beobachter" nicht irgendwie personifiziert, sondern nur als Funktion, als Prozess-Möglichkeit vorstellen. (Luhmann befürchtet, irgendjemand könnte beginnen, von "Beobachter/Beobachterin" zu sprechen; in einem Maturana-Text (bzw. einer Übersetzung) ist dies bereits geschehen; vgl. Maturana 1988)

Der zwischen Halluzination und Wirklichkeit unterscheidende Selbstbeobachter tritt also, und dies macht die Verstehensschwierigkeiten aus, nicht aus dem System heraus, sondern allenfalls in einem metaphorischen Sinne verhält sich der Beobachter zu dem System, in dem er selbst enthalten ist. "Wahrnehmung und Halluzination existieren nur für den Beobachter eines sich verhaltenden Organismus, und zwar im Sinne von Un-

terscheidungen, die in dem Interaktionsbereich getroffen werden, den er definiert, und nicht als unterscheidbare Zustände der Dynamik des Nervensystems." (Maturana 1982, 285) Die Unterscheidung zwischen Halluzination und Wirklichkeit bleibt ontologisch "grundlos" (gleichsam ohne "Garantie"), wie "erfolgreich", wie gangbar, wie lebbar, wie viabel sie dann in einzelnen Lebenssituationen auch immer hergestellt werden mag, wie stark diese Unterscheidung auch immer durch Kommunikation "bestätigt" zu werden scheint. Die Unterscheidung ihrerseits erzeugt den Unterschied, erzeugt die jeweils dann getrennt erscheinende Entitäten "Außenwelt" bzw. "Innenwelt".

Bezugsgröße jeden Erkennens ist nicht die Wirklichkeit, ist nicht die Realität, ist nicht die Außenwelt, sondern ist die Art und Weise der Beobachtung; die sich als Selbstbeschreibung vollziehende Beobachtung liefert also die Bezugsgröße. Es geht um die Organisation von Selbstbeschreibungen (interne "Erfahrungen" werden verglichen mit internen "Erfahrungen"), nicht um eine wie auch immer verzerrte ikonische Relation zu einer subjektunabhängigen Wirklichkeit; Außenwelt-Wahrnehmungen "(...) sind 'wirklich' in dem Sinne, dass wir unsere Erfahrungen tatsächlich in dieser Weise organisieren." (von Glasersfeld und Richards 1984, 21); es geht - und dies ist der entscheidende epistemologische (Paradigmen-)Wechsel - um eine Kognitions-Theorie des Wissens, nicht mehr um eine Erkenntnis-Theorie des Seins (bzw. des Seienden). "Reale Welt" (sofern man davon überhaupt noch reden will) und kognitive Welt wären überschneidungsfreie Phänomenbereiche; kognitiv gehen wir nicht mit der "Realität" um, sondern mit den eigenen Wirklichkeits-Konstruktionen; "real" (wenn man so will) sind nur unsere eigenen Modelle.

Der Beobachter kann mit seinen eigenen Kognitionen so umgehen, als ob diese Kognitionen "unabhängige Gegenstände" wären; der Beobachter kann also unabhängige Gegenstände "simulieren". "Als Beobachter setzen wir den Beobachter gewöhnlich stillschweigend voraus, und weil wir damit gleichzeitig seine Universalität unterstellen, schreiben wir viele der invarianten Merkmale unserer Beschreibungen, die dennoch strikt auf den Standard-Beobachter zu beziehen sind, fälschlicherweise einer Realität zu, die ontologisch objektiv und von uns unabhängig sein soll." (Maturana 1982, 285) Die vorläufige Unterscheidung zwischen dem essayistischen, halluzinatorisch verfahrenen Sonder-Beobachter und dem Standard-

Beobachter wird später präzisiert, wenn die Relationen zwischen Halluzination, Essay, Interpretation, Kritik, Wissenschaft, Standard-Beobachtung, Teilnahme, Literaturwissenschaft, Literatur-Kritik, Rezeption usw. genauer dargelegt werden. (Vgl. insbesondere Kap. 4)

Kein psychisches System ist sich selbst vollständig zugänglich. Die Innen-Außen-Differenz als stabilstes Kennzeichen auch dieses Systems ("Ich" ist kein "Anderer") bezeichnet zugleich auch die paradoxe Lage des Selbstbeobachters: Der Selbstbeobachter erreicht die eigenen system-internen Vorgänge, die ursprünglichen Mechanismen seines Verhaltens nie mehr. "Es gehört zur Selbstreferenz von Beobachtern ersten Grades, dass sie nicht sehen, dass sie Teil dessen sind, was sie beobachten. Mit anderen Worten: Beobachter/Beobachtungen ersten Grades verdanken sich dem Unsichtbarwerden eines ihnen zugrundeliegenden Paradoxons. Darüber hinaus spricht die systemtheoretische Epistemologie aber von einer Ebene 'unterhalb' und einer infiniten Anzahl von Ebenen 'oberhalb' der Beobachtung ersten Grades. 'Unterhalb' der Beobachtung ersten Grades wird eine Koppelung angesetzt, die keine 'neuen' Systemzustände hervorbringt, mithin sich selbst gegenüber 'blind' bleibt und also auch nicht die (Einheit der) Differenz zwischen den die Koppelung konstituierenden Systemen 'sehen' kann. 'Oberhalb' der Beobachterebene ersten Grades werden weitere Beobachterebenen (1 + n-ten Grades) angesetzt, von denen aus die konstitutiven Paradoxien der jeweils unter ihnen liegenden Beobachterebenen 'gesehen' werden können, die aber für sich den unvermeidlichen 'blinden Fleck' ihrer eigenen konstitutiven Paradoxie unsichtbar halten müssen. Jeweilige System-Koppelungen scheinen nicht auf jeweils ausschließliche Beobachter-Ebenen festgelegt zu sein, sondern einen Wechsel, ja sogar ein regelmäßiges Oszillieren zwischen verschiedenen Beobachterpositionen zu erlauben." (Gumbrecht 1991, 475)

Alle Aspekte, Rollen, Spaltungen und Multiplikationen der Selbstbeobachtung sind innerhalb eines Systems zu belassen, das nur sinnvoll verstanden werden kann, gerade wenn es als ein System verstanden wird. So gesehen würde auch die durchaus richtige Annahme etwa von der Vielzahl der "Ichs" immer noch die hinreichende Stabilität eines Systems bewahren; die Integrationsfähigkeiten dieses Systems wären erst mit dem Tod abgebrochen, aber sie wären noch nicht einmal bei "Realitätsverlusten" (etwa bei "Schizophrenie") vollständig erschöpft. Die Selbstbeobachtungs-Rollen lassen sich im Prinzip endlos rekursiv erweitern: Der

Selbstbeobachter beobachtet sich, beobachtet sich bei der Beobachtung usw.<sup>10</sup> Der hier unterbreitete Vorschlag hat den Vorteil, dass er nicht in der Gefahr steht, Konstrukte, Selbstrollen, Selbstfaktoren zu verdinglichen und auf wenige Positionen zu verteilen, wie zum Beispiel "I" und "Me" bei George Herbert Mead; "Es", "Ich" und "Über-Ich" bei Freud; "personenzentriertes" oder "situationszentriertes" Selbst in der sog. Selbstkonzeptforschung; "subjektives" bzw. "objektives" Selbst bei Lundholm (1940); "phänomenales Selbst" und "Kernselbst" bei Charlotte Bühler (1959); "Selbstmodell" versus "Situationsmodell" oder auch "privates" versus "öffentliches" Selbst bei Schwarzer (1981); und ganze Psychotherapien verkaufen auf der Basis einer Differenz von "realem" und "idealem" Selbst die "Selbstverwirklichung".

Mit der Bezeichnung "System" wird es möglich, zur Erklärung bestimmter Funktionsweisen von psychischen Systemen im Prinzip so viele Komponenten einzuschalten, wie zur Erklärung des jeweiligen Phänomens erforderlich sind. Wären innerhalb von "Selbst" die Positionen einigermaßen festgelegt, dann würde es sicher keine "Krise" anzeigen, wenn jemand sagen würde: "Ich verstehe mich selbst nicht (mehr)!" Gerade weil es keine klar geordneten Instanzen gibt, gerade weil man nicht weiß, welcher inneren "Stimme" jeweils Recht zu geben ist, kann es überhaupt zu einer "Krise" kommen; wäre nämlich dem Selbstbeobachter klar, wer genau wen nicht versteht, dann wäre eben damit schon die "ganze" Lösung des Selbst-Verstehensproblems gefunden. Alle Propagierungen des "wahren", "eigentlichen" Selbst (etwa im Sinne von Alice Miller 1979), alle Propagierungen der "Selbstverwirklichung" erscheinen einigermaßen fahrlässig.

"Selbst" fungiert in vielen psychologischen Ansätzen als gigantisches Konstrukt, dessen Konstruktcharakter geradezu planmäßig verschwiegen wird. Auch ein, die jeweiligen Erklärungsansätze nur knapp darstellender Bericht über die derzeit verfügbaren psychologischen Arbeiten zum "Selbst" würde Bände füllen; allein in der sog. "Selbstkonzeptforschung" ist die Zahl der Einzelarbeiten mittlerweile nicht mehr überschaubar, und die Zahl der Mini-Theorien lässt eine einheitliche Selbstkonzept-Theorie kaum noch erahnen. (Vgl. Rustemeyer 1986) Gerade hinsichtlich der Frage, wie der Konzeptualisierungs-Vorgang im jeweiligen Selbst-Konzept zu denken sei, herrschen unklare und widersprüchliche, vor allem aber mit konstruktivistischen Grundannahmen nur selten kom-



patible Verhältnisse; so schreibt Daryll J. Bem im Zusammenhang mit seiner "Theorie der Selbstwahrnehmung" (um jetzt nur ein Beispiel zu nennen): "Menschen erkennen ihre Einstellungen, Gefühle und andere innere Vorgänge teilweise dadurch, dass sie aus der Beobachtung ihres eigenen Verhaltens und/oder der dieses Verhalten begleitenden Umstände Schlussfolgerungen ziehen. In dem Maße, in dem innere Hinweise schwach, mehrdeutig und uninterpretierbar sind, ist eine Person funktional in der gleichen Position wie ein außenstehender Beobachter, der sich auf äußere Hinweise verlassen muss, wenn er innere Zustände der Person erschließen will." (1979, 97) Abgesehen davon, dass die Selbstbeobachter aufgrund von Systemgeschlossenheit auch "funktional" nicht in der genau gleichen Lage ist wie ein "außenstehender Beobachter", ist auch die Annahme Bems zu korrigieren, der Selbstbeobachter müsse "teilweise" Schlussfolgerungen aus dem eigenen Verhalten ziehen: Unvermeidlich, grundsätzlich ist dies so; die eigenen Motive, Einstellungen und Verhaltensweisen sind dem Selbstbeobachter prinzipiell nicht direkt zugänglich; der Selbstbeobachter kann darauf jeweils immer nur schließen eben durch die Folgerungen, die er jeweils aus seinem Verhalten zieht; und in diesem Prozess der Schlussfolgerung liegt eine Komponente relativer Wahlfreiheit: Der Selbstbeobachter kann diesen aber auch einen anderen (wenn auch nicht beliebig anderen) Schluss ziehen.

"Selbstbeschreibung" impliziert notwendigerweise Rollenmodifikationen (wenn auch ohne klare, etwa hierarchische Zuordnung): Der Wechsel der Beschreibungsebenen, das Ausbilden vieler, teilweise kontroverser Beobachterrollen, die im Prinzip endlos rekursiven Selbstbeschreibungsmöglichkeiten zeigen die Unabschließbarkeit der Selbsterkenntnis. Auch wenn der Beobachter sich zusätzlicher Apparate bedient, ist er auch dann immer noch gezwungen, die mit Hilfe der Apparate gemachten Beobachtungen zu interpretieren, und die jeweils kognitive Operation (und ihr Interpretations-Moment) bezeichnet zugleich die Begrenztheit, die "Täuschungs"-Möglichkeit der jeweiligen Selbstbeschreibung (zum konstruktivistischen Gebrauch der Bezeichnungen "Selbstbeschreibung" und "Selbstbeobachtung" vgl. auch Luhmann, etwa 1984a bzw. 1987a).<sup>11</sup>

Die Beobachtung und das "Berichten" von der Beobachtung liegen - logischerweise - zeitlich später, und sei es nur für Sekundenbruchteile, als der innere Vorgang von dem berichtet wird; der Selbstbeobachter kann seine Selbstprozesse am Ausgangsort nicht mehr aufsuchen. Selbstbe-

schreibungen vergangener Ereignisse sind weniger ein "Abrufen" gespeicherter Erlebnisse, sondern Selbstbeschreibungen sind gegenwärtig angefertigte Beschreibungen, die je nach Zweck mehr oder weniger brauchbar für das vergangene Ereignis stehen können. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Erzählens, dass sich grundsätzlich nur von solchen Ereignissen, die als bereits vergangene Ereignisse illusioniert werden, erzählen lässt - selbst eine Ankündigung, eine Voraussage wird von einer Position getroffen, die gleichsam diese Ankündigung, Voraussage schon überholt hat, von ihr also erzählen kann. (Siehe auch unten den Abschnitt "Zeit".)

Gerade weil es eine kategoriale Differenz zwischen der Ebene des Beobachters und dem "Gegenstand" der Beobachtung gibt, weiß man nicht genau, wie diese Differenz im Einzelfall konkret aussieht; aber weil man zuverlässig weiß, dass es diese Differenz gibt, und dass diese Differenz äußerst bedeutsam ist (denn nur sie erklärt die Schwierigkeiten der Selbstbeschreibung), muss man dieses Differenz eher übertreiben als herunterspielen: Selbstbeschreibungen, vor allem als sprachliche Selbstäußerungen, sind alles andere als einfache, nahtlose Verlängerungen vorhergehender innerer Vorgänge; etwas, was mit Sprache wenig oder gar nichts zu tun hat (nämlich ein innerer Vorgang, ein Selbst-Prozess, eine Kognition etc.) wird nun zu einem Text transformiert; Selbstbeschreibungen sind nur sehr unzureichend in Sprache überführbar. Verbale Prozesse sind für Verhalten weder notwendige noch hinreichende Bedingungen. (Siehe auch den Abschnitt "Inneres Sprechen".)

Bei jeder Beschreibung hat man zwar einen Unterschied bewusst/nicht bewusst zu berücksichtigen, es besteht indessen keine Verpflichtung, diese Differenz zugunsten des Nicht- Bewussten ("Unbewussten") aufzuladen, wie das etwa die Freud'sche Psychoanalyse tut; es besteht kein zwingender Grund anzunehmen, eine unbewusste Sperre hindere die betreffende Person, sich frei und richtig zu äußern, vielmehr ist dies grundsätzlich unmöglich. Dabei ist aber nichts unbedingt immer irgendwie "verdrängt", sondern die betreffende Person verfügt überhaupt nicht - im Fall der Selbstbeobachtung und Selbstäußerung - im vollen Umfang über sich selbst. Kognitive, emotionale und physiologische Verstehensprozesse sind dem Bewusstsein zwar nicht direkt zugänglich, sie behalten selbst starke "halluzinatorische" Momente, aber sie sind auch nicht in ein geheimnisvolles und grandioses "Unbewusstes verdrängt";

wir könnten weit mehr und weit besser Auskunft über uns geben, wenn wir zunächst überhaupt die Voraussetzung akzeptierten (etwa durch Kritik psychoanalytischer Prämissen), wir seien dazu in der Lage und die nicht überbrückbaren Differenzen der dabei gewechselten Selbstbeschreibungs-Ebenen seien etwas "Selbstverständliches". Es geht um ein eher triviales Nicht-Bewusstes, um ein im Prinzip gerade nicht unlösbares Formulierungsproblem im Rahmen der jeweiligen Selbstbeschreibungs-Möglichkeiten: Eine kategoriale Innen-Außen-Differenz (ein "Black-Box-Phänomen"), die es unmöglich macht, genau zu sagen, was "innerlich" vorgeht, gibt es immer (eine zweite analysierende Person kann sie weder "besser" überwinden, noch "besser" imaginieren als der Selbstbeobachter). Man muss die Beobachter/Beobachtetes-Differenz zwar als kategorial, nicht aber als sonderlich geheimnisvoll verstehen: Wenn man über innere Vorgänge aufgrund des Wechsels der Beobachtungsebenen nichts genaues sagen kann, dann besteht von vornherein auch kein Anlass, innere Vorgänge zu mystifizieren. Wir haben keinen Zugang zum "semantischen Gedächtnis", aber wir können darauf schließen, ebenso wie wir darauf schließen können, dass es Moleküle oder Protonen "gibt".

Es gibt auch keine psychologisch bedeutsame Tiefendimension der Sprache, wie dies Bandler und Grinder in ihrem seinerzeit vielbeachteten Buch "Metasprache und Psychotherapie. Struktur der Magie" (1981) unterstellten. Chomskys Unterscheidung zwischen einer Oberflächen- und einer Tiefenstruktur der Sprache, auf die sich Bandler und Grinder berufen, ist rein formal, rein technisch, nicht psychologisch relevant. Eine Tiefenstruktur ergibt sich aus einer einigermaßen mechanischen Vorstellung des Bedeutungs-Umfangs (des Semantik-Pools) der Oberflächenstruktur; das heißt: Selbstbeobachtungen, Selbstäußerungen und Selbstinstruktionen lassen sich niemals allein auf der feststellbaren Textebene analysieren und einschätzen, sondern sie sind in jedem Fall zu binden an zusätzliche Annahmen über die jeweilige Person, vor allem aber auch an Informationen über den Forscher und seinen jeweiligen Ansatz.

Die jeweilige Selbstbeobachtung, die in psychischen Systemen angefertigt wird, ist zwar nicht beliebig, nicht willkürlich, aber eben auch nicht notwendig, nicht zwangsläufig; wir wissen zwar, dass ein Selbstbeobachter nicht jede mögliche Selbstbeobachtung hervorbringen kann, aber man muss sich andererseits auch eingestehen, dass die jeweils vorliegende,

jeweils präsenzte Beobachtung nur eine der unübersehbar vielen Beschreibungen ist, die genau diese Person zum gleichen "Gegenstand" hervorbringen könnte. "Zwingend" ist die jeweils vorliegende Beobachtung allenfalls in äußerlichster Hinsicht, nämlich insofern, als zum gleichen Zeitpunkt keine andere Beobachtung konkret vorliegt; die Vorstellung weiterer Ausprägungen der Selbstbeobachtungen, den gleichen "Gegenstand" betreffend, findet grundsätzlich weiter statt. In vieler Hinsicht entsteht hier das gleiche Problem wie das beim Zusammenhang von "Wort" und "Gegenstand": Der Zusammenhang ist unbestreitbar und auch nicht stornierbar, aber im gleichen Zuge ist er auch arbiträr und aleatorisch am Rande des Zusammenhangverlustes.<sup>12</sup>

Wie bei jedem Interpretations-Problem gibt es auch hier nicht die einzig "richtige" Art, sich zu beobachten und sich über sich selbst zu äußern, jedoch sind nicht alle Arten, sich zu beobachten und sich über sich selbst zu äußern gleich "gut"; der Gütegrad der Selbstbeobachtung und Selbstäußerung bemisst sich indessen nicht nach der "Wahrheit", nach der "Richtigkeit" der Beobachtung und der Selbstäußerung, sondern nach der operationalen Zweckmäßigkeit im jeweiligen Diskurs: Jemand der seine gegenwärtige Situation als bedingt durch Störungen früherer Leben beschreibt (sagen wir: Am Hof von Ramses II), verfährt in unserer Kultur mit dieser Selbstbeschreibung gegenüber seinen Mitmenschen (sofern sie nicht ihrerseits an "Rebirthing" glauben wollen) tyrannisch. In gewisser Weise ist auch die Psychoanalyse eine "tyrannische" Form der Selbstkonzeptualisierung, unterstellt sie doch weitgehende "Verdrängungen" des Selbstbeobachters und eine entsprechend verstärkte Macht für eine andere Person, für den Analytiker, Relevanteres zu sehen als der Selbstbeobachter. Weniger tyrannisch sind moderne Formen der sogenannten kognitiven Psychotherapie, die die Chancen des Selbstbeobachters zwar nicht in jeder Weise gewährleisten, aber sie doch verhältnismäßig stark überhaupt erst einzuräumen versuchen. (Vgl. etwa die Überlegungen von Groeben und Scheele zur Erhebung "Subjektiver Theorien".)

Selbstbeobachtungen haben grundsätzlich den Status von Hypothesen, deren Verifikation ohnehin nicht möglich ist, und deren Falsifikation nur im Rahmen kultureller Diskurse (etwa in den verschiedenen Richtungen der Psychotherapie) möglich ist, sofern dort die Regeln der Selbstbeobachtung explizit vorliegen, sofern und insoweit diese Regeln lehr- und lernbar sind. Stets arbeitet aber der Selbstbeobachter mit Mutmaßungen,

mit Unterstellungen, mit Prognosen, die freilich unbestreitbar, abhängig von der jeweiligen Fragestellung, sehr zweckmäßig sein können. In der Psychologie wird hingegen die Gültigkeit von Selbstbeobachtung zumeist nur deshalb angezweifelt, weil es für Selbstkonzeptualisierungen "praktisch kein 'externes' Validitätskriterium gibt: "Was jemand tatsächlich über sich selbst denkt, kann bekanntlich nur er selbst wissen (...)" (Mummendey 1981, 9). Dem gegenüber gibt es auch kein "internes" Validitätskriterium: Auch der Selbstbeobachter kann nicht valide wissen, was er über sich selbst denkt. Skepsis ist daher auch angebracht gegenüber solchen Beurteilungen, Selbstschemata, selbstbezogene Kognitionen stellen "für die Person 'psychische Realität' und für den Forscher empirische Sachverhalte dar." (Filipp 1979, 148) Wenn innere Vorgänge weder direkt, noch ausschließlich und oft noch nicht einmal primär das "determinieren", was dann von ihnen "berichtet" werden soll, dann "lehrt" also auch der innere Vorgang nicht hinreichend, was dann geäußert werden soll: Der Lern-Prozess des Berichtens wird nicht an Ort und Stelle, sondern auf der Beobachterebene gestaltet; Selbstbeobachtung erscheint dabei auch als ein Sozialisationsphänomen, nicht nur als ein Phänomen innerer, absolut autonomer (Fort-)Entwicklung; Selbstbeobachtung ist damit nicht nur ein individuelles, sondern auch ein konventionalistisches, keinesfalls aber "realistisches" Phänomen.<sup>13</sup>

"Sag' doch einfach, was du denkst!", "Sagen Sie doch einfach, was Sie denken und fühlen!", "Lass' es doch einfach heraus!", "Öffnen Sie sich einfach!", "Was genau geht jetzt in Ihnen vor?", "Berichten Sie genau, was Sie jetzt zu sich selber sagen!" - Oder beim Verfassen von Texten (Berichten, Aufsätzen etc): "Schreib' doch einfach nieder, schreiben Sie doch einfach auf, was Dir, was Ihnen gerade durch den Kopf geht!" - Solche häufig zu hörenden Aufforderungen und Fragen verlangen strenggenommen Unmögliches. "Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?" - Eine solche Frage unterstellt, dass die befragte Person sich eigentlich etwas gedacht haben müsse und dass sie zusätzlich noch in der Lage sei, davon zu berichten. Die gefragte Person muss indessen erst die Regeln des spezifischen Fragespiels - "Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?" - verstehen und als eigenes Verhalten akzeptieren, um dann schließlich antworten zu können. Die Beichte muss erst erlernt werden; dass Sich-Öffnen allein genügt nicht; der Beichtspiegel hilft zu definieren, was man "spontan" als Sünde äußern soll. Für Selbstbeobachtung, Selbstäußerung und Selbstinstruktion muss es also stets Aufführungs(Per-

formance)-Techniken geben: Drehbücher, Schemata, Modelle. An Drehbücher, die auch immer durch individuelle Sozialisation "beeinflusst" sind, bleibt auch die spontane Krisenäußerung, der Schmerzausruf gebunden.

## 2.4 Halluzinatorik und Viabilität

"Konstruktivismus" ist entgegen der üblichen Kritik kein "Agnostizismus": Wahrnehmung erscheint zumeist als "viabel" (gebildet nach engl. "viable" = lebensfähig, lebbar); ob also Wahrnehmung in diesem Sinne "passt", ist hierbei von Interesse, nicht ob sie "richtig" oder "falsch" ist. "Ein Schlüssel 'passt', wenn er das Schloss aufsperrt. Das Passen beschreibt die Fähigkeit des Schlüssels, nicht aber das Schloss." (von Glasersfeld 1981, 20) Der Schlüssel "erkennt" allenfalls Aspekte des Schlosses, aber gleichzeitig ist es unmöglich anzugeben, um wie viele und wie bedeutsame Aspekte es sich dabei handelt. In jedem Fall aber fehlt die Vergleichsmöglichkeit an der Realität. Selbstverständlich lässt sich gegen dieses und die folgenden Beispiele einwenden, etwa von Seiten eines kritischen Rationalismus, dass eine "vorläufige" Korrespondenz mit der Verwendung des Kriteriums "Passen" eben doch hergestellt werde, und nichts anderes meine der Wahrheitsbegriff des kritischen Rationalismus; es geht hier indessen nicht darum, die konstruktivistische "Überbietung" ständig zu reklamieren, allerdings besteht auch kein Anlass, in einer falschen Generalisierung zu behaupten, das "Ganze" sei genauso unradikal wie das Konzept der Viabilität.

Über Korrespondenzen der eigenen Wahrnehmung mit einer objektiven Realität lässt sich grundsätzlich nichts sagen. Die verbreitete Vorstellung, "äußere Daten" und "innere Wahrnehmungen" ließen sich doch noch irgendwie miteinander vergleichen, wird hier endgültig aufgegeben.<sup>14</sup> Auch von einer schrittweisen Annäherung (Iteration) an die Realität zu sprechen, wäre so gesehen sinnlos. "(...) niemand wird je imstande sein, die Wahrnehmung eines Gegenstands mit dem postulierten Gegenstand selbst, der die Wahrnehmung verursacht haben soll, zu vergleichen." (von Glasersfeld 1985, 4)

Das, was man erkennt, erkennt man nicht nur "verzerrt" (was natürlich jede Erkenntnistheorie zugestehen würde), sondern man hat darüber hin-

aus auch keinerlei Möglichkeit, das Ausmaß der Verzerrung auch nur ansatzweise zu kontrollieren: Man kann allenfalls noch sagen, dass etwas "passt", dass etwas "viabel" ist. Hier liegen wesentliche Unterschiede des Konstruktivismus zu anderen Konzepten, auch zu einigen Konzepten sog. evolutionärer Erkenntnistheorie, bei denen etwa immer noch festgehalten wird: "(...) die Strukturen der Wahrnehmung, der Erfahrung, des Schließens, der wissenschaftlichen Erkenntnis können nicht völlig beliebig, zufällig oder restlos falsch sein, sondern müssen denen der Realität einigermaßen entsprechen." (Vollmer 1980, 119; vgl. zu diesem Problem auch Engels 1989 und Luhmann 1990, 554ff.) Zwar sind die Strukturen des Wahrnehmens nicht völlig beliebig, weil sich ja viables Handeln von einem erfolglosen, "unpassenden" oder tödlichen Verhalten unterscheiden lässt, aber die Möglichkeiten, "erfolgreich" im Sinne von "lebbar" zu handeln, sind zahllos und unüberschaubar verschieden. "An die Stelle der im Rahmen realistischer Konzeptionen üblichen Begriffe der Wahrheit, Adäquatheit, Korrespondenz, Wirklichkeit usf. treten hier Begriffe wie Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit, Interessantheit, Effektivität, Plausibilität, Kompatibilität, Lebbarkeit und Überlebarkeit, Orientierungsvorteil, Möglichkeit, Vielfalt, Exploration, Verantwortlichkeit und Toleranz." (Rusch 1987a, 202)

Es gibt höchst unterschiedliche Wege zur Lösung alltäglicher oder ungewöhnlicher Lebensprobleme: alle Verhaltensweisen, die nicht von vornherein oder binnen kurzem scheitern, mögen sie aus einer jeweils anderen Perspektive noch so absurd oder gar verwerflich erscheinen, sind auf ersten Beobachter-Ebenen "gleichwertig". Bewertungen, Ethik, Moral sind nachgeordnete Beobachter-Leistungen. Auch das vermeintliche Scheitern einer Wahrnehmung oder Handlung ist unzuverlässiger als man falsifikations-optimistisch vielleicht annehmen möchte. "Wer meint, an den Grenzen seiner Bewegungsfreiheit die ontische Wirklichkeit zu erkennen, ist ebenso irreführt wie ein Autofahrer, der die Stelle, wo ihm das Benzin ausgeht, für das Ende der Straße hält." (von Glasersfeld, 1985, 19) So gesehen gäbe es auch kein "tatsächliches" Scheitern einer Wahrnehmung, denn der Tod des Systems kann nicht mehr vom System selbst "tatsächlich" beobachtet werden. Im übrigen versteht man auch das Scheitern wieder nur mit den Maßstäben, die zur Verfügung stehen, um dieses Scheitern nachher zu erklären; auch das Scheitern vermittelt kein Bild jener Welt, die man für das Scheitern verantwortlich machen könnte. Selbst wenn man sagen würde, dass unsere Wahrnehmungen "gefiltert"

seien (obwohl die Filter-Metapher nicht genügend konstruktivistisch ist), dann müsste man diese Metapher jetzt insoweit ernst nehmen, dass man nun auch davon ausgeht, dass man immer nur die eine Seite des Filters, nur die Seite der Endprodukte zu Gesicht bekommt und alle Rückschlüsse auf einen "Anlass" zwar brauchbar sein können, aber stets hypothetisch bleiben. Soweit ich sehe, gibt es derzeit keine einfachen und anschaulichen Modelle, mit Hilfe derer sich die komplizierte Funktionsweise erklären ließe, wie viables Denken, Vorstellungen, Bilder, Kognitionen, Wissen und Gedächtnis schließlich zustande kommen. Computer-Analogien sind eher irreführend als nützlich.<sup>15</sup>

Kein Selbstbeobachter kann aus sich heraustreten und angeben, wo sein Selbstbeschreibungsbereich beginnt oder endet oder wie diese Selbstbeschreibung auszusehen hätte unabhängig von ihm. Grundsätzliche bzw. weitreichende Differenz- und Abhängigkeits-Beziehungen zwischen "Sein" und "Bewusstsein" können hier nicht aufrecht erhalten werden. "Viabilität" trägt einerseits zur Erklärung dessen bei, dass Wahrnehmung und Interpretation rasch "konservativ" werden: Die Interpretation, die einmal "gepasst" hat, wird hartnäckig wiederholt; andererseits ist viable Interpretation flexibler als "richtige" Interpretation: Sie hält nur so lange vor, so lange sie das leistet, was man von ihr erwartet.

Die "Welt" ist keine Konstruktion, die jeweils nur aus purer Lust und Laune zustande kommt; immerhin muss die Konstruktion ja viabel sein. Man kann für den Erkenntnis-Prozess wohl doch nur äußerst schwer einen ausschließlich inneren Ausgangspunkt wählen, aber man kann noch weniger einen ausschließlich äußeren Ausgangspunkt wählen (das würde nämlich voraussetzen, man hätte doch einen Zugang zur Realität). In diesem Zusammenhang spricht Francisco Varela von der "(...) eigentliche(n) Grundlosigkeit unserer Erfahrung, in der uns gewisse Regelmäßigkeiten und Interpretationen gegeben sind, die aus unserer gemeinsamen Geschichte als biologische und soziale Wesen entstanden. Innerhalb dieser auf stillschweigender Übereinkunft beruhenden Bereiche gemeinsamer Geschichte leben wir in einer scheinbar endlosen Metamorphose von Interpretationen, die einander ablösen." (1981, 309)



## 2.5 Halluzinatorik und Gegenstände

Pointierte Hinweise auf Wirklichkeitskonstruktionen durch Beobachter finden sich etwa schon bei Berger und Luckmann: "Noch wenn der Mensch die Welt als Verdinglichung erlebt, lässt er nicht davon ab, sie zu schaffen. Das bedeutet: Der Mensch ist paradoxerweise dazu fähig, eine Wirklichkeit hervorzubringen, die ihn verleugnet." (1980, 95) - Im Wiederholen und Vergleichen neuronaler Abläufe ergeben sich zwangsläufig Unterschiede und Übereinstimmungen: Differenzen und Invarianzen. Wahrnehmungen verfestigen sich durch inter- bzw. multimodale Bestätigungen. Aufgrund der Stabilität, aufgrund der Leichtigkeit, mit der bestimmte systeminterne Vorgänge erzeugt und wiederholt werden können, kann eine behelfsmäßige, aber brauchbare, viable Unterscheidung zwischen "wirklichen" Gegenständen und "phantasierten" Gegenständen vorgenommen werden; die "phantasierten" Gegenstände lassen sich meist schwieriger und seltener hervorbringen. "'Unwirkliches', erzeugen wir (...) im Verlauf vergleichsweise instabiler Prozesse: Phänomenal Gegebenes wird von uns u.a. immer dann als unwirklich eingestuft, wenn es sich als nicht überdauernd, d.h. zeitlich instabil, als mit geringem sensorischen Reichtum ausgestattet, d.h. modalitätsbezogen instabil, und als nicht intersubjektiv, d.h. sozial instabil, erweist. Dies gilt z.B. für Halluzinationen, Träume und Vorstellungen." (Kruse 1988, 35; weitere ausführliche Angaben über die systeminterne Unterscheidung von Wirklichkeit und Halluzination vgl. Kruse und Stadler 1990)<sup>16</sup>

Neben den Prozessen individueller Sozialisation, die dabei eine Rolle spielen, schafft sich das Individuum seine Dingwelt, seine Objektwelt durch systeminterne Prozesse des Wiederholens und Vergleichens. "Gegenstände" entstehen durch systeminterne Interpretationen der eigenen neuronalen Aktivitäten, durch Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung, durch Zusammenfassen, Ordnen und Herausbilden von "Invarianzen" und "Differenzen". Nicht Objekte, Gegenstände (Texte), sondern Konstruktions-Konzepte sind (gegebenenfalls) von Dauer. Nicht irgendwelche äußeren Dinge sind dabei gleichbleibend bzw. unterschiedlich, nicht irgendwelche äußeren Dinge ergeben gleichbleibende bzw. unterschiedliche Wahrnehmungsprozesse, sondern umgekehrt: Im Verlauf gleichbleibender bzw. unterschiedlicher systeminterner Prozesse werden invariante und differente Dinge erst erzeugt und einer äußeren Dingwelt unterstellt. Wenn wir unsere Maßstäbe ändern und z.B. weitere als die derzeit übli-

chen Farbabstufungen in Worte fassen und diese Worte mit anderen "teilen" würden, dann würden wir auch beginnen, weitere Unterschiede "festzustellen". Die Ähnlichkeiten zwischen allen roten Dingen würde nicht beweisen, dass alle roten Dinge etwas "Objektives" gemeinsam haben, sondern dies "beweist" wiederum nur, dass die Konstruktionsmechanismen (vorerst) ähnlich sind. Man sieht nicht mit den Augen allein, sondern mit dem Gehirn, und Gedächtnisfunktionen ermöglichen es überhaupt erst, "Gegenstände" zu unterscheiden bzw. wiederzuerkennen. Und die auf diese Weise hervorgebrachten "Gegenstände" sind "stabil", sind "wirklich" in dem Maße, wie sich die jeweiligen Beobachtungsprozesse stabil wiederholen lassen. "Dementsprechend definieren wir 'Wissen' so um, dass es sich eher auf Invarianten der Erfahrung lebender Organismen bezieht als auf Entitäten, Strukturen oder Ereignisse in einer unabhängig existierenden Welt." (von Glasersfeld und Richards 1984, 6)

Man kann immer nur das erkennen, was man unterscheiden kann. Wer etwa ein gemustertes Stück Papier (eine Tapete z.B.) nicht von einem beschriebenen Stück Papier unterscheiden könnte, für den existierten auch keine Texte. Ein "Gegenstand" wird hervorgebracht, indem ein Beobachter ("gestalttheoretisch" formuliert) eine neue "Figur" von einem bisher undifferenzierten "Hintergrund" unterscheidet. "Wenn eine Unterscheidung nicht vorgenommen wird, dann existiert die Entität nicht, die durch diese Unterscheidung eingegrenzt werden würde; wird eine Unterscheidung durchgeführt, dann existiert die geschaffene Entität nur in dem Bereich der Unterscheidung, unabhängig davon, wie die Unterscheidung ausgeführt wird. Es gibt keine andere Art der Existenz für eine derartige Entität." (Maturana 1982, 269)

Als Folge einer weitgehend stabilen systeminternen Unterscheidung zwischen eigenem Körper und "Umwelt", als Folge der weitergeführten Möglichkeiten zur Selbstbeschreibung (unter Verwendung von Sprache) entstehen schließlich auch Ich-Bewusstsein und Bewusstsein von Individualität. Erst in den rekursiven und infiniten Möglichkeiten der Kognition entsteht Ich-Bewusstsein, entsteht Identität. Alles, was nicht als eigener Körper bestimmt wird, gilt als Umwelt: "Die Erfahrung des Körpers, auch wenn sie nur gehirntern ist, ist daher anderer Natur als die Erfahrung der Umwelt (...). Für das Gehirn bedeutet dies: alles, was sensorisch rückgekoppelt ist, ist Körper, was aber nur zu Erregung in den

sensorischen Zentren ohne direkte Rückkopplung führt, ist Umwelt." (Roth 1987a, 237)

## 2.6 Individuelle Wahrnehmung

Nicht nur die möglichen Antworten auf die Frage, was "Individualität" denn sei, sind zeit- und kulturabhängig sondern gerade auch noch die Fragestellung selbst ist es. - Was meint hier "Individuum"? Soll man (wie hier) zunächst nur vom "Individuum" sprechen? Kann man dabei außer acht lassen, dass "Identität", "Subjekt", "Person", "Selbst", "Ich", "Mensch", "Lebendes System" oder "Beobachter" bei anderen Autoren anstelle oder vor allem auch differenzierend und ergänzend zur Bezeichnung "Individuum" verwendet werden? (Einen Teil der diesbezüglichen Diskussion bietet etwa Frank und Haverkamp 1988) Es ist äußerst schwierig, wenn nicht gar (systemtheoretisch) unmöglich, anzugeben, was die internen "vollständigen" Bausteine des Individuums sein sollen bzw. aus wie vielen Komponenten sich das psychische System zusammensetzt. Selbstverständlich lassen sich Systemkomponenten angeben, aber ihre Gewichtung und ihre Vollständigkeit hängt in erster Linie vom jeweiligen Erklärungs-Bedarf ab; als Komponenten lassen sich "(...) im Falle von Individuen kognitive Teilprozesse analytisch unterscheiden und als Subsysteme des betreffenden Individuensystems modellieren." (Hejl 1988, 44) Das prägnanteste, was man über das Individuum sagen kann, kommt zustande durch eine Grenzziehung, durch eine Unterscheidung: Das Individuum ist kein anderer. - "Individuum" erscheint dabei als ein Konstrukt, als eine Sammel- und Ausgabestelle von Beobachtungen und (Selbst-)Beobachterrollen, von Emotionen, Denkformen und Handlungen, die man nur deshalb einer Person zuordnet, nicht weil man weiß, was das "Individuum" genau ausmacht, sondern vor allem deshalb, weil man weiß, dass "Ich" kein anderer ist. Zeigen lässt sich in einem konstruktivistisch orientierten Ansatz, dass Fragen in bezug auf den Inneren Monolog, das Innere Sprechen, wer denn monologisiere, wer denn mit wem spreche, falsch gestellt sind, dass die Thesen vom multiplen Ich, von der Vielheit des Ich schließlich zu ergänzen wären durch die Frage nach der Integrationsmöglichkeit des vielfach zersplitterten Ich.

Das Konzept von der "endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung" bezieht sich nicht auf den üblichen (etwa in Autobiographien betriebenen) Versuch monologischer Konservierung oder Wiederbelebung idealistischer Hoffnungen auf Persönlichkeit, Individualität, Identität oder Subjektivität. Gleichwohl spricht m.E. wenig für eine systemtheoretische Entbehrlichkeit des Individuums. Es gibt ohnehin keine Vergleichbarkeit von lebenden Systemen mit Trivial-Maschinen: Nur Trivial-Maschinen durchlaufen vorgesehene Funktionsweisen (und im Prinzip tut dies jede Maschine des gleichen Typs so gut wie eine andere); jeder Hinweis auf Störfälle und "Eigenwilligkeiten" ist anekdotisch und beschreibt den Ausnahmefall, nicht aber, wie bei lebenden Systemen, den Regelfall. Ob es Sinn macht, Individuen explizit, oder zumindest implizit mit komplexen Maschinen (Computern) zu vergleichen, um damit das Individualitäts- bzw. das Subjekt-Problem zu lösen, kann man gleichermaßen bezweifeln. Ich bleibe skeptisch gegenüber den Profiten solcher formalen "Überbietungsleistungen". Nur weil es Individuen gibt, die nicht in jeder Hinsicht vergleichbar sind, die nicht unabhängig von ihrem eigenen Zutun sozialisiert oder vergesellschaftet sind, kann es überhaupt zu einem Anstoß für Wandel in Kultur und Gesellschaft kommen. Jeder Mensch muss und kann alle seine Erfahrungen nur selber machen, und auch soziale Erfahrungen sind zunächst ausschließlich in Individuen verkörpert (und nicht in den sozialen Systemen selbst). Die infiniten Möglichkeiten individueller Selbstbeschreibung ergeben die Voraussetzungen für jeglichen Anstoß zum Wandel. Auffassungen, Individuen seien nur "vergesellschaftete Wesen" oder Individuen seien "nicht Herr im eigenen Haus", erscheinen in der hier vorgeschlagenen Sicht nicht haltbar. Die wissenschaftliche oder essayistische "Funktionalisierung des Individuums" ist ein kulturelles Produkt, ist eine Metapher im Sog von Industrie und Technologie. (Und ein Teil der ungenauen Luhmann-Rezeption hat diesen Sog verstärkt.)

Abgesehen von den Literaturproduzenten haben nicht wenige Literaturwissenschaftler, Literaturkritiker oder Essayisten bestimmte Proklamationen übernommen und eigentümlich stabilisiert: "Entbehrlichkeit des Individuums" rangiert als Beobachtung, angeblich zweifelsfrei "abzulesen" an der "Realität" und an den "Botschaften" literarischer Texte - so als könnte man sicher sein, dass alle Menschen ein inkohärentes Leben, ein unaufhörliches Chaos vorfabrizierter Wirklichkeitspots lebten; politische und ökonomische Systeme inszenierten zwar Individualitätseffekte,

aber diese Effekte seien ausschließlich funktional im Rahmen der Selbsterhaltung solcher Systeme. Wer kann schon solchen Thesen für alle Fälle und für alle Zeiten die Zustimmung entziehen, sind doch keinerlei Bedingungen vorstellbar, unter denen sie einmal nicht zutreffen würde?<sup>17</sup> Demgegenüber hätten sich allerdings auch Integrationsfähigkeiten und weitreichende Folgen individueller Einzigartigkeit beobachten lassen, die all diesen Zerfallserscheinungen offenkundig immer noch überlegen wären.

Wenn in den Wissenschaften bislang überhaupt von der "Einmaligkeit des Individuums" gesprochen wurde, dann blieben die jeweiligen Erklärungen begrenzt auf primär genetisch orientierten Hinweise (vgl. Bühler 1959) oder auf kognitionstheoretische Selbstverständlichkeiten: "Every person's possibilities for perceiving and acting are entirely unique, because no one else occupies exactly his position in the world or has had exactly his history." (Neisser 1967, 53)

Von einem konstruktivistischen Standpunkt aus gesehen gibt es keinen Individualitäts-Verlust: Stets handelt es sich um Freiheitsverluste, um drastische oder gar unerträgliche Einschränkungen der individuellen Handlungsmöglichkeiten, aber der "Verlust" beträfe so gesehen nicht die Individualität als solche, sondern den Verlust von Optionen, von Wahlmöglichkeiten, und gerade im Leiden an Verlusten, im "Krisenfall" ist Individualität für den Selbstbeobachter spürbarer denn je. - Lebende Systeme weisen zwangsläufig individuelle Unterschiede auf; sie können zurückgeführt werden "(...) (i) auf physiologische Ursachen (Unterschiede in der Anatomie und/oder Funktionsweise der Sinnessysteme, anderer Teile des Nervensystems oder des Nervensystems insgesamt, z.B. auch auf Defekte oder Disfunktionen), (ii) psychologische Ursachen (Stimmungen, spezifische Sensibilitäten, Attitüden, Erwartungen, Motivationen, etc.; Persönlichkeitscharakteristika), (iii) psycho-physische Ursachen (Verfügung über und Verfügbarkeit von identifizierenden Strukturen, Art und Anzahl der jeweils vorhandenen Konzepte, Kopplungsmuster, etc.), (iv) sozio-kulturelle Ursachen (Art und Anzahl identifizierbarer Strukturen, deren Charakter und Beschaffenheit in Beziehung zu sprachlichen, verhaltensmäßigen Kulturcharakteristika). Entsprechend beruhen Gemeinsamkeiten in der Wahrnehmung auf der Parallelität der physiologischen, psychologischen, etc. Ausstattung der Individuen." (Rusch 1987 a, 100)<sup>18</sup>

Im Unterschied zu einigen kulturkritischen und soziologischen Trendmeldungen wäre mit der Zunahme sozialer Differenzierung im Verlauf seiner Geschichte eher der Aufstieg des Individuums als sein Untergang verbunden. Das hat etwa Hejl (1988) in seiner Rekonstruktion der Thesen Emile Durkheims gezeigt: Differenzierung führt zu einer weiteren Individualisierung, und Individualisierung ermöglicht ihrerseits weitere soziale Differenzierung. Auch Identitäts-Bildung muss dann zunehmend als individuelle Leistung gelten, wenn es immer weniger verbindliche Welt-Konstruktionen und Institutionen gibt, die Identität gleichsam für alle schon vorbereiten. Moderne Zweifel an Individualität und Identität, Ich-Zerfall und Sinn-Verlusten erscheinen also gerade als Folge einer modernen Entfaltung des Individuums. Individualität ist nur dort "unproblematisch", wo eine umfassende Ähnlichkeit in Bezug auf eine oder wenige bestimmte Wirklichkeits-Konstruktionen besteht, wo also bewusst ausgelebte Individualität keine nennenswerte Rolle spielt, wo sie verpönt ist oder unterdrückt wird - in religiösen Gemeinschaften und diktatorischen Lebenswelten zum Beispiel. Stärker wahrnehmbare Individualität und multiple Wirklichkeiten bedingen sich gegenseitig als verschiedene Aspekte des einen Prozesses der Wirklichkeits-Konstruktion. Der Verlust verbindlicher und verlässlicher Weltmodelle, der Mangel an einem tragenden (Lebens-)Paradigma zeigt, verkürzt gesagt, "Freiheit" an. Zweifelhafte Individualität als Folge-Ereignis erst dort, wo sie grundlegend, umfassend und anhaltend "(aus-)gelebt" werden kann.

Lebende Systeme sind wie alle Systeme in erster Linie durch ihre Grenzen nach außen bestimmt, und die Unklarheit, die innere Zerrissenheit, mit der Individualität erfahren wird, hätte so gesehen eine verhältnismäßig einfache Erklärung: "Harmonisch" erscheinen Systeme allenfalls von "außen" (d.h. für andere Beobachter), nicht aber in der Introspektion. Kontinuität erscheint eher in einer Art "Außenperspektive", Diskontinuität eher in der "Innenperspektive". Die Annahme, "Individuen" und "Individualität" seien stabile Bausteine einer konstruktivistischen Kognitionstheorie kann also durchaus moderne Auffassungen integrieren (und dabei teilweise korrigieren), dass "Individualität" oder "Identität" kaum mehr oder nur schwierig erfahrbar seien.

Um schließlich auch solche Phänomene (und Probleme) wie das der autobiographischen "Introspektion" genauer erklären zu können, muss also zwischen der (scheinbar) nach "außen" und der nach "innen" gerichteten

Beobachter-Tätigkeit unterschieden werden: Für den nach "außen" gerichteten, "Außenwelt" erzeugenden (Selbst-)Beobachter "gibt" es Außenwelt und es "gibt" andere Organismen in dieser Außenwelt; der nach "innen" gerichtete (Selbst-)Beobachter erfährt sich selbst wiederum als "Objekt", als Ort von Wahrnehmungen und Handlungen, indem er seinen eigenen Operationsbereich beschreibt; dieser nach "innen" gerichtete Beobachter bringt Selbst-Bewusstsein hervor (durch Gegenüberstellung mit sich selbst, durch Rollendifferenzierung also); diesem Beobachter erscheint nun (im Unterschied zum nach "außen" gerichteten Beobachter) auch der eigene Körper und die eigene kognitive Tätigkeit als "fremde Welt". "Offenbar ist die Fähigkeit zur Imagination aufs engste mit der Existenz des Bewusstseins und der Konstruktion des Ich verbunden. Handlungsplanung benötigt einen Bezugspunkt, ein Handlungs-Ich. Während von vielen Philosophen und Wahrnehmungsforschern darauf hingewiesen wurde, dass zum reaktiven Handeln keinerlei Ich und keinerlei bewusste Wahrnehmung nötig sei, so ist doch völlig klar, dass Handlungsplanung ohne bewusste Vergegenwärtigung nicht möglich ist." (Roth 1987c, 416)

Alle Phänomene, die mit Vokabeln wie "Individualität", "Ich-Bewusstsein" skizziert sind, lassen sich erst auf der Sprachebene des jeweiligen Systems fassen. Die gesamte biologische und kognitive Welt eines Menschen wäre seine "Identität"; demgegenüber stellen "Ich-Bewusstsein" bzw. "Selbst-Bewusstsein" nur jene Teilbereiche dar, in denen sich das jeweilige lebende System selbst sprachlich zugänglich ist; kein System kann sich vollständig, d.h. auf allen Ebenen, selbst beobachten; bewusstes Wissen "(...) ist notwendigerweise nur ein Ausschnitt des 'Wissens', das wir verkörpern." (Hejl 1982, 298) Deswegen kann hier schließlich davon gesprochen werden, Literatur-Erfahrung als Erfahrung, die das ganze System verändere, sei mit Sprache allein nicht zu erfassen und wäre allenfalls sprachlich "auslotbar". Aber auch das wäre so selbstverständlich, dass kein dekonstruktionistisches Misstrauen daraus abgeleitet werden muss. Die Innen-Außen-Differenz ist unüberwindlich, daher ist sie auch nicht verlässlich nach weiteren Qualitäten wie "besser", "glaubwürdiger" einzuschätzen.

"(...) denn die Beziehungen zwischen einem Menschen und uns existieren nur in unserem Denken. Wenn das Gedächtnis nachlässt, lockern sie sich, und ungeachtet der Illusion, der wir gern erliegen, und mit der wir die anderen betrügen, existieren nur wir allein. Der Mensch ist das Wesen, das nicht aus sich heraus kann, das die anderen nur in sich selbst kennt und lügt, wenn es das Gegenteil behauptet." (Marcel Proust)

## **2.7 Individuell-sozialisierte Wirklichkeits-Konstruktionen**

Die Annahme einer "wirklichen" Wirklichkeit entsteht dann, wenn die individuelle Wahrnehmung von anderen ähnlich hervorgebracht wird. Zwar behaupten Konstruktivisten durchaus, "(...) dass diese Welt lediglich in meiner Vorstellung existiert" (von Foerster 1981, 58), aber eine derartige Aussage gilt dann zunächst immer nur für ein einzelnes lebendes System; jeder Solipsismus-Standpunkt wird freilich unhaltbar: Im Sinne einer Abgrenzung von System und Umwelt braucht das Individuum die anderen, gerade weil es keinen direkten (Außenwelt-)Zugang in ihnen hat.<sup>19</sup> "Wir können uns nicht sehen, wenn wir uns nicht in unseren Interaktionen mit anderen sehen lernen und dadurch, dass wir die anderen als Spiegelungen unserer selbst sehen, auch uns selbst als Spiegelung der anderen sehen." (Maturana 1987, 117; problematisch ist freilich Maturanas Interaktions-Begriff insofern, als er mit Ausgangs- oder Austauschmöglichkeiten verbunden werden könnte; freilich sind auch Vokabeln wie "Bestätigung", "Ratifizierung", "Kommunikation", "Konsens" kaum weniger nachteilig; die Probleme solcher Bezeichnungen werden im Abschnitt "Kommunikation, Sprachgebrauch" genauer erläutert.)

Soziologische und psychologische Überlegungen, die sich mit dem Aufbau und der Stabilisierung von Identität befassen, gehen ja ebenfalls davon aus, dass erst die anderen Menschen die eigene Identität ermöglichen: Nicht alle anderen, weil nicht alle Menschen die gleiche Bedeutung für jemanden haben, aber Eltern, Geschwister, Lehrer, Partner, Freunde und Kollegen, die sog. "signifikanten Anderen" prägen nachhaltig die jeweilige Wirklichkeit und die jeweilige Identität.<sup>20</sup> Selbst noch die große Unabhängigkeit vom Urteil anderer (die etwa Giacomo Casanova exempla-



risch gelebt hat; vgl. das „2. Zwischenspiel“), braucht die anderen, um diese Unabhängigkeit einzuüben und zu praktizieren.

Individuelle Erkenntnis-Probleme sind keine Probleme "fehlerhafter" Realitätsauffassung, sondern es handelt sich vorwiegend um soziale "Störungen". Wirklichkeits-Konstruktionen erweisen sich nicht nur für einen selbst als "erfolgreich", als "viabel", sondern zumeist kann man sie auch den anderen erfolgreich "unterschieben". (Vgl. von Glasersfeld 1987 b, 413 in direktem Bezug auf Kant). "Neurosen" oder vielleicht besser gesagt: emotionale und kognitive "Krisen" sind zum Teil auch Einsamkeits-Erscheinungen; sie entstehen vorzugsweise in solchen Lebensbereichen, die vergleichsweise selten Gegenstand öffentlicher, Gespräche sind, in Bereichen, in denen selten Erfahrungen mit anderen "ausgetauscht" werden: Von der Selbsteinschätzung, von der Selbstwert-Problematik bis hin zur Sexualität. "Pathologische" Formen der Halluzination ergeben sich besonders dann, wenn eine Unfähigkeit oder ein Desinteresse an kommunikativer "Ratifizierung" der jeweiligen Konstruktionen besteht.<sup>21</sup>

Die Alltags-Wirklichkeit erhält den "Wirklichkeits-Akzent" (Alfred Schütz 1972, 109 in Anlehnung an William James 1890) nicht durch eine irgendwie überprüfbare höhere Realitätsadäquatheit, sondern durch fortlaufend "bestätigte" Viabilität.<sup>22</sup> Weil andere Menschen sich zumeist ähnlich verhalten wie man selbst, weil andere Menschen eine ähnliche Dingwelt, eine ähnliche Alltagswirklichkeit haben, werden die eigenen Unterscheidungen zwischen Halluzination und Wirklichkeit "bestätigt". Der Wert dieser Modelle von Alltags-Wirklichkeit ist im wesentlichen die schwankende Viabilität allgemeiner oder persönlicher Konvention; diese Konventionen mögen außerordentlich effektiv und hartnäckig sein, aber ihre "Richtigkeit" und ihre Dauer sind nicht garantiert.

Gerade weil einzelne Menschen kognitiv und emotional keine Möglichkeit haben, etwas "Realistisches", etwas "Objektives" über "Realität" auszusagen, kommen sie - paradoxerweise - um das Realismus-Problem nie herum. Weil sie über keinen Realismus verfügen, sind sie geradezu verdammt, fortlaufend "realistische" Wirklichkeits-Modelle mit anderen auszuhandeln. "(...) denn was man wahr nimmt, nimmt man für wahr. Es gibt kein Falschnehmen. Es sind ja immer nur die anderen, die behaupten, man sähe nicht recht, man wäre das Opfer einer Illusion, wenn sie was anderes sehen." (von Foerster 1985 b, 35) "Aushandeln" betrifft das gan-

ze kognitive und emotionale Spektrum zwischen Liebe und Haß. Wären z.B. diejenigen Menschen, die rot-grün-farbenblind sind, in überwältigender Mehrheit, dann würde man die ganz wenigen, die doch zwischen rot und grün unterscheiden können, als Spinner oder Kranke denunzieren oder unter Umständen auch als Hexer oder Hexen vernichten, und zwar um so mehr, je mehr die wenigen Menschen mit der seltenen Fähigkeit behaupteten, sie sähen "tatsächlich" dort einen Farbunterschied, wo alle anderen "tatsächlich" keinen sehen. Die anderen Menschen hätten die Fähigkeit, uns zu verwirren oder im Extremfall sogar bis zur Verrücktheit zu irritieren, indem sie unsere eigenen Wahrnehmungen gerade nicht "bestätigen" würden, indem sie sie für "total falsch" erklären würden.

Individuelle Wahrnehmungen werden selten als vollständig einzigartig empfunden, vielmehr können sie als einander ähnlich akzeptiert werden in dem Ausmaß, in dem von einer biologischen, kognitiven und kulturellen Ähnlichkeit der einzelnen Beobachtungen gesprochen werden kann. Soziale Zusammenhänge und weitest gehende Ähnlichkeit schließen individuelle Einzigartigkeit nicht aus; es handelt sich um unterschiedliche Perspektiven in bezug auf gleiche oder ähnliche Phänomene. (Man kann feststellen, dass alle Leute weitgehend vergleichbare Fingerkuppen haben, man kann aber auch feststellen, dass jeder Mensch einzigartige Fingerabdrücke hinterlässt.) Im Umgang mit Literatur ist dieser Bereich von Ähnlichkeit allerdings verhältnismäßig klein - die Einigkeit der Produzenten und Rezipienten in bezug etwa auf das, was "der Text", was der "eine Textsinn" sei, erweist sich in empirischen Kontrollen kaum größer als die banalen Übereinstimmungen, Überschrift, Textlänge, Absätze und dergleichen betreffend (siehe unten S.124 ff.).

Aus der genetischen Einzigartigkeit eines einzelnen psychischen Systems, aus der funktionalen "Geschlossenheit" seiner Wahrnehmungsfähigkeit, aus den zum Teil geradezu idiosynkratischen Momenten seiner Wirklichkeitskonstruktionen, aus der "endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung" folgt zwar, dass Individualität nicht wegzudenken ist, und es folgt, dass Wirklichkeit "halluzinatorisch" zustande kommt, dennoch konstruiert das Individuum seine Wirklichkeit nicht nur "subjektiv": Wirklichkeitsmodelle einzelner Individuen ergeben sich aus parallelen, koordinierenden Verhaltensweisen, aus sogenannten "strukturellen Koppungen" mit anderen Individuen. (Zur Frage, wie geschlossene Systeme ihre Verhaltensweisen überhaupt koordinieren können vgl. den folgenden

Abschnitt 2.8) Konventionen, Diskursregeln und Mechanismen der strukturellen Koppelung gehören als individuelle Sozialisation durchaus zur jeweiligen (Welt-)Wahrnehmung und (Welt-)Interpretation. Die "gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit" (Berger und Luckmann) erscheint in konstruktivistischer Perspektive gleichwohl als ein Phänomen, das strikt zu trennen ist von einer zunächst jeweils individuellen Konstruktion von Wirklichkeit. Wirklichkeitsmodelle werden im einzelnen Individuum auf jeweils einzigartige Weise konstruiert, was aber gerade nicht ausschließt, dass diese einzigartigen Modelle für einen (externen) Beobachter höchst vergleichbar sind, d.h. kaum "individuell" erscheinen. Und weil partielle Vergleichbarkeit so gut wie immer zu beobachten ist, lässt sich auch durchaus feststellen, dass niemand in irgendeinem Bereich ausschließlich "pur subjektiv" handeln kann - oder anders ausgedrückt: ausschließlich das machen kann, was sie oder er will.

Wie kann man aus einem in nur zwei gegensätzliche Richtungen gehenden Denken herauskommen: "Entweder sozial oder individuell"? Ist es möglich, Quantifizierungen zu unterlassen: "überwiegend sozial" bzw. "überwiegend individuell"? Wie entgeht man den gängigen Gegenüberstellungen von "Zentrierung" und "Dezentrierung" des Subjekts? Auch die zeitliche Trennung, "erst individuell, dann sozial" bzw. umgekehrt, gelingt vorerst weitaus eher als die Vorstellung der Gleichzeitigkeit, der grundsätzlichen Trennung und Komplementarität. Wohlwissend, dass damit neue (und z.T. altbekannte) Schwierigkeiten verbunden sind, läuft der hier unterbreitete Vorschlag der Tendenz nach darauf hinaus, Dualitäten und Dichotomisierungen möglichst zu unterlassen und Gesellschaft bzw. Individuum als strikt von einander zu trennende Phänomenbereiche zu konzipieren, die dennoch insofern einander bedingen, als Gesellschaft zur "Umwelt" der psychischen Systeme und "Individuum" zur Umwelt der sozialen Systeme gehören.

Von einem konstruktivistischen Standpunkt aus ist es m.E. vielleicht doch noch keine befriedigende Lösung, wenn in bezug auf Gesellschaft nur noch von "Handlungen" oder von "Kommunikationen" gesprochen wird, wie dies Luhmann besonders in früheren Veröffentlichungen getan hat. (Später erscheinen "Handlungen" kaum noch.<sup>23</sup> Natürlich sind gesellschaftliche Phänomene mehr als eine Summe einzelner individueller Handlungen, (und sie lassen sich daher nicht auf einzelne individuelle Handlungen reduzieren), aber die Verschiebung des Problems, die Ein-

führung überindividueller Akteure wie "Handlungen" oder "Kommunikationen" erscheint ihrerseits zuweilen als Reduktion gleichsam in die Gegenrichtung.

Mein Vorschlag lautet: Der Wirkungsmechanismus einer politischen und gesellschaftlichen Heterosuggestion, der Ort von "Einflüssen" auf das Individuum ist die Autosuggestion, bzw. ist jener Prozess, der hier "Selbstbeschreibung" genannt wird. Gesellschaftliche "Einflüsse" müssen in der jeweiligen Selbstbeschreibung nach systeminternen Bedingungen gleichsam "wiederholt" werden, wenn sie überhaupt wirksam werden sollen; in der zwar notwendigen, aber stets individuell spezifischen "Wiederholung" liegt auch die Möglichkeit, Umwelt-Ereignisse zu "kontrollieren", sich gegen sie abzugrenzen. Hier wird also gerade nicht gesagt (und auch nicht "idealistisch" gemeint), Individuen seien stets frei und handelten freiwillig, das Individuum hätte, wenn es nur richtig "kogniziere", jegliche Möglichkeit, gesellschaftliche Einflüsse zu vermeiden, oder im Gegenzug, gesellschaftliche Berge zu versetzen. Der innere Wiederholungs-Vorgang der äußeren Deformation (im Sinne einer Grenzirritation) kann durchaus als "unvermeidlich" erscheinen. Die gesellschaftliche Deformation des Individuums findet statt; sie erzwingt gleichsam eine Antwort, aber sie kann sie nicht in Einzelheiten determinieren. Nur bei offener Gewaltanwendung und schwerer körperlicher Erkrankung sind die Möglichkeiten der individuellen Interpretation einer solchen Deformation im allgemeinen so gering, dass es nicht in jedem Fall Sinn macht, von einer umfassenden kognitiven und emotionalen Kontrolle körperlicher Defekte zu sprechen (es sei denn, jemand setze etwa alles daran, im Zuge des Erleidens von Gewalt "Märtyrer" zu werden; was wiederum zeigt, dass die Grundvoraussetzung der systemintern bedingten "Reaktion" auch bei Gewalt nicht stornierbar ist).

Kognitionen, Selbstbeschreibungen haben - wenn auch auf ihre jeweils eigene Weise - stets Anteile von Sozialisation; Selbstbeschreibungen nehmen grundsätzlich, wenn auch unterschiedlich stark Rücksicht auf die mutmaßliche Welt anderer. Wenn Individuen als einzelne lebende Systeme in erster Linie durch die Grenzen des jeweiligen Systems bestimmt werden müssen, dann lässt sich mit einer solchen Grenzziehung auch erklären, warum Gesellschaft und soziale Umwelt notwendige Faktoren zur Markierung von Individualität sind. Individuelle Sozialisation in der Form individueller Hervorbringung von Traditionen, Konventionen,

Normen, Werten, Mustern, Regeln, Schemata, Rollen oder Moden werden von einzelnen Mitgliedern getragen oder genauer gesagt: Kognitiv und emotional verkörpert. Die verschiedenen Konzepte eines koordinierten Verhaltens garantieren ja die im "puren Alleingang" nicht zu erzielende Imagination einer "gemeinsamen" Wirklichkeit. Individuelle Sozialisation gibt Erwartungs- und Konstruktions-Sicherheit, und sie macht es überhaupt erst möglich, das Verhalten anderer Menschen einigermaßen verlässlich vorauszusagen, und nicht durch ständige (Selbst-)Überraschungen "tyrannisiert" zu werden. Individuelle Sozialisation dient der mindestens in einigen Lebensbereichen erforderlichen Komplexitäts-Reduzierung: Die individuell stets gegebene Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination "entschärft" sich in der individuellen Sozialisation. Das Interesse an einer scheinbar "gemeinsamen" Wirklichkeit bestimmt wesentliche Motive der jeweiligen Wirklichkeitskonstruktion. Eine "gemeinsame" Wirklichkeit (bzw. strenggenommen deren Illusionierung) bildet sozusagen die "Geschäftsgrundlage" (Hejl 1985, 108) von struktureller Koppelung. Jedes Individuum kann sich - paradox formuliert - dann ungesichert darauf verlassen, dass seine eigenen Wirklichkeitskonstruktionen von den anderen, mindestens in Alltagssituationen ähnlich (nicht identisch) verkörpert werden. Aus der Perspektive psychischer Systeme muss "Gesellschaft" ohnehin von vornherein als pluralistisch verstanden werden: Die jeweilige Gesellschaften der einzelnen Individuen.

Der Nutzen, den die Imagination von "Gemeinschaft" den einzelnen Individuen verspricht, besteht ja gerade darin, dass Repertoire möglicher Verhaltensweisen zu begrenzen. Die individuelle, autosuggestive "Wiederholung" gesellschaftlicher Heterosuggestion ergibt sich aus dem individuellen Wunsch nach Sicherheit, nach vermeintlich gesicherter "Wahrheit", nach Vorhersagbarkeit und Kontrollierbarkeit. Man bemüht sich um "Konsens" auch dort noch, wo noch nicht einmal die Chance einer erfolgreichen Simulation besteht; man beugt sich einem "falschen" Gruppendruck (vgl. Sherif 1935, Ash 1956 und 1963); man unterliegt einem falschen Konsens-Effekt (vgl. Ross et al. 1980). - Menschen verhalten sich vorwiegend induktiv und prognostisch; sie wiederholen "konservativ" im wesentlichen das, was einmal funktioniert hat, sie erwarten Wiederholungen dessen, was bislang geschehen ist. Ein psychisches System, das aufhört, im wesentlichen "konservativ" zu sein, löst sich schließlich gänzlich auf; die seltenen "Reformen" sind funktional auf den Fort-

bestand und die weitere Festigung des Systems ausgerichtet. Der Sinn individueller Sozialisation besteht geradezu darin, die Hoffnung bzw. die Befürchtung, dass die Welt (und die Literatur) zunächst nur "im Kopf" existiert, gar nicht erst aufkommen zu lassen.

## **2.8 Exkurs: Zum Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen bei Luhmann**

Es gibt unter "Konstruktivisten" einen zwar meist nur über Fußnoten ausgetragenen "Streit" über das Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen. Während die einen (Maturana, von Foerster, Hejl u.a.) Individuen, also psychische Systeme sogar als Komponenten sozialer Systeme verstehen und entsprechende Einflussmöglichkeit annehmen, stehen Luhmann u.a. solchen Positionen, gelinde gesagt, "skeptisch" gegenüber. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt, da ich das Manuskript zum vorliegenden Buch abschließe, bieten Luhmann (1991) und Baecker (1991) der Gegenseite eine Art Waffenstillstand an: Luhmann will sich diesbezüglich nicht streiten und Baecker springt über den eigenen Schatten: Hinsichtlich psychischer Systeme könnten sich Biologen und Soziologen treffen. (ebenda 341) Ob das der letzte Stand der Dinge ist, muss man bezweifeln; die Lage ändert sich stündlich, hauptsächlich aufgrund von Luhmanns Produktivität. - Da aber von diesem Problem auch die Beurteilung einiger der hier vorgeschlagenen Thesen abhängt, will ich den bisherigen Stand der Dinge referieren (selbstverständlich in meinem Sinne).

Auch für Luhmann gibt es gleichsam eine "Unhintergebarkeit von Individualität" (freilich wäre es wenig hilfreich, sie so zu nennen, weil bei Luhmann etwas wesentlich anderes gemeint ist als etwa bei Manfred Frank): "Die zirkuläre Geschlossenheit also, in die alles Bestimmte, sie mitvollziehend, eingelagert ist, nennen wir Individualität, denn sie ist, wie alle Autopoiesis unteilbar. Sie kann zerstört werden, kann aufhören, aber sie kann nicht modifiziert werden." (1984a bzw. 1987a, 358) Soziale Systeme haben auch bei Luhmann keinen Vorrang vor psychischen Systemen, gerade weil psychische Systeme als Umwelt für soziale Systeme, wie Luhmann vielfach betont, "notwendig", "konstitutiv" sind. "Autopoiesis des Bewusstseins ist mithin die faktische Basis der Individualität

psychischer Systeme. Sie liegt außerhalb sozialer Systeme - was nicht hindern sollte, zuzugeben, dass ihre Selbstreproduktion nur in seiner sozialen Umwelt Aussicht auf Erfolg hat." (Ebd., 359) Auch Luhmann bestreitet nicht, dass die Umwelt auf ein System "einwirken" (1990, 304) kann, dass die Umwelt die Möglichkeit von Systemoperationen "toleriert" (ebd, 344). "Geschlossenheit" fungiert dabei als Bezeichnung für den Umstand, dass Systeme nicht äußere Einflüsse, Reize, Impulse hereinnehmen, dass also Einflüsse, Reize, Impulse das Systemverhalten nicht instruieren oder gar determinieren. Psychische Systeme (Bewusstseins-systeme) und soziale Systeme (Kommunikationssysteme), ebenso verschiedene psychische Systeme (zwei oder mehr Menschen) bestehen zwar "(...) völlig überschneidungsfrei nebeneinander. Sie bilden zugleich aber ein Verhältnis struktureller Komplementarität. Sie können ihre eigenen Strukturen jeweils nur selbst aktualisieren und spezifizieren, daher auch jeweils nur selbst ändern. Sie benutzen aber einander zugleich zu einer gegenseitigen Auslösung solcher Strukturveränderungen. Kommunikationssysteme können sich überhaupt nur durch Bewusstseins-systeme reizen lassen (...)" (1988b, 893f.). Das psychische System kann zwar das soziale System oder ein anderes psychisches System nicht instruieren, aber ein psychisches System "(...) hat die privilegierte Position, Kommunikation stören, reizen, irritieren zu können (...), die Wahl des einen oder anderen Themas nahelegen" zu können. (1988b, 833) Das psychische System kann einem anderen psychischen System oder dem sozialen System die "eigenen Komplexität (...) zur Verfügung" stellen (1984a bzw. 1987a, 367); das gilt auch umgekehrt, und diesen "Transfer" leistet Sprache: "Die Sprache überführt soziale in psychische Komplexität. Aber nie wird der Bewusstseinsverlauf identisch mit sprachlicher Form (...)" (ebd. 368). Luhmann bestreitet auch nicht, dass Bewusstsein an Kommunikation beteiligt ist, "da Kommunikation ohne Bewusstsein zum Erliegen käme" (1988b, 884). "(...) Bewusstsein ist für die Kommunikation eine ständige Quelle von Anlässen für die eine oder andere Wendung des kommunikationseigenen operativen Verlaufs." (Ebd. 893) Luhmann referiert die These, "(...) dass es keine ausschließlich endogen bedingte Konstitution gibt. Die Umwelt muss zumindest 'noise' liefern." (1984a bzw. 1987a, 146)

Man wird auch unter Berufung auf Luhmann nicht rundweg abstreiten können, dass Ich ein Du "braucht", und dass Ich mit Du etwas "machen" kann: "Das Ich gewinnt (...) seine ichspezifische aktuelle Unendlichkeit,

seine transfinite Selbstheit nur in der Kontrastierung zu einem anderen Ich (Du) gleicher Art, das ihm jede ontologische Selbstfixierung verwehrt, dadurch dass es sie beobachtet." (Luhmann 1984a bzw. 1987a, 129) "Die Komplexität eines Menschen wird für einen anderen von Bedeutung und umgekehrt (...). Selbstverständlich bleibt die Beziehung von Mensch zu Mensch ein soziales Phänomen." (Ebd. 303)

Im Zusammenhang mit dem vorliegenden Buch ist von Interesse, dass ein "Zusammenspiel" weder zwischen Individuen noch zwischen Individuum und Gesellschaft bestritten wird (auch wenn in Ermangelung verfügbarer Vokabeln "Zusammenspiel" strenggenommen doch kein "Zusammenspiel" sein kann). Natürlich ist auch in der folgenden Auflistung von Bezeichnungen aus Luhmanns Texten zu beachten, dass sie viel "rückfälliger" klingen, als sie gemeint sein können; auch Luhmann kann nicht andauernd die Radikalität der Theorie mit stets unbelasteten Vokabeln beweisen; immerhin kommt er nicht ohne sie aus: Möglich sind neben "Interpenetration" auch (gegenseitige) "Erwartungen" und "Ansprüche" (1984a bzw. 1987a, 362ff.), "externe Anlässe" (1988b, 886); "Interpenetration" wird "(...) unter das Schema von Konformität und Abweichung gebracht" (ebd., 312); es wird von "Anschlussfähigkeit" gesprochen (1990, 200f.) und vor allem von "struktureller Kopplung" (1990, 29f.). Mehrere Individuen können sich zu gegenseitigen Reaktionen zwingen: "(...) eine Beleidigung erzwingt eine Reaktion usw." (1984a bzw. 1987a, 330) "Die Komplexität wird für einen anderen von Bedeutung und umgekehrt. Wir wollen von zwischenmenschlicher Interpenetration sprechen (...)" (ebd. 303). "Bewusstseinssysteme werden durch Interpenetration mit sozialen Systemen sozialisiert" (1988b, 900).

Aus meiner Position ist auch nichts dagegen einzuwenden, dass Luhmann mit Paradoxien startet, mit Paradoxien weitergeht und endet, auch mit der Paradoxie, dass zwischen Menschen untereinander und zwischen Menschen und sozialen Systemen "nichts" im üblichen Sinne passiert und doch wiederum "etwas" im unüblichen Sinne passiert. Auch Luhmanns "Autonomie"-Begriff hat diese paradoxe Struktur, was gleichermaßen nicht zu kritisieren ist; andererseits aber wird man auch nicht behaupten können, dass in keinerlei Hinsicht "etwas passiert" bzw. dass die "Autonomie" eine "totale" wäre. Auch die "Geschlossenheit" kann selbstverständlich keine "vollkommene Geschlossenheit" sein. Das Sprechen über "Geschlossenheit" setzt eine hypothetische Position "außerhalb" der Ge-



geschlossenheit voraus; innerhalb von ihr ließe sich nichts über "Geschlossenheit" sagen; das geschlossene System kann den "Beobachter", der von ihr spricht, nur paradox enthalten; das aber immerhin. Und bei mehreren geschlossenen Systemen würde strenggenommen nur dann "überhaupt nichts" passieren, wenn auch die Möglichkeit der "Interpenetration", des "Anstoßes", der "Grenzirritation" oder der "strukturellen Koppelung" gar nicht gegeben wäre. Oder anders gesagt: Es ist extrem unwahrscheinlich, dass jemand, der die deutsche Sprache auf seine eigene Weise beherrscht, "überhaupt nichts" anlässlich dieses Satzes geben, also "verstehen" kann. Wenn es aber unmöglich ist, überhaupt nicht zu reagieren, wenn man - wie Luhmann sagen kann -, eine Beleidigung "erzwingt" eine Antwort, dann hat auch der Anstoß mindestens den "Einfluss", dann "verlangt" auch der Anstoß eine strukturelle Kopplung und spezifiziert in gewisser Weise doch, zwar nicht die Art und Weise der Reaktion, aber deren Spektrum; die vollständige Nicht-Akzeptierung des Anlasses ist ausgeschlossen; man könnte sich also fragen, ob nicht der Anlass, wenigstens das Spektrum möglicher Reaktionen spezifiziert oder gar "determiniert". Auch Medienangebote sind so gesehen nicht vollständig unspezifisch.

Die Opposition gegenüber herkömmlichen Kommunikations-Konzepten bleibt zwar voll erhalten, aber auch innerhalb konstruktivistischer Diskussionen muss noch geklärt werden, inwieweit man tatsächlich hinausgelangt über eine radikale Erinnerung an das Wissen, das wir selbst durch andere Menschen und durch die Gesellschaft nur äußerst begrenzt "anregbar" sind, und dass wir so gut wie immer unseren Einfluss auf andere Menschen und auf die Gesellschaft überschätzen. Wer behauptet denn schon, Individuen könnten in die Gesellschaft "hinein" verändernd tätig werden, und wer bestreitet umgekehrt, Individuen könnten eine Quelle für Impulse, für Variationserwartungen und Variationsansprüche sein? Und wer glaubt noch daran, dass die "Welt" aus einem "Kopf" erfahrbar sei? Auch Luhmann schließt nicht aus, dass Bewusstseinsleistungen - freilich durch Systemwandel kategorial verändert - in der Kommunikation sozialer Systeme "analog" "wiederkehren".

Im Hinblick auf den eigenen Kontext: Halluzinatorische Sonder-Beobachtung hat die Möglichkeit zur Grenzirritation; der halluzinatorische Impuls, der Anstoß, die Anregung, die Erwartung und der Anspruch haben die Aussicht auf strukturelle Kopplung; sie ist weder nötig noch unmöglich, sie ist extrem unwahrscheinlich, aber ohne diese Irritationen,

etwa in der puren Standard-Beobachtung ist "Resonanz" wohl ausgeschlossen. - Individuen sind keine Teile, keine Komponenten, keine Elemente sozialer Systeme und umgekehrt ist Gesellschaft, sind soziale Systeme nicht in psychischen Systemen verwirklicht, was aber gerade nicht ausschließt, dass eine individuelle Vorstellung von Gesellschaft kognitiv und emotional "imaginiert" werden kann, im Zuge dessen, was wir hier "Halluzinatorik" nennen.

## **2.9 Strukturelle Kopplung, Sprachgebrauch**

Im vorliegenden Buch wird zwar die Rolle eines eigenwilligen, unkonventionellen und unkommunikativ verfahrenen Individuums (als die Rolle eines "halluzinatorischen" Sonder-Beobachters) herausgehoben, aber dies kann immer nur die anfänglichen Impulse kulturellen Wandels bezeichnen, indessen gerade nicht seinen Gesamtverlauf. Der konstruktivistischen Nicht-Hintergebarkeit bzw. Unübergebarkeit von Individualität widerspricht keineswegs die Bedeutsamkeit von struktureller Kopplung und ihrer Sonderform, dem Sprachgebrauch: Seine Innen-Außen-Differenz, seine Abgrenzung von (seiner) Umwelt und (seinen) anderen Systemen erzielt das Individuum nicht durch irgendeine Art von verstärktem Rückzug nach Innen, sondern nur durch strukturelle Kopplung und Sprachgebrauch. (In der Entstehungsphase dieses Buches gebrauchte ich oftmals "Kommunikation" für das, was nunmehr "strukturelle Kopplung" heißt; ich habe mich von Luhmanns Arbeiten "überreden" lassen, die Bezeichnung "Kommunikation" bei der Beschreibung "psychischer Systeme" nicht mehr zu gebrauchen, auch wenn die "Erzväter" des Konstruktivismus ständig von Kommunikation sprechen.)

Nur in struktureller Kopplung und Sprachgebrauch "überleben" Impulse zu veränderter Welt-Interpretation und Welt-Konstruktion. Abrückende, abweichende, eigenwillige, halluzinatorisch verfahrenende Beobachtung ist zwar immer zum Teil auch "unkommunikativ", aber diese abweichende Beobachtung stößt nur dann kulturellen und gesellschaftlichen Wandel an, wenn es über den ersten Impuls, den Anstoß hinaus schließlich auch noch gelingt, Verhalten anzuregen. In der strukturellen Kopplung mit anderen entscheidet sich schließlich, ob der jeweilige Anstoß zum Wandel, ob die

jeweilige Halluzinatorik in ähnlicher Weise wiederholt oder verworfen wird.

Abgesehen von ihrer vergleichbaren biologischen Organisation verfügen Menschen über eine vergleichbare Sozialisation; aufgrund vergleichbarer Sozialisation verfügen Menschen über einen vergleichbaren Sprachgebrauch; aufgrund eines vergleichbaren Sprachgebrauchs verfügen sie wiederum über ähnliche (aber nicht identische) Selbstbeschreibungen und damit auch über ähnliche kulturelle Verhaltensweisen. Nur wenn man Sprache gänzlich "unkommunikativ", tatsächlich in jeder Hinsicht nur für den einzelnen geltend, denken könnte, ließe sich ein Solipsismus-Verdacht aufrecht erhalten. Durch die Verwendung von Sprache bewegt sich jeder einzelne Mensch - so kann es ein Beobachter sehen - in Koordinations-Bereichen: Auch der "Super-Nonkonformist" spricht deutsch.

Wie aber kommen bei der Geschlossenheit der jeweiligen kognitiven Welt nun strukturelle Kopplung und sogenannte "soziale Beziehungen" zustande? - Jeder Mensch kann, je mehr es sich um Alltags-Routinen handelt, umso leichter unterstellen, dass die anderen in ähnlicher Weise als Beobachter handeln und damit zu ähnlichen Wirklichkeits-Konstruktionen kommen, und die anderen unterstellen dies in Bezug auf ihn. Und man kann dies "erfolgreich" unterstellen aufgrund einer weitestgehend ähnlichen biologischen Ausstattung (die anderen haben auch Augen, Ohren etc.) und aufgrund vergleichbarer Erziehung und Ausbildung, aufgrund vergleichbarer Sozialisation innerhalb einer vergleichbaren Kultur. Strukturelle Kopplung ist möglich, weil wir eine viable Vorstellung davon haben, was die anderen machen, wenn sie sich ihrerseits in bezug auf uns verhalten. Jeder einzelne verfügt über Erfahrungen, welche eigenen Verhaltensweisen von anderen akzeptiert werden, und jeder einzelne kann aufgrund dieser Erfahrungen nun auch seine Erwartungen einrichten, d.h. er kann Zustimmung bzw. sogar den Eindruck der Übereinstimmung unterstellen.

Aufgrund der - für einen Beobachter unterstellbaren - weitreichenden Vergleichbarkeit verschiedener individueller Kognitionsmuster, aufgrund weitreichender Parallelität wird es möglich, dass zwei oder mehr in sich jeweils geschlossene lebende Systeme ihre Verhaltensweisen koordinieren: Sie orientieren sich dabei gegenseitig hin auf ihre jeweils vergleichbaren Wirklichkeits-Konstruktionen, sie bringen die einander

entsprechenden Strukturen der jeweiligen Selbstdynamik in Gang, sie vergleichen die "Texte" ihrer jeweiligen "Lebens-Romane". Ausgehend von solchen Ähnlichkeiten wird es für geschlossene, einzelne psychische Systeme möglich, zu "kommunizieren". Nie aber käme es zu einem wechselseitigen "Austausch" instruktiver Informationen ("Befehle"), wie dies die meisten herkömmlichen Kommunikationsmodelle vorsehen.

Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht hätte man sich nunmehr vorzustellen, dass Kopplung stattfindet, obwohl keinerlei subjektunabhängige Zeichensysteme, keinerlei subjektunabhängige Informations-Materialien, kein festgelegter Sinn und keine festgelegten Bedeutungen ausgetauscht werden. Strenggenommen wird gar nichts ausgetauscht, es wird keine Botschaft übertragen, der Sender gibt nichts nach draußen und der Empfänger holt nichts Äußeres herein. Der Sender gibt allenfalls Impulse, aber die Dynamik der Antwort, die der Empfänger im Fall der Kopplung in Gang zu bringen hat, ist in ihrer jeweiligen konkreten Art und Weise ausschließlich vom Empfänger bestimmt. "Mitgeteilt" werden also lediglich Anlässe, Impulse, Anregungen. Strenggenommen kann man also niemandem anderen sagen, was man selbst meint, man kann dem anderen auch nicht zeigen, was man selbst fühlt, sondern man kann den anderen Menschen bestenfalls zu einer für beide akzeptablen Eigenreaktion veranlassen. Die eigenen Erfahrungen (und Sprach-Erfahrungen) sind das einzige Material und der einzige Wissens-Zusammenhang, zu dem Sender bzw. Empfänger Zugang haben. "Jeder Mensch ist für jeden anderen zunächst eine opake, undurchdringliche Einheit, deren 'Realität' im Kopf des Beobachters rekonstruiert wird." (Willke 1987, 342) Von Verstehen wäre dann zu sprechen, "(...) wenn ein Beobachter die Selbstbeschreibung eines Systems rekonstruiert." (Ebenda 343; die Rekonstruktionsmöglichkeit wäre indessen ein wenig skeptischer als bei Willke zu beurteilen).

Text-Angebote lösen systeminterne Vergleichsprozesse aus; die Vergleichsbasis kann nichts anderes sein als die Lebenspraxis einer jeweils individuellen und individuell-sozialisierten Konstruktion von Wirklichkeit. Jedes Selbstsystem muss und kann seine Erfahrungen nur selbst machen, d.h. nur im Kontext der eigenen "endlos autobiographischen Tätigkeit". "Ich werde nie sehen, wie Ihr 'rot' aussieht. Aber es ist natürlich so, dass in Ihrer kognitiven Organisation, die Sie als kleines Kind entwickelt haben, 'rot' einen Platz in einem topologisch geordneten Sys-

tem hat. Und ich habe die selbe Arbeit gemacht, als ich ein kleines Kind war. Und auch wenn wir nie wissen werden, ob unsere innere Zuordnung - von Farben z.B. - dieselbe ist, ist es möglicherweise so, dass wir wissen, dass die Farbe, die mein Pullover hat, sich in meiner kognitiven Organisation auf einer Stelle befindet, die isomorph, also strukturähnlich ist mit einer ähnlichen Stelle in Ihrer Organisation. Das ist genug. Man kann einem Herrn erklären, wo die Maximilianstraße in München liegt, so dass er die Straße findet, auch wenn der Herr vielleicht die Maximilianstraße mit ganz anderen Gedanken verbindet als ich. Sprachlich miteinander umgehen wäre dann so etwas wie Strukturen zu vergleichen." (Lars Gustafsson 1989, 124) Man hat sich also vorzustellen, dass strukturelle Kopplung auf der Basis mehrerer geschlossener "Selbstbeschreibungen" funktioniert; "gelungene Kommunikation" wäre so gesehen in der Tat eine Art Missverständnis, das sich für alle Beteiligten in akzeptablen Grenzen hält. Aus dieser Perspektive erscheinen selbst noch die differenzierten und skeptischen Überlegungen von Jürgen Habermas zu einer "Theorie des kommunikativen Handelns" (1981) als hoffnungsvolle "Kommunikationsutopie".<sup>24</sup>

In konstruktivistischer Sicht muss man davon ausgehen, dass es im strengen Sinne überhaupt keine Informationsübertragung durch Sprache gibt (vgl. Maturana 1982, 56ff.), dass sich Sprache eher als ein Instruktionssystem zum Aufbau von Informationen und weniger als ein Übertragungssystem von Informationen vollzieht. Nicht nur auf den Umgang mit Literatur bezogen, sondern allgemein formuliert heißt es in konstruktivistischen Überlegungen: "Jede Person sagt, was sie sagt, und hört, was sie hört, gemäß ihrer eigenen Strukturdeterminiertheit; dass etwas gesagt wird, garantiert nicht, dass es auch gehört wird. Aus der Perspektive eines Beobachters gibt es in einer kommunikativen Interaktion immer Mehrdeutigkeit. Das Phänomen der Kommunikation hängt nicht von dem ab, was übermittelt wird, sondern von dem, was im Empfänger geschieht. Und dies hat wenig zu tun mit 'übertragener Information'." (Maturana und Varela 1987, 212)

Textverstehen erfolgt nicht im Sinne einer Informationsübertragung durch Sprache, sondern der Text erscheint als Impuls, als Orientierungsanlass. Sprache führt nicht zum Austausch von Information (Äspaketen), sondern Sprache fungiert als Auslöser für resonante Selbstbeschreibungsprozesse: Informationen werden so gesehen erst bei Lesern und Hörern

"erzeugt"; Rezipienten können von einem Text nur das nehmen, was sie in der eigenen kognitiven Repräsentation des jeweiligen Textes ihrerseits auch geben können. Die These, es gäbe keine Informationsübertragung durch Sprache, ist nicht als apodiktische Behauptung zu verstehen, sondern als Gegenthese zu einer Art von Korpuskel-Theorie, wonach einigermmaßen stabile, konsistente Informationen von einem Sender zu einem Empfänger übermittelt werden.

Strukturelle Kopplung ist kein Austausch, sondern eine Koordination von parallel und a-parallel verlaufenden Handlungen, und nur weil diese Koordination meist reibungslos klappt, meist ohne Verstehens-Krise verläuft, kann es auf einen ersten Blick zu der Täuschung kommen, als sei Sprache denotativ (als verweise sie auf subjektunabhängige Entitäten), als finde tatsächlich eine Übertragung von Information statt. "Denotationen" (etwa in Bedeutungs-Wörterbüchern formuliert) würden lediglich "krisenlose" Konventionen, "reibungslosen Kommunikation" in der Folge der grundsätzlich konnotativen Sprachverwendung bezeichnen.

Sprachgebrauch verweist nicht "denotativ" mit beobachter-unabhängigen Zeichen auf unabhängige "Gegenstände": Sprache wäre erst für einen Beobachter, der "reibungslose" Verständigung unterstellt, denotativ. "Denotation entsteht erst in einem Metabereich, und zwar als ein a posteriori Kommentar eines Beobachters hinsichtlich der Konsequenzen des Verhaltens der interaktiven Systeme." (Maturana 1982, 259) "Denotationen" sind demnach nichts anderes als das Beobachter-Konzentrat prinzipiell konnotativer Sprachprozesse; das Konzentrat steht aber nicht für einen intrinsischen "Sprachinhalt", für eine "Botschaft" (an sich).

Was man hört oder liest, stellt einen Orientierungsanlass und eine Orientierungshilfe dar; Information wird erst aufgebaut, erst konstruiert, aber nicht als fertiges Informations-Stück von außen bezogen. Der Text, seine Bedeutung ist auf direktem Weg nicht übertragbar. "Rezipienten erzeugen Lesarten (...) ohne Original". (Schmidt 1988, 151) Gesprächspartner koppeln mittels Unterstellungen, und Verstehen bzw. Verständnis ist immer dann gegeben, wenn eine Unterstellung gleichsam problemlos erfolgreich war. Demnach ist es völlig unmöglich, jemandem eine Botschaft, ein Sprachmaterial-Stück, eine eigenständige, subjektunabhängige Information zu übermitteln. "Bedeutungen sind mithin Resultate von Handlungen und keine Texteigenschaften." (Schmidt 1982, 20)

Es werden keine Informationen, Botschaften, Gedanken, Meinungen oder Aussagen übertragen. Einzelne sprachliche Zeichen und ganze Texte stellen nur Anreger, nur Impulse dar, aber in ihnen und mit ihnen ist in keiner Weise schon endgültig festgelegt, wie die jeweiligen Hörer oder Leser reagieren. "(...) eine sprachliche Botschaft kann strikt nur im Rahmen der Erfahrung des Empfängers interpretiert werden." (von Glasersfeld 1987 a, 91) Semantik ist ausschließlich für den Selbstbeobachter gültig. Meine "Zehn Gebote" sind nicht Ihre "Zehn Gebote"; wir denken verschieden über Emanzipation, Elternverehrung, Diebstahl, Ehebruch oder Töten. Juristische Texte sind für alle in dem Maße ähnlich, je weiter die Konstruktions-Routinen reichen; das beweist aber nicht, dass nicht auch ihre konkrete Semantik immer nur im einzelnen Individuum verkörpert ist. "Was er (der einzelne Mensch; B.S.) mit 'Staat', 'Demokratie', 'Freiheit', 'Bildung', 'Arbeit', 'Firma', 'Familie', 'Emanzipation' etc. assoziiert, hängt völlig von seiner Stellung und seinen Erfahrungen in den jeweiligen Kontexten ab. Auch wenn es immer wieder von interessierter Seite versucht wird: Sprachregelungen können die subjektiven Bedeutungen nicht normieren, allenfalls Sprachlosigkeit erzeugen und sei es in der Form der sprachlichen Isolierung, in der es Machtgruppen gelingt, das, was ein Begriff für eine Mehrzahl von Menschen konnotiert, so festzulegen, dass die entsprechende Begrifflichkeit und mit ihr bezeichnete Verhaltensweisen für eine Minderheit (und sei es nur eine machtmäßige Minderheit) nicht mehr verwendbar ist." (Hejl 1982, 247)

Es gibt für einen anderen Beobachter keinen direkten Zugang zu einer fremden Selbstbeschreibung. Es ist "(...) dem Orientierten überlassen, wohin er durch selbstständige interne Einwirkung auf seinen eigenen Zustand seinen kognitiven Bereich orientiert. Seine Wahl wird zwar durch die 'Botschaft' verursacht, die so erzeugte Orientierung ist jedoch unabhängig von dem, was diese 'Botschaft' für den Orientierenden repräsentiert. Der Hörer erzeugt Information dadurch, dass er seine Ungewissheit durch seine Interaktionen mit seinem kognitiven Bereich reduziert." (Maturana 1982, 57) "Die Beziehungen von Sprachstrukturen und Weltstrukturen liegen innerhalb der Kognitionsbereiche jedes einzelnen kognitiven Systems. Deshalb bedeutet das Wissen von ihnen und über sie auch kein Wissen, das über die Grenzen der Kognitionsbereiche hinaus auf die Struktur und Beschaffenheit der Wirklichkeit verweisen würde, und zwar auch dann nicht, wenn diese Wirklichkeit in na-

turwissenschaftlicher, z.B. physikalischer Charakterisierung vorgestellt wird." (Rusch 1987 a, 161)

Die hochkomplexen Prozesse bei der Informationskonstruktion hat Hejl an einfachen Beispielen zu beschreiben versucht: "Wenn wir annehmen, dass die Kontakte zwischen A und B auf das beschränkt sind, was für das Beispiel notwendig ist, dann können wir erkennen, dass 'Apfel' für A etwas andere bedeutet als für B. Das Symbol 'Apfel' bezeichnet zwar einerseits den Gegenstand, bedeutet aber für A etwas anderes als für B. Wenn A und B also über Äpfel sprechen und dabei das Symbol 'Apfel' verwenden, designieren sie Objekte, die in Abhängigkeit von der jeweiligen Erfahrung für A etwas anderes bedeuten als für B, gleichzeitig aber einander so ähnlich sind, dass eine Beschreibung als Voraussetzung weiterer Handlungen möglich ist. (...) Dementsprechend denotiert 'Apfel' für A und B *cum grano salis* das gleiche Objekt, konnotiert aber gleichzeitig, und von der denotativen Funktion nicht ablösbar, die individuellen Handlungserfahrungen von A und B. Der konnotative Aspekt ist Resultat der Selbstreferentialität des Handelns eines jeden Akteurs." (1982, 278)<sup>25</sup>

Die Geschlossenheit ihrer jeweiligen Selbstsysteme wird bei den "Kommunizierenden" nicht durchbrochen. Auch dies erklärt den außerordentlich hohen Anteil emotionaler Faktoren bei jeder Koordination: Wo Sympathie, Freundschaft oder Liebe fehlen, wo die Aversion bereits vorherrscht oder durch die ersten Worte eines Text-Angebots ausgelöst wird, werden vom Rezipienten alle weiteren Begründungen und Vorschläge nicht mehr oder nur mehr schwerlich aufgebaut, d.h. die Bereitschaft, sich ein dem vorgeschlagenem Phänomen ähnliches Phänomen bei sich selbst zu erzeugen, ist emotional blockiert; der Text wird nicht verstanden, weil seine Annahme gleichsam verweigert wird. Oder genau anders gesagt, in Richtung auf die "Freiheit" des Empfängers gewendet: Der Empfänger hat die "Freiheit", Informations-Vorschläge gegebenenfalls auch zu ignorieren, d.h. sie in der eigenen Selbstdynamik gegebenenfalls auch nicht hervorzubringen. Bei einer Beleidigung, zum Beispiel, kann man selbst entscheiden, wie stark man und vielleicht sogar ob man überhaupt beleidigt sein will oder nicht.

Die Ähnlichkeiten der jeweiligen kognitiven und emotionalen Welten sind indessen meist so groß, dass man sich (zumindest in Alltags-Situationen) "reibungslos" verständigen kann und so tun kann, als redete man



von einem unabhängigen, identischen Gegenstand, der allen auf dieselbe Weise gegeben wäre. Andere Menschen sind dem einzelnen Individuum verständlich aufgrund seiner jeweils mehr oder weniger stark entwickelten kognitiven Fähigkeit und emotionalen Bereitschaft, sich vergleichbare (Ich-)Sätze zu erzeugen. Vor allem der jeweilige Rezipient muss ein Mindestmaß an Gemeinsamkeit, an Interaktion wollen, bevor man sich sprachlich verständigen kann. Verstehen ist in erster Linie ein soziales und emotionales und erst in zweiter Linie ein sprachliches Phänomen. Sprachgebrauch übersteigt Sprachliches, Sprache ist kognitiv und emotional "hintergebar". Dass Sprache unhintergebar sein könnte, ist ein Eindruck, der durch die zwangsläufig sprachliche Darstellung des Problems entsteht. (Vgl. Holenstein 1980)<sup>26</sup>

Sprachgebrauch bekräftigt zwar den "operational konsensuellen" Bereich zwischen zwei Sprechern, jedoch erscheint Sprache nicht als Grundbedingung für "operationalen Konsens" überhaupt (was "operationaler Konsens" meint, wird auf den folgenden Seiten erläutert); der für das Sprechen notwendige Konsens geht, sofern er überhaupt zustande kommt, zurück auf eine stillschweigende, nicht-sprachliche Übereinkunft der Gesprächsteilnehmer: Folgt man den Überlegungen konstruktivistischer Sprach-Theorien, dann werden nicht erst durch Sprache konsensuelle Bereiche zwischen Sprechern aufgebaut oder verstärkt, sondern eine kognitive und emotionale (vorsprachliche und außersprachliche) - ähnliche Lebensprozesse betreffende - strukturelle Kopplung zwischen den Sprechern wäre selbst noch die Voraussetzung dafür, dass ein Verstehen mit Hilfe von Sprache überhaupt zustande kommen kann. Verstehen ist Voraussetzung von Sprache, nicht allein ihre Folge. (Vgl. Rusch 1990)

Natürlich gibt es in der Sprachwissenschaft seit längerem Kommunikations-Konzepte, die konstruktivistischen Konzepten ähnlich sind; Hörmann (1976) geht etwa davon aus, "(...) dass Information nicht etwas ist, was wir draußen in der Welt vorfinden, ergreifen und in uns hineinnehmen (und dann vielleicht sogar an andere weitergeben), sondern Information ist etwas, das wir aktiv schaffen, (...) - letzten Endes sind wir es, die die Welt sinnvoll und informationshaltig machen." (1976, 470) Bei List (1981) liest man folgende Zusammenfassung: "Der Hörer stellt (...) aus der angebotenen Information für sich selbst eine Interpretation nach ganz eigenwilligen Mustern her und richtet auch seine Rezeptionshaltung in einer Weise ein, dass gerade nur solche Dinge Aufmerk-

samkeit erhalten, die für die Herstellung der subjektiven 'Sinnkonstanz' vonnöten sind. (...) Bezogen auf wechselseitige Interaktionen, muss dies eine Vorstellung von der sozialen Verständigung mit sich bringen, als sei sie eine Art Schlagabtausch von Subjektivismen: Sprecher und Hörer vermitteln sich im Grunde wenig voneinander, sondern stimulieren sich gegenseitig nur zu immer weiter ausgeformten je individuellen Konstruktionen über das, wovon gesprochen wird." (1981, 194) Spätestens bei Wilhelm von Humboldt finden sich "konstruktivistisch" klingende Überlegungen zur Sprache. (Darstellung bei Nünning 1988)

Sprache ist (je nach Perspektive) idiosynkratisch und konsensuell. Der sprachliche Bereich "(...) ist begrenzt und unendlich zugleich; begrenzt, weil alles, was wir sagen, eine Beschreibung ist, und unendlich, weil jede Beschreibung in uns selbst die Basis für neue Orientierungsinteraktionen und folglich neue Beschreibungen konstituiert." (Maturana 1982, 73f.) In konstruktivistischer Sicht erscheint Sprache extrem widersprüchlich: Alle Beschreibungen erscheinen einerseits als "grundlose", durch keine "Realität" gerechtfertigte subjektabhängige Konstruktionen, aber andererseits täuscht Sprache fortlaufend über diese Voraussetzung hinweg: Sprache, gebraucht vom Beobachter, simuliert eine unabhängige, dem Sprecher gleichsam gegenüberliegende, gegenständliche, "realistische" Welt außerhalb des eigenen Kopfes. "Menschen können über Gegenstände sprechen, da sie die Gegenstände, über die sie sprechen, eben dadurch erzeugen, dass sie über sie sprechen." (Maturana 1982, 264)<sup>27</sup>

Die einzige Möglichkeit, die individuelle Geschlossenheit zu überschreiten, besteht in einem "operationalen Konsens", in einem Scheinkonsens. Gerade weil die Grundvoraussetzung der Geschlossenheit (auch die der unüberwindlichen individuellen "Einsamkeit") gilt, ist der Zwang zur Täuschung (mindestens in Alltagssituationen) nicht außer Kraft zu setzen: Operationaler Konsens ist unentbehrlich. Aus der Geschlossenheit seines Nervensystems und aus der Einzigartigkeit seiner kognitiven Konstruktionen folgt zwar, dass es zwischen lebenden Systemen keinerlei objektiven Konsens, d.h. keine Einigung über objektiv vorgegebene Gegenstände geben kann, und gleichermaßen erscheinen rigide Konzepte der "Intersubjektivität" als Kommunikationsutopie. (Vgl. Luhmann 1990, 619) Aber dennoch können lebende Systeme ihre Verhaltensweisen so koordinieren, dass eine Art operationaler Konsens entsteht, dass es zunächst also (einem Beobachter) so scheinen kann, als bestünde doch ein

Konsens über eine unabhängige, für alle Beobachter identische Sache. Beim operationalen Konsens liegt die "Wahrheit" des Konsens nicht irgendwo außerhalb der "kommunizierenden" Systeme, sondern der Konsens liegt jeweils in den kognitiven und emotionalen Bereichen der beteiligten Systeme: Operationaler Konsens ist Koordination bzw. strukturelle Kopplung subjektabhängiger, "synreferentieller" Wahrnehmungen ("synreferentiell" im Sinne von Hejl 1985, 109), ist eine krisenlose Schein-Einigung, eine Einigung also, deren grundlegende Kluft in der jeweiligen Situation nicht als Problem akut wird. Positiv gewendet: Gerade der offene, der operationale Konsens ermöglicht eine flexible Dynamik der jeweiligen "Kommunikations"-Reaktionen.

Man kann mit anderen Menschen überhaupt nur dann reden und man kann sich mit anderen Lesern über eine Lektüre überhaupt nur dann verständigen, wenn ein operationaler Konsens über die elementaren Grundbedingungen eines Textes hergestellt ist: "Katze" ist für niemanden gleich "Hund", und allenfalls in feindlichen Auseinandersetzungen dreht man einander dergestalt "das Wort im Munde um". Sprachliche Verständigung erscheint jetzt als sozial koordinierte Abfolge paralleler, jeweils systeminterner Orientierungen. Hochkonsensuelle Bedeutungs-Zuschreibungen markieren jenen "Text"-Teil, der vom einzelnen Rezipienten nicht mehr gleichsam nur einzigartig (oder gar "idiosynkratisch") "erzeugt" werden kann (der einzelne Rezipient - das könnten alle beteiligten Rezipienten in einem Vergleich beobachten - verfährt innerhalb dieses Bereichs ähnlich wie die meisten anderen Rezipienten zur gleichen Zeit, in der gleichen Kultur). Auch die hier vorgelegten Hypothesen implizieren somit immer noch, dass Texte nicht in jeder Hinsicht vom Rezipienten "erzeugt" werden. Sprachgebrauch zeigt jene beiden Extreme, von denen in diesem Kapitel fortlaufend gesprochen wurde: Sprachgebrauch ist a) als Kognition und Emotion extrem individuell und zugleich b) als strukturelle Kopplung extrem sozial (und die doppelte Verschärfung dieser Extreme vorgekommen zu haben, wäre die hauptsächliche Leistung konstruktivistischer Kommunikations- und Sprachtheorie).

Der genauere Zusammenhang zwischen "Sprache" und "Kognition", zwischen "Sprache" und "Denken" ist in der Forschung nach wie vor ungeklärt; die Annahme, "Sprechen" und "Denken" gleichzusetzen, hat allerdings lange Tradition, und vielleicht erklärt dies, warum ungenaue Annahmen noch immer verbreitet sind: "Von Platon bis Watson ver-

suchte man, das Denken und, bei einer Neigung zu absolutistischen Lösungen, alles Mentale überhaupt mit der Identifikation als Rede dingfest zu machen: Denken ist ein Sprechen mit sich selbst, mit der gleichen Struktur wie das intersubjektive Gespräch, nur lautlos" (Holenstein 1980, 122 in einer Kritik solcher Positionen). Die Fragestellung selbst hat sich ihrerseits als ein linguistisches Problem erwiesen: Was ist jeweils gemeint, wenn von "Sprache", "Denken" und "Kognition" die Rede ist? (Vgl. Hörmann 1970, 293; List 1981, 174) Wittenberg (1957) versucht die Sprachgebundenheit selbst des mathematischen Denkens nachzuweisen; eine Art "sprachfreier Begriffsbildung" glaubt Kendler (1963) nachgewiesen zu haben (Angaben bei Oerter 1980, 95); insbesondere den Thesen von H.-G. Furth in "Denkprozesse ohne Sprache" (1972) ist verschiedentlich widersprochen worden - hinsichtlich seiner These, die Intelligenz und Kreativität von Gehörlosen sei unbeeinträchtigt und funktioniere auch ohne Sprache. (Zu den Einwänden vgl. List 1981, 174) Demgegenüber versucht Gipper (1978) zu beweisen, dass es keinerlei Denken ohne Sprache gebe; und schränkt dies später ein (Gipper 1983); Seebaß (1981 und 1983) verweist auf die derzeitige Unentscheidbarkeit der Frage nach dem Verhältnis von "Sprache" und "Denken". Die These von der vollständigen Bestimmtheit des Denkens durch Sprache ist allein formallogisch problematisch: Wäre es so, dass es keinerlei Differenz von Sprache und Denken gäbe, dann könnte es auch keinerlei Beobachtung geben, die das Differenten nunmehr bis zur Identität verbindet. - Im offenbar einigermaßen frei verfügbaren Angebot kontroverser Überlegungen zum Problem "Kognition" und "Sprache" ist hier folgendes festzuhalten: Kognitive Prozesse umfassen zwar sprachliche Prozesse, gehen aber darüber hinaus; der Überschneidungsbereich lässt sich (behelfsmäßig) als Bereich des "sprachlichen Denkens" bezeichnen; so gesehen wären auch die globalen Aspekte der Thesen von der "sprachlichen Weltansicht" (W.v. Humboldt), vom "sprachlichen Weltbild" (Weisgerber), von der "linguistischen Relativität" (Whorf, Sapir) einzuschränken. Weinrich (1968) besteht auf der energischen Behauptung, die These vom sprachlichen Weltbild sei "grundfalsch". Auch Maturanas weitreichende Sprachkonzeption steht teilweise im Widerspruch zu Maturanas umfangreichen Kognitions-Konzept; der von Maturana abgesteckte Bereich kognitiver Selbst-Beobachtungen ist weitergefasst als das, was er mit sprachlichen Prozessen zu erklären versucht. Insgesamt gilt: "(...) die Aussage, dass Sprache von entscheidender Bedeutung für kognitive Strukturierungsleis-

tungen ist, impliziert weder notwendig ihre Autonomie noch ihre Priorität." (List 1972, 83)

Nur wenige der Hoffnungen, die noch vor Jahren in die neurophysiologischen Sprachforschungen gesetzt wurden, haben sich bislang bestätigt. So scheint etwa der Streit, welche Hirn-Hälfte über "Kontrollmechanismen", "Bewusstsein", "Geist" bzw. "Mind" verfüge, auch deshalb nicht entscheidbar, weil das Konzept strikter Hemisphären-Trennung sich als offenbar nicht haltbar erwiesen hat. Jedenfalls ergäbe die Emphase von Watzlawick (1982) in Bezug auf das "Rechtshemisphärische" kaum eine brauchbare Basis für die Erforschung emotionaler Anteile an der Produktion und Rezeption von Literatur. Vorläufig lässt auch eine Aufteilung der Hirn-Funktionen nach dem phylogenetischen Alter der Hirnteile (vgl. dazu etwa Jantsch 1982) keine unproblematischen Schlussfolgerungen darüber zu, welche Teile des Hirns etwa (besonders) für Emotionen oder Kognitionen, für analytische oder ganzheitliche Betrachtungen "allein zuständig" seien; was man einigermaßen sicher weiß, ist - grob gesagt - nur dies: Alle Hirn-Areale beherrschen beinahe alle Funktionen des Gesamtgehirns, wenn auch jeweils unterschiedlich gut. - Trotz aller Unklarheiten im Bereich von Sprache und Denken und neurophysiologischer Sprachforschung, dürfte ein Ergebnis stabil bleiben: Literaturforschung hat also mit der "Hintergebarkeit" von Sprache zu rechnen.

"Mein Monolog versteht sich von selbst." (Ernst Meister 1932)

"Der innere Dialog, soweit er sich auf Vorannahmen, Hypothesen usw. bezieht, steuert und beeinflusst, welchen Dingen der Wissenschaftler seine Aufmerksamkeit widmet und wie er die Phänomene bewertet (...). Bestimmend für den Prozess der Verhaltensänderung sind die Eigenarten der kognitiven Strukturen des Wissenschaftlers, das begleitende innere Sprechen und die Verhaltensprodukte (die Tä-

tigkeitsergebnisse). Was sich der Wissenschaftler über die Verhaltensprodukte sagt, entscheidet darüber, ob er die Ergebnisse als Beweis betrachtet, was wiederum seine Überzeugungen (kognitive Strukturen) ändern kann." (Donald W. Meichenbaum 1979, 213)

## 2.10 Inneres Sprechen

"Inneres Sprechen" soll hier als das Modell gelten, mit Hilfe dessen sich "Selbstbeschreibung" und "endlos autobiographische Tätigkeit" genauer untersuchen lassen. Der Vorschlag bezieht sich hauptsächlich auf den sprachlichen Anteil am Prozess der Selbstbeschreibung, denn von den metabolischen, hormonellen, neuronalen Prozessen eines psychischen Systems werden zumeist keine bewussten und vor allen keine sprachlich artikulierten Selbstbeschreibungen angefertigt - es sein denn, es käme auch hier zur "Krise", zu drastischen Reaktionen wie etwa im Krankheitsfall. Die Orientierung allein an den sprachlichen Faktoren innerer Vorgänge erscheint also als eine erhebliche Verkürzung des Gesamtprozesses der Selbstbeschreibung; die Hervorhebung von sprachlich erfassbaren Selbstbeschreibungs-Aspekten stellt allenfalls einen mehr oder weniger passenden Stellvertreter für den komplexen Gesamtvorgang innerer Vorgänge dar, und die Konzentration auf sprachlich Erfassbares ergibt sich aus der Zwangslage, dass wir "(...) praktisch keine Möglichkeit (haben), Vorgehensweisen und Leistungen des Denkens ohne Einschaltung sprachlicher Prozesse greifbar zu machen." (Hörmann 1970, 293) In diesem Zusammenhang wird eine umfassende Kritik sprachwissenschaftlicher und vor allem psychologischer Konzepte unumgänglich.

"Inneres Sprechen" gilt in der Psychologie auch bislang schon als ein für das Schreiben und Lesen relevanter Prozess; "Inneres Sprechen", verstanden als Interpretationsleistung, bedeutet dabei "(...) gewöhnlich ein lautloses, mentales Sprechen, das dann auftritt, wenn wir über etwas nachdenken, wenn wir Probleme im Kopf planen oder lösen, uns an gelesene Bücher oder an gehörte Unterhaltungen erinnern, wenn wir still lesen oder schreiben. (...) Die Elemente des inneren Sprechens sind in all unseren bewussten Wahrnehmungen vorzufinden, Handlungen und Gefühlserlebnissen, wo sie sich als sprachlich geformte Einstellungen, An-

weisungen an sich selbst oder sprachliche Interpretationen von Empfindungen und Wahrnehmungen manifestieren. Somit erweist sich inneres Sprechen als ein sehr bedeutender und universeller Mechanismus in Bewusstseinsprozessen und in der psychischen Aktivität von Menschen." (A.N. Sokolov 1972, 1; zitiert nach Meichenbaum 1979, 10) Auf die Bedeutung des Inneren Sprechens für die Rezeption von Texten wird noch ausführlicher verwiesen (siehe unten S.122 f.)

Überlegungen zu dem, was hier mit den Bezeichnungen "Selbstbeschreibung" bzw. "Inneres Sprechen" zu umfassen versucht wird, sind spätestens seit Plato bekannt; trotzdem scheinen, wie sich noch zeigen wird, die jetzt verfügbaren Selbstbeschreibungs-Konzepte in mehrfacher Hinsicht auch "neu". In den "Principles of Psychology" (1890) erklärt William James den Prozess der inneren Vorgänge als "stream of thoughts, of consciousness"; Paul Dubois (1907) war einer derjenigen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts die klinisch-psychologische Bedeutung des sich jeweils vollziehenden Inneren Sprechens hervorgehoben haben; Émile Coué, scheint um 1910 in Nancy einige psychotherapeutische Erfolge mit einigermaßen simplen Selbstlob-Indoktrinationen erzielt zu haben (vgl. Coué 1925).

Folgt man den Überlegungen, die zugleich etwa auch die Kernthesen der kognitiv-orientierten Psychotherapien darstellen, dann "indoktrinieren" Menschen sich andauernd selbst; die Überzeugungen, die sie sich einreden, bestimmen ihre Handlungen und ihre Gefühle; im Anschluss an solche Konzepte wird Verhaltensänderung generell (und dann im speziellen Fall der "Psychotherapie") primär an eine Veränderung des Inneren Sprechens gebunden, etwa als "(...) Lernprozess, durch den eine Person die Fähigkeit erwirbt, mit sich selbst in angemessener Weise zu sprechen, um so ihr Verhalten zu steuern." (Shaffer 1947, 463; zitiert nach Meichenbaum 1979, 183) Eine starke psychische Belastung, z.B. "Angst" könnte jetzt auch als Angst vor dem eigenen Inneren Sprechen verstanden werden; eine Person "sagt sich", dass sie den gewünschten Anforderungen nicht gewachsen sei, und dass die Folgen eines eventuellen Scheiterns psychisch und physisch kaum erträglich sein: "Angesichts der menschlichen Fähigkeit, nicht nur vor den Drohungen und Strafen anderer, sondern auch vor den eigenen verbalen und nonverbalen Kommunikationen Angst zu haben, waren die Patienten natürlich ausgezeichnet im Stande, sich Gefahren einzubilden bzw. etwas selbst als Gefahr zu definieren,

ohne dass dafür eine reale Basis in Form psychischer und sensorischer Strafen vorhanden war." (Ellis 1977, 23)

Stärker ausgearbeitete psychotherapeutische Ansätze, die die Selbstverbalisierungen des jeweiligen Klienten zum Mittelpunkt ihres therapeutischen Vorgehens machen, gibt es seit etwa zwanzig Jahren; und wenn man von der Zahl der diesbezüglichen Publikationen ausgeht, dann gewinnen diese kognitiven Psychotherapien stark an Bedeutung. Am Anfang dieser Entwicklungen stehen die Arbeiten besonders von A.R. Luria, Albert Ellis, Aaron T. Beck und Donald W. Meichenbaum. - Für Albert Ellis sind es ganz bestimmte, internalisierte Sätze des Inneren Sprechens, die zur Auslösung solcher Emotionen führen, die üblicherweise als "neurotische" Störung beschrieben werden. Aaron T. Beck hat nicht nur in Einzelfallstudien, sondern auch in breiter angelegten experimentellen Untersuchungen gezeigt, wie z.B. Depressionen durch veränderte Selbstverbalisierung der Klienten entscheidend verbessert werden können. (Einen Überblick über die empirischen Erfolgskontrollen kognitiver Psychotherapien geben di Guisepppe und Miller 1979.) Die sogenannte "Attributionstheorie" (vgl. Herkner 1980) stellt eine weitere spezielle Möglichkeit dar, die individuellen "(...) Meinungen über Kausalzusammenhänge, sowie das Zustandekommen und die Auswirkung solcher Meinungen" zu erforschen. (Herkner 1980, 11) Kausal-Attributionen inszenieren Menschen aus dem Bedürfnis nach Vorhersagbarkeit und Kontrolle ihrer Welterfahrung, und als Ort dieser Attributionen gilt das Innere Sprechen.<sup>28</sup>

Herkömmlicherweise werden Prozesse, die zum Teil dem vergleichbar sind, was hier "Selbstbeschreibung" bzw. "Inneres Sprechen" meint, unter anderem mit den folgenden Vokabeln bezeichnet: Selbstgespräch (Ellis 1977), Selbstverbalisierung (Herkner 1980), Selbstinstruktion (Schlottke 1980), Selbstindoktrination (Ellis und Grieger 1979), Selbstsuggestion und Autosuggestion (Stokvis und Pflanz 1961), Selbstbefehl, Selbstbeeinflussung, Selbststrat (alle drei Bezeichnungen bei Sokvis und Pflanz 1961). Angeboten werden in der Forschungsliteratur auch Innere Sprache, Inneres Gespräch, Endophasie, Internal Speech, Internal Speeking. Leontjew (1969; vgl. Hörman 1976, 298f.) unterscheidet zwischen "Inner Speech" und "Inner Speeking"; van Quekelberghe (1979) unterscheidet zwischen "Selbstverbalisierung" und "Selbstsprache". Nicht nur in der Literaturwissenschaft sondern auch in der Psychologie wird von innerem



Dialog, innerem Monolog gesprochen. Die hier genannten Namen bezeichnen mehr oder weniger das gleiche; wenn mehr als zwei Namen zur Bezeichnung eines Vorgangs verwendet werden, so dient das dazu, einzelne Aspekte des Inneren Sprechens zu unterscheiden. Obwohl alle genannte Bezeichnungen ähnlich klingen, ähnliches zu meinen scheinen, definieren die einzelnen Forscher dennoch unterschiedlich weit, was unter Sprache, Sprechen, Kommunizieren zu verstehen sei, und danach richtet sich schließlich auch, wie jeweils der Zusammenhang zwischen Kognition und Sprache, zwischen Sprache und Bewusstsein ausfällt. Die Bezeichnung "Inneres Sprechen" hat den Vorteil - im Unterschied zu Inneres Gespräch, Innerer Monolog, Innerer Dialog etc. -, dass mit ihr noch nicht festgelegt ist, dass "Inneres Sprechen" gesprächsartig, monologartig bzw. dialogartig verlaufe.

Häufig findet man in älteren psychologischen Arbeiten die "Verkennung der Selbstanrede als Symptom des Egozentrismus" (zu diesem Problem vgl. List 1981, 201). Die jeweils spezifischen Ausprägungen des Inneren Sprechens, die jeweiligen Rollen, Selbstbeobachtungen, Stimmen sind indessen immer auch durch individuelle Sozialisation beeinflusst, sie behalten also so gesehen auch in psychischen Systemen eine prinzipiell soziale Qualität. Daher werden mit "Selbstbeschreibung" bzw. "Innerem Sprechen" hier auch keinesfalls vorrangig oder ausschließlich jene Selbst-Verhaltensweisen verbunden, die man herkömmlicherweise mit "Meditation", "Selbstversenkung", "Ich-Kontemplation" oder esoterischer "Introspektion" bezeichnet und die mittlerweile als Neue Subjektivität, Neuer Irrationalismus, narzistischer Innerlichkeitskult oder Biologismus, jedenfalls als forciertes Rückzug auf das eigene Ich favorisiert oder attackiert werden.

Erste Überlegungen zum Inneren Sprechen gehen zurück auf Plato: "FREMDER: Also Denken und Rede sind dasselbe, nur dass das innere Gespräch der Seele mit sich selbst, was ohne Stimme vor sich geht, Denken genannt worden ist. THEAITETOS: Richtig." (Zitiert nach 1974, 212) Im Behaviourismus von John B. Watson bis hin zu Kainz (1965, 149) wird Denken und Inneres Sprechen gleichgesetzt. Noch 1976 lässt sich in dem von Wilhelm Arnold et al. herausgegebenen "Lexikon der Psychologie" lesen: "Denken heißt schweigend zu sich selbst sprechen." (Sp. 421) Doch als eines der wenigen sicheren Forschungsergebnisse über das Innere

Sprechen kann mittlerweile gelten, dass Denken nicht als internalisiertes Sprechen zu fassen ist. (Vgl. Herriot 1974, 183)

Obwohl Wygotski in seinen nach wie vor bedeutsamen Überlegungen zum Inneren Sprechen den kategorialen Unterschied zwischen äußerem und innerem Sprechen immer wieder betont, berücksichtigt er dennoch keine vor- und außersprachlichen Anteile. Wygotski bezog sich trotz der (übrigens sehr unscharfen) Erklärung - "Das innere Sprechen ist genau genommen eine fast wortlose Sprache" (1972, 342) - auf das laute Denken, das offene, nicht partnerbezogene Artikulieren, auf das hörbare Selbstgespräch von Kindern und nahm dies als gleichsam vollständige Repräsentation des Inneren Sprechens selbst. Ähnlich wie Wygotski hält auch Luria die lauten Selbstgespräche bei Kindern schon für Repräsentanten der gesamten inneren Selbstbeschreibung.<sup>29</sup> Skepsis ist auch angebracht gegenüber der von Wygotski unternommenen Unterscheidung zwischen dialogischen und monologischen Formen der inneren Sprache. Inneres Sprechen muss demgegenüber aber in hohem Maße gerade dadurch charakterisiert werden, dass eine Zuordnung nach "Dialog" bzw. "Monolog" eben nicht vorgenommen werden kann; zwar stellt Selbstbeschreibung einen Austausch zwischen Ebenen und Rollen dar, und so gesehen hätte Selbstbeschreibung zwar Dialogstruktur, andererseits weist das Innere Sprechen aber gerade nicht die Strukturen des äußeren Dialogs auf. Das bedeutet gleichermaßen, dass es innerhalb eines weitreichenden Selbstbeschreibungs-Konzepts auch keinen Monolog (jedenfalls nicht im strengen Sinne) geben kann; die Einteilung in Ebenen, Rollen (wenn auch nicht in Instanzen und klar gegliederte Positionen) impliziert, mit freilich wechselnden Anteilen, immer auch aktivere und weniger aktive Rollen, verschiedene Selbstbeobachtungs-Ebenen; streng genommen könnte ein "Monologisierender" überhaupt nicht "mit sich selbst" sprechen. Auch bei der Überlegung - wie wirkt äußeres Sprechen, insbesondere laute verbale Selbstinstruktion zurück auf innere Vorgänge und schließlich auf die Kontrolle und Steuerung des Verhaltens? - auch bei dieser Überlegung ist eine kategoriale Differenz zwischen Beobachtungsebenen zu berücksichtigen; aufgrund der Verhaltensänderungen, die nach einem Selbstinstruktions-Training zu beobachten waren, ist bisweilen der falsche Eindruck entstanden, als würde die übrige Verhaltenssteuerung und Verhaltenskontrolle genau analog funktionieren; Luria und andere sowjetische Forscher konnten zwar zeigen, dass verbale Selbstinstruktionen bestimmte organische Defekte im Nervensystem und bestimmte affektive

Störungen kompensieren können (vgl. Hartig 1972, 116), jedoch könnten Lurias Angaben (zum Teil jedenfalls) durchaus auf einer Verwechslung von Ursache und Wirkung beruhen: Verbale Selbstinstruktionen könnten sekundär dem Verhalten folgen, es also begleiten, nicht aber das Verhalten verursachen. Deshalb sind auch gute Voraussagen - gewonnen etwa durch die Methode des sog. "Lauten Denkens" (Deffner 1984) z.B. über Leistungsangst, Infarktgefährdung oder sogar über Delinquenz (vgl. Trautner 1979; Schlottke 1981) keine zwingenden Beweise für eine herausragende, ursächlich verhaltenssteuernde Kraft innerer Sprachprozesse. Die sowjetischen Psycholinguisten (Wygotski, Luria Leontjew, Sokolov) generalisieren und verabsolutieren verhaltenssteuernde Sprachprozesse.<sup>30</sup> Nachgewiesen scheint indessen nicht nur eine fördernde Wirkung beim Problemlösen, sondern auch eine hemmende Wirkung von Sprache; die hemmende Wirkung von Sprache wurde lediglich seltener untersucht (vgl. List 1981, 191); Selbstverbalisierungen können im Leistungsverhalten von älteren Kindern (und auch von Erwachsenen) durchaus hemmend wirken. (Jarvis 1968; Miller, Shelton und Flavell 1970) - Wenn Selbstinstruktions-Trainings und kognitive Verhaltenstherapien gelegentlich nur mäßige Erfolge zeigen ("Ich sage mir schon das Richtige zu mir selbst, aber es tut sich trotzdem nichts!"), dann könnte das immerhin auch daran liegen, dass verbale Instruktionen in diesem Fall die relevanten Mechanismen des Verhaltens eben nicht oder jedenfalls nicht direkt und nur unvollständig erfassen. Man muss eine erhebliche Restdifferenz zwischen Verhalten und innerer verbaler Selbstinstruktion etablieren; die bislang angenommene verhaltens-determinierende Steuerfunktion des Inneren Sprechens ist erheblich einzuschränken; und nur mit einer solchen Restdifferenz kann man die Widersprüche zwischen der jeweiligen Selbstinstruktion und dem Verhalten erklären.

Folgt man den Überlegungen Jerome L. Singer, dann brauchen die permanenten inneren Prozesse kognitiver Art ohnehin nicht direkt auf das vorherrschende, "außen" beobachtbare Verhalten bezogen zu sein: "Ich möchte die Behauptung aufstellen, dass die meisten Leute, wenn sie während der Ausführung der gewöhnlichen alltäglichen Routineaufgaben, in periodischen Abständen, nach 'stimulus-unabhängigen Gedanken' gefragt würden, eine große Menge an derartigen Aktivitäten nennen könnten. Wahrscheinlich wären die Ergebnisse vergleichbar mit denjenigen der Untersuchungen des Nachtraums in den Laboratorien, wo praktisch jede untersuchte Versuchsperson beim Aufwecken große Mengen an Material

produziert - trotz der Tatsache, dass viele Leute behaupten, sie träumten überhaupt nicht oder sie könnten sich an keinerlei Träume erinnern." (1978, 217) - Aaron T. Beck (1978) konzipierte innerhalb des Inneren Sprechens einen Anteil gleichsam "automatischer Gedanken", aber weder Beck noch andere Forscher mit ähnlichen Überlegungen haben erläutert, woher "automatische Gedanken" kommen bzw. was bestimmte Gedanken "automatisch" macht; kognitiv orientierten Psychologen genügt es offenbar im allgemeinen, die Interventionsmöglichkeiten, die Bedingungen zu kennen, unter denen Kognitionen beeinflussbar erscheinen; Übereinstimmung herrscht lediglich, dass eine Verhaltens- oder Handlungskrise die jeweiligen kognitiven Prozesse "entautomatisiert". (Vgl. Meichenbaum 1979, 209) Beim Lesen z.B. hat zwar der geübte Leser im Fall der üblichen Lektüre selbstverständlich aufgehört, sich die Einzelschritte seiner Lesetätigkeit gleichsam laut vorzusagen - und allenfalls so gesehen verläuft Lesen "automatisch" -, aber dieser geübte Leser hat ja deshalb nicht auch schon gänzlich aufgehört, sich überhaupt in bestimmter Weise zu instruieren.

Zwar wird in der kognitiven Psychologie gelegentlich zugestanden, dass die Fähigkeit eines Menschen, Auskünfte über seine inneren Vorgänge und besonders über seine Selbstbeschreibungen zu geben, äußerst begrenzt ist; dieses Zugeständnis bleibt aber zumeist pauschal und vor allem folgenlos, obwohl sich ja gerade auch in den empirischen Untersuchungen dieser Psychologie-Richtung gezeigt hat, dass selbst noch die Bereitschaft zum Bericht über innere Vorgänge jeweils stark davon bestimmt wird, ob die betreffende Person überhaupt anerkennt, dass sie so etwas wie Inneres Sprechen betreibt und dass es sinnvoll wäre, dieses zu beachten und davon zu berichten.<sup>31</sup> - In Anlehnung an Wild (1980) lässt sich der Unterschied zwischen innerer Sprache und äußerer Sprache behelfsmäßig etwa wie folgt beschreiben: Inneres Sprechen ist maximal zusammengedrängt, außerordentlich verkürzt, reich an Elipsen und Sprüngen, fast ausschließlich prädikativ (da der Selbstbeobachter das Subjekt ja nicht mehr zu nennen braucht); Wörter fungieren beim Inneren Sprechen als dicht zusammengedrückte Sinnkonzentrate; die äußere Sprache hingegen, vor allem aber die schriftliche Sprache ist maximal entfaltet, auf weitreichende Verständlichkeit hin angelegt; sie erscheint vergleichsweise höchst organisiert nach kommunikativen Regeln. Inneres Sprechen erscheint, jedenfalls im imaginierten Vergleich zu äußerer Sprache, stärker simultan; abgesehen vom Vorteil "Text" hat die äußere

Sprache gegenüber dem Inneren Sprechen den Nachteil, dass sie unvermeidlich sukzessiv zu verfahren hat. Im wesentlichen aus dieser Diskrepanz heraus erklären sich die Schwierigkeiten, komplexe Vorstellungen und Gedankengefüge, die in der Selbstbeschreibung gleichermaßen präsent zu sein scheinen, nun auch zu Gehör oder zu Papier zu bringen. Der Weg von der jeweiligen Selbstbeschreibung zum Text ist nicht simpel modellierbar; es finden bedeutsame Umsetzungsprozesse statt, wenn Gefühle, Gedanken, Tagträume, Selbsterfahrungen zum Text transformiert werden.

Selbstbeobachter können ihrem "tatsächlichen" Inneren Sprechen nicht zuhören, ohne sich von ihm zu entfernen, es geradezu "verstummen" zu lassen. Mit der Artikulation oder der schriftlichen Fixierung wechselt die Erfahrungsebene; schriftlich präsentierte "Introspektion" ist mit einem Wechsel der Beobachtungsebenen gleichzusetzen; in jedem Fall kommen nun Stellvertreter ins Spiel, in jedem Fall wird mit "Erfindungen" gearbeitet. Unbestreitbar ist allerdings, dass solche "Erfindungen" zugleich die denkbar zuverlässigsten Materialien darstellen können zum Aufbau der Information bei sich selbst, über sich selbst oder als Material für andere Beobachter. Stets aber verfügt der Selbstbeobachter über diese Mechanismen des grundsätzlich hypothetischen Berichtens gleichsam "aktiv", wenn auch nicht in jedem Fall voll "bewusst".

In den Selbstäußerungen wird grundsätzlich entschieden weniger oder entschieden mehr berichtet, als man tatsächlich wissen kann. (Vgl. Nisbett und Wilson 1977) Inneres Sprechen ist außen nicht dokumentierbar; ein Inneres Sprechen, das man hören oder lesen kann, ist eine behelfsmäßige Vorstellung vom Inneren Sprechen, aber nicht dessen Dokumentation und allenfalls sehr eingeschränkt dessen Repräsentation. "Lautes Denken" (Deffner 1984) ist gerade nicht lautgemachtes Denken, ist gerade kein "Zitat" des Denkens, und "Stimulated Recall" ist weniger ein "Rückruf" als vielmehr eine "Prognose" über das, was stellvertretend für den vergangenen, unerreichbaren inneren Vorgang gegenwärtig akzeptiert werden soll. - Die Differenz von Traum und Traumerzählung lässt sich als Beispiel, als Analogie anführen: Der Traum ist bekanntlich keinesfalls gleichzusetzen mit der Erzählung des Traums. Der Traum liegt im Selbstsystem ja nie als fixierter Text vor, und läge er als Text vor, dann wäre es kein Traum mehr; mit der äußeren Erzählung vom Traum hat der Traum seine Erscheinungsweise grundlegend gewechselt, die

ursprünglich darin besteht, gerade noch nicht ein fixierter bzw. fixierbarer Text zu sein. Traumerzählungen sind eine Annäherung an den Traum, sie sind eine Imagination des Traumes; erzählte Träume sind so gesehen immer "artifizielle" Texte. Zwar sind diese Texte nicht beliebig (man wird nicht irgend etwas erzählen können), aber auch nicht notwendig: Varianten sind grundsätzlich möglich. Wir wissen, wenn wir einen Traum erzählen, dass es zwar so ähnlich war, aber eben auch ganz anders: Wir erfinden einen eher schlecht als recht passenden Stellvertreter, der den Traum von innen nun außen ins Einfache verzerrt. Und was dann schließlich der Traumdeuter hört, beobachtet oder mitfühlt, ist bestenfalls eine jeweils zweckmäßige Unterstellung über das, was beim Träumer vorgegangen sein könnte. (Die psychoanalytische Unterscheidung zwischen manifestem und latentem Trauminhalt ist erkenntnistheoretisch durchaus korrekt; zu kritisieren bleibt freilich, wie diese Differenz in der Psychoanalyse inhaltlich aufgeladen wird.) Niels Birbaumer hat in seiner physiologischen Psychologie (1975) gezeigt, dass die wissenschaftliche Einschätzung des Traumes von einer Vielzahl äußerst unreliabler Messdaten abhängt: Welche Detailliertheit des Traumberichts jeweils gewünscht wird; in welcher psychologischen Beschreibungssprache von dem Traum berichtet werden soll; "die Geschwindigkeit und Methode des Weckens hat einen starken Einfluß auf den Traumbericht. Langsames Wecken fördert zum Beispiel eher abstrakte Berichte ('Denken'), während schnelles Wecken durch laute Reize sensorische Inhalte begünstigt." (1975, 103) Träume sind durch den Träumer oder andere Personen beeinflussbar; so gesehen stellen sie keine "autonomen" Prozesse dar; Träume lassen sich vom Träumer gestalten und variieren. (Vgl. Faraday 1984). - Zwar nicht identische, aber prinzipiell vergleichbare skeptische Überlegungen haben für die wissenschaftliche Operationalisierung der Selbstbeobachtung, der Selbstbeschreibung und des Inneren Sprechens zu gelten.

"Halluzinatorik" kommt allein dadurch ins Spiel, dass überhaupt erzählt wird, dass suggeriert wird, ein Ereignis (der Innenwelt oder auch der Außenwelt) ließe sich nachträglich durch eine Erzählung repräsentieren. Diese "Täuschung" mag erfolgreich und akzeptabel sein, aber bei der genaueren Einschätzung von Selbstbeschreibungen wird man grundsätzlich kaum außer Acht lassen können, dass jedes Erzählen einer Lebenserfahrung mit Verlangsamungen, Auslassungen, Beschleunigungen, linearen Reihenfolgen, vor allem aber mit Worten operiert, die im gelebten Ereignis überhaupt nicht vorgekommen sind. Natürlich ist der zweite

Mechanismus, der das beobachtete Phänomen nun gleichsam ein Zweites mal erzeugt, nicht ohne jeden Kontakt zu dem, was man als ursprünglichen Wahrnehmungs-Mechanismus unterstellen kann.

Schriftlich fixierte, äußere Stellvertreter-Texte des Inneren Sprechens werden außerhalb des Handlungssystems "Literatur" kaum angeboten; die vor allem bei den kognitiven Psychotherapien verwendeten Texte, in denen der Klient Teile seines Inneren Sprechens zu notieren versucht, werden im allgemeinen nicht publiziert.

Es gibt in der Sprach- und Literaturwissenschaft (bzw. in der Literaturkritik; siehe Peter Härtling im folgenden) nur sehr wenige Ansätze, den Prozess des Verstehens von Texten mit dem "Inneren Sprechen" verbinden. Einige Beispiele sollen hier kurz vorgestellt werden: "Die echte innere Sprache ist am Lesen nicht nur beteiligt, sondern dessen unentbehrliche Voraussetzung, da es ohne sie kein verständnisvolles Lesen gibt." (Kainz 1965, 154) Monika Dimpfl schreibt: "Komplexe Vorstellungen, Empfindungen, Gedanken werden vom Autor aus der inneren Sprache auf eine Weise in die äußere schriftliche Sprache übersetzt, die dem Rezipienten den Nachvollzug des fremden inneren Vorgangs ermöglicht und ihn dadurch auch zu einer Verbalisierung eigener innerer Vorgänge anregt. Der Schriftsteller fasst den inneren Dialog mit sich selbst in die Symbole der äußeren Sprache, um ihn damit anderen zugänglich zu machen." (1981, 74) Peter Härtling schreibt in seiner Rezension von Helga Schütz' autobiografischem Roman "Erziehung zum Chor-Gesang" (1981): "Wer liest, hört zugleich. Im Leser wird eine Stimme laut, und es fragt sich, ob es die seine ist. Aber wessen Stimme sonst? Wie könnte die eigene zu einer anderen werden? Könnte es nicht doch eine dritte Stimme sein, in der sich Stimmklang und Redeweise des Lesenden mit Tonfall und Sprachrhythmus des Buchs verbünden? Wahrscheinlich liegt darin auch die Kraft der lesenden Identifikation: man geht auf die andere Stimme ein und hat sie sich schließlich eingeredet. (...) Julia verfolgt mich geradezu mit ihrer Stimme." ("Die Zeit" vom 17.4.1981; "Julia" ist der Name der Selbstprotagonistin bei Helga Schütz)

Die Überlegungen von Hans Dieter Zimmermann zum "inneren und äußeren Sprechen" (1977, 45ff.) sind orientiert an den Arbeiten von Wygotsky, Piaget und G.H. Mead; ein umfassendes und weitreichendes Konzept stellen sie nicht dar; weder werden vor- und außersprachliche

Anteile des sog. "Inneren Sprechens" berücksichtigt, noch erscheint "Inneres Sprechen" als Modell-Prozess aller Welterfahrung. Immerhin konzipiert Zimmermann das Innere Sprechen als Raum des "Probierhandelns" im Umgang mit Literatur. Einen ähnlichen Ansatz hat Dieter Wellershoff schon zuvor (1969) entwickelt. Sowohl die Überlegungen von Wellershoff als auch die von Zimmermann ergeben sich aus dem Versuch, den Umgang mit Literatur gesellschaftlich zu legitimieren - so als diene der Umgang mit Literatur der Vorbereitung eines unmittelbar daran anschließenden Handelns, das dann gleichsam ohne Text erfolgen würde. Wellershoff bezieht sich auf Wygotsky und versucht, von der Situation des zu sich selbst sprechenden Kindes, dessen Handeln auf Schwierigkeiten stößt, ausgehend ein Konzept des "Probierhandelns" im Schreiben und Lesen zu entwickeln. (Zum Problem "Lesen und Inneres Sprechen" vgl. auch noch Neumann 1982) Als Erzähltechnik spielt "Inneres Sprechen" selbstverständlich seit langem eine große Rolle: Innerer Monolog, Erlebte Rede, monologue interieur, interior monologue, Bewusstseinsstrom, stream of consciousness etc. (vgl. zusammenfassend W.G. Müller 1987; siehe dazu den Abschnitt 3.4.)

## **2.11 Halluzinatorische Verwechselbarkeit von Kunst und Wirklichkeit**

Die Bedeutsamkeit von Kunst und Literatur liegt darin, dass es kreative Konstruktion in unserem gesamten Leben gibt (Raymond Williams hat dies, wie anfangs gezeigt, eindringlich betont). Auch außerhalb von Kunst und Literatur bringt man - vor allem auch mit Sprache - eine Wirklichkeit hervor, die ontologisch ebenso "grundlos" bzw. ebenso "gerechtfertigt" ist wie die Wirklichkeit von Kunst und Literatur; die Unterschiede sind vor allem usuell: Alltags-Wirklichkeit ist die aufgrund individueller Sozialisation stärker vorherrschende, stärker "ratifizierte" Wirklichkeits-Konstruktion.

Bei vielen herkömmlichen Gegensetzungen von Kunst und Wirklichkeit (etwa in der Tradition von Adornos "Ästhetischer Theorie") geht es ja nicht um eine nur thematische Gegensetzung der Art, dass vorzugsweise die Kunst das lediglich komplementär nachtrage, was in den vorherr-



schenden Wirklichkeits-Konstruktionen gerade kein Thema sei oder sein dürfe; bei Adorno wird darüber hinaus noch beansprucht, Kunst sei als "Ideologiekritik" auch strikt entgegengesetzt den Eigenschaften von Ideologie ("Unwahrheit, falsches Bewusstsein, Lüge" 1971, 77) - so als könne Kunst auch noch jede allgemein berechnete und verbreitete erkenntnistheoretische Skepsis in ihrer Praxis widerlegen und mindestens in einzelnen Momenten "Wahrheit" und "richtiges Bewusstsein" aufblitzen lassen.<sup>32</sup> Bubner verweist auf Zusammenhänge von Kritischer Theorie und Hermeneutik und moniert deren "(...) Konvergenz in Sachen einer Instrumentalisierung der Kunst für die problematisch gewordene Wahrheitsfrage." (1986, 98). Auch für Bubner steht die Kunst "(...) keineswegs mehr antithetisch der Wirklichkeit gegenüber." (Ebd.) Auch Luhmanns "Autonomie"-Konzept von Kunst weicht von Adornos Position ab: "Gegen Adorno gewendet, geht es dabei nicht um 'Verselbständigung der Gesellschaft gegenüber', sondern um Verselbständigung in der Gesellschaft; und wir sehen die Gesellschaftlichkeit der Kunst auch nicht in einer Negativität, in einer 'Gegenposition zur Gesellschaft', sondern darin, dass die Freisetzung für eine spezifische Funktion nur als Vollzug von Gesellschaft möglich ist. Entsprechend ist die in der Neuzeit erreichte Autonomie der Kunst auch nicht etwas, was der Abhängigkeit von Gesellschaft widerstreitet; nichts, was die Kunst in ein hoffnungsloses Abseits treibt. Im Gegenteil: die Kunst teilt das Schicksal der modernen Gesellschaft gerade dadurch, dass sie als autonom gewordenen System zurechtzukommen sucht." (Luhmann 1984b, 52)

Herkömmliche Trennungen von Wirklichkeit und Kunst setzten also voraus, dass man zumindest die eine Unterscheidungsgröße, die Wirklichkeit, durch "Reflexion", durch "Negation" einigermaßen "einfach" fassen könnte; das aber wird schon in der noch relativ optimistischen "Realismus-Debatte" der 30er Jahre bestritten. Antagonistische Konzepte implizieren also einen über die thematische Opposition hinausgehenden grandiosen qualitativen Sprung, dessen Resultat dann als gleichsam weniger "unwahr", als "richtiger" oder "besser" erscheint (Adornos Ästhetik ist ja durchaus "moralisch", "pädagogisch"); Kunst wird dabei, wenn auch oppositionell, an (erkennbarer) Wirklichkeit "gemessen". Und in der Nachfolge der Freud'schen Gegensatzung, der "Abwehr" lauten die Texte und Thesen: "Der unmittelbare, unterste Weltzusammenhang der Kunstwerke ist *Abwehr* der Realität, eine immer neu bewirkte, immer neu notwendige Kontradiktion - anders wären auch, neben der Kraft, die Leiden

der Durchsetzung nicht begreifbar, der Lebensschwund und Lebensverzicht. Was später wirkt wie ein 'Menschheitsgeschenk', wie die unbegreiflichste aller Selbstlosigkeiten, ist doch - und auch da wäre denn, um der wahrhaft humanen Erkenntnis der Kreativität näher zu kommen, aller idealistischen Auffassung abzusagen - selbst-notwendig im buchstäblich egozentrischen Sinn. Die Kunstwerke sind Gegen-Welten, Entwürfe des Anderen, Besseren ('Schöpfungskonkurrenzen' habe ich in anderem Zusammenhang früher einmal gesagt), und ihre Basismotivation ist die erlebte Unerträglichkeit dessen, auf das sie reagieren und dem ihre Gegensetzung gilt." (Hans Wollschläger 1978, 123) Einverstanden könnte man sein mit "Schöpfungskonkurrenz" und anti-idealistischer "Egozentrik", nicht aber mit "Abwehr der Realität", nicht mit ihrem grandiosen Gestus, vor allem nicht mit "Lebensschwund" und "Lebensverzicht". Und wie lauten die kulturkonservativen Klagen über den Verlust der Gegensetzung, der Negativität, der Enträtselung? In Essays und Feuilletons wird die "Indifferenz eines pluralistischen Marktes" konstatiert, dem der Unterschied zwischen "Dante und Donald Duck Jacke wie Hose" sei; die Autorität solcher Unterschiede sei gar nicht mehr angefochten, sie erweise sich "schlicht als überflüssig"; in einer "multikulturellen Gesellschaft", in der zumindest dem Anschein nach alles erlaubt sei, drohe die "Opposition von Kunst und Wirklichkeit" verloren zu gehen; spektakulär sei nicht mehr das verweigerte Einverständnis in ein gesellschaftliche Gegenwart, sondern spektakulär sei jetzt die mit einem nie zuvor beobachteten Geldaufwand betriebene Integration der Kunst, ihr Absturz in eine "postmoderne Kultursociety". Keinem Text gelinge es noch, "anstößig" zu sein; nichts sei unvorstellbarer als eine Underground-Kultur, wenn die Korruption als "objektiv und umfassend" zu gelten habe. Niemand scheine in der Boutiquen-Bourgeoisie besser aufgehoben als Abseitigen, als die Provokateure und Ketzer. Im Fall von Film-Bildern käme die neue, aufregende und anstößige Ästhetik nicht aus den alten Genres, sondern aus den Werbespots. - Der kritische Impetus solcher Darstellungen soll hier nicht rundweg bestritten werden, problematisch ist hauptsächlich der implizite Optimismus auf eine klare Differenz von Kunst und Wirklichkeit.

Halluzinatorische Verwechselbarkeit von Kunst und Wirklichkeit meint nicht absolute Un-Unterscheidbarkeit, aber im vorliegenden Argumentations-Zusammenhang lassen sich nur noch schwerlich Gründe finden, um das "Ästhetische" als "unverwechselbar", "einmalig", "erhaben" etc.

zu verstehen. Kunst und Literatur auf der einen und übrige Wirklichkeit auf der anderen Seite sind auch für das psychische System differente kognitive und emotionale Handlungsbereiche, aber sie sind dies mit gleichsam offenen Grenzen zum Gesamtbereich aller Kognitionen und Emotionen; Kunst und Literatur sind gerade nicht autonom in der jeweiligen kognitiven und emotionalen Welt der wahrnehmenden Individuen, und ihre Unterschiedenheit ist nur so stabil, wie die Konventionen stabil sind, aufgrund derer ihnen Unterschiedenheit zugestanden wird. Als soziales System mit den Handlungsrollen der Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung ist der Kunst- und Literaturbereich zwar seit dem 18. Jahrhundert zu einem gleichsam "autonomen" sozialen System geworden (vgl. Schmidt 1989), aber bezogen auf ihre in der Produktion und Rezeption konstruierten Inhalte betreffen Kunst und Literatur bestimmte Spektren im Kontinuum allgemeiner Kognition und Emotion - anderenfalls müsste man "im Kopf" ein zweites, vom ersten unabhängiges psychisches System konzipieren, was offenkundig wenig Sinn machen würde. In der "ästhetischen Erfahrung" (falls man so etwas überhaupt noch strikt voraussetzen will) kommen - wie in jeder Erfahrung - alle Möglichkeiten zur Anwendung, über die das jeweilige psychische System verfügt; "ästhetische Erfahrung" löst - wie jede Erfahrung - Vergleichsprozesse aus, aber die Vergleichsgröße ist die jeweilige gesamte übrige Erfahrungspraxis im Leben einzelner Individuen. (Vgl. auch Bubner 1986, bes. S. 106f.) Auch bei Arbeiten, in denen konstruktivistische Grundannahmen mindestens implizit eine Rolle spielen, wird der alte Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit gelegentlich noch hochgehalten: "im Handeln mit Literatur (sei) die Einbildungskraft nicht akzidentiell, sondern essentiell"; Literatur befriedige ein Bedürfnis, das durch "keine anderen Handlungen sonst" ersetzt werden könne; es müsse "ein Vermögen zur Geltung kommen, auf das sonst zu verzichten wäre"; die beständige Anwendung der durch Literatur gegebenen Handlungsmuster erkläre im Prozess gesellschaftlicher Selektion "die Besonderheit des literarischen Handelns." (Viehoff 1987, 10)

Zwar halten die übrigen Medien den Einfluss irritierender Kunst und Literatur in Grenzen, aber ihre Wirkungsweise ist grundsätzlich gerade keine andere als die von Kunst und Literatur. Ein Zeitungsartikel oder eine Fernsehreportage über Grausamkeiten und Kriegsfolgen oder etwa auch über die moderne staatliche Praxis der Todesstrafe kann eine ebenso starke oder eine stärkere individuelle Dynamik auslösen als die Produkti-

on und Rezeption von "aufregender" Literatur. Ähnliches würde gelten für bewegende Berichte über Geburt, Krankheit und Tod, über ungewöhnliche Handlungen im Spektrum von Liebe und Hass. John Dewey (1934) und Jan Mukorovsky (seit 1936) dürften die ersten gewesen sein, die intensiv auf die ästhetische Erfahrungs-Möglichkeit außerhalb von Kunst und Literatur hingewiesen haben. (Vgl. dazu auch Jauß 1982, 191ff.) Die Wirkungen mögen schließlich sogar qualitativ deutlich unterscheidbar sein, zunächst aber gibt es keine überzeugenden Belege dafür, dass sich die Produktion und Rezeption "ästhetischer Gegenstände" in grundlegend anderer Weise vollzieht, ein "anderes Gehirn" aktiviert als die sog. Wirklichkeits-Wahrnehmung. Auch die zur Beschreibung der Literaturproduktion oft bemühten Vergleiche mit Traum und Tagtraum wären in einen solchen Kontext zu stellen, in dem sie nun eher "profan" als "exklusiv", "inkomensurabel" und "erhaben" erscheinen.

Niemand wird gewisse "Besonderheiten" bestreiten wollen; zweifelhaft ist aber ihre emphatische Dimension; in konstruktivistischer Sicht macht es wenig Sinn, eine Art exklusiver Spezialwahrnehmung von Literatur reklamieren zu wollen. Nur eine (freilich gänzlich undenkbare) Abwesenheit von Sprachverwendung außerhalb von Literatur könnte ihr eine exklusive Funktion einräumen. Nicht nur in der Literatur gibt es bislang eine Praxis, die Verbindlichkeit der jeweils herrschenden Wirklichkeits-Modelle zu lockern oder ganz in Frage zu stellen; nicht nur in der Literatur können die verschiedenen Wirklichkeits-Modelle als "gleichwertig" präsentiert werden; nicht nur in der Literatur wird deutlich, dass die Regeln der Wirklichkeits-Konstruktion disponibel sind.

Die problematische strikte Trennung zwischen Halluzinatorik in der Kunst bzw. in der Alltagswirklichkeit geht zurück auf meist stillschweigend hervorgebrachte und aufrechterhaltene Konventionen, bei denen die Halluzinatorik in dem einen Fall, im Fall der Kunst, (zur Not) ertragen wird, im anderen Fall aber darauf insistiert wird, dass die Welt im eigenen Kopf doch so erscheine, "wie sie ist". Einzelne Beobachter nehmen indessen nur systemintern entsprechende Unterscheidungen zwischen jeweiliger Kunst und jeweiliger Wirklichkeit vor, obwohl gleichzeitig ein anderer Beobachter (oder unter Umständen sogar der gleiche Beobachter in anderen Situationen) diese Unterscheidung aus einer anderen Perspektive als "zweifelhaft" beschreiben könnte. Das, was jeweils als Kunst und Literatur gilt, ist im wesentlichen Resultat einer individuell und individu-

ell-sozialisierten Unterscheidung, nicht aber Resultat einer substantiellen Differenz zwischen Kunst und Wirklichkeit. - Die graduellen Unterschiede fallen, je nach Situation, natürlich erheblich ins Gewicht: die Konstruktivität, die Halluzinatorik der Wahrnehmungsangebote von Kunst und Literatur sind leichter erkennbar, zumal wenn im gleichen Zuge auch die Herstellungsweise, also die Mechanik, die Methode und das Material der jeweiligen Produktion mit vorgezeigt werden; das allein macht Kunst und Literatur attraktiver, intensiver, irritierender als die gewöhnliche Alltagserfahrung. Erhebliche graduelle Unterschiede zwischen Kunst und Wirklichkeit bleiben selbstverständlich sichtbar, jedoch finden andauernd Grenzirritationen, Anstöße, Anregungen und halluzinatorische Verwechslungen statt; nur innerhalb dieser hypothetisch erwogenen Verwechslungen kann nun der, wie Heißenbüttel es einmal formuliert hat, aus der Literatur "(...) Rückblickende plötzlich mit dem Verdacht erfüllt (werden), das zurückgelassene Bild der Tagesrealität sei selber nichts als eine Halluzination." (1966, 204) Die "Scheinwelt" von Kunst und Literatur kann leichter als "Scheinwelt" wahrgenommen werden; die Entstehungsbedingungen von außerliterarischer Wirklichkeit hingegen sind meist verdeckt oder sollen (nach unseren eigenen Wünschen) geradezu verschleiert werden; es scheint eine Notwendigkeit oder Unvermeidlichkeit zu geben, Alltags-Wirklichkeit als "real" zu simulieren und "Intersubjektivität" in nahezu allen Lebensbereichen voraussetzen zu wollen. Die komplementäre Ergänzung zum Wandel und zur Irritation ist der Wunsch, sich die (eigene) Welt "rund" und sozial stabil zu machen.

In ungewöhnlich starker Weise hat sich Peter Weiss um jene zwar immer nur partielle, aber auch weitreichende Konfundierung von Kunst und Wirklichkeit bemüht, die hier "halluzinatorisch" genannt wird. Dies wird gerade auch in den "Notizbüchern 1971-1980" (1981, 1982) zur "Ästhetik des Widerstands" deutlich: "Es ist als sei das künstlich Erzeugte zu meinem einzigen Leben geworden, alles was vorkommt, ist wahr für mich. Tatsächlich besitzt dies alles die gleiche Wahrheit wie die Erlebnisse der sogenannten Wirklichkeit." (2. Band, 827) "ich bin überall dort gewesen, wo ich mein Ich, im Buch, hinstelle, habe mit allen, die ich nenne, gesprochen, kenne alle Straßen u Räumlichkeiten - ich schildere mein eigenes Leben, ich kann nicht mehr trennen zw. Erfundenem u Authentischem - es ist alles authentisch (wie im Traum alles authentisch ist) - zu dem, was man mit sich schleppt an Erlebtem, denke ich mir noch Halluziniertes hinzu, das ist etwas schwieriger, als das gewöhnliche Wandern

durch den Tag (...)." (2. Band, 872f.) "(...) ich bin ein Schizophrener, halte mich seit mehr als 8 Jahren aufrecht mit diesem Roman-Leben." (2. Band, 872) "Da ich zu objektiv sicheren Resultaten doch nicht kommen konnte, schienen mir die Mechanismen des Traums am besten den Reaktionen auf die heutigen Zustände zu entsprechen" (2. Band, 674) Formallogisch könnte man natürlich einwenden, dass eine Konfundierung von Wirklichkeit und Halluzination weder überhaupt konstatierbar, noch beschreibbar wäre, hätte sie bereits "tatsächlich" und endgültig stattgefunden; wenn das Roman-Leben "tatsächlich" in jeder Hinsicht "die gleiche Wahrheit" wie "die Erlebnisse der sogenannten Wirklichkeit" besitzen würde, dann bestünde weder der Anlass noch die Möglichkeit, darauf hinzuweisen, dass das eine so "wahr" sei wie das andere. Es besteht indessen auch kein Anlass, Peter Weiss eine Art "Koketterie" zu unterstellen. Von größerer Bedeutung als das "unvollständige" Gelingen sind also Peter Weiss' umfassende Bemühungen, überhaupt an Konfundierungen zu denken und konkrete Grenzverschiebungen mindestens teilweise zu erproben.

Nicht nur für Kunst und Literatur ist die kritische Möglichkeit gegeben, vorherrschende Auffassungen von Traum und Wirklichkeit, von Innen und Außen, von Realität und Halluzination, von Subjekt und Objekt bis zur Unkenntlichkeit gegeneinander zu verschieben. Von der Religion bis hin zur Werbung dürfte es in allen Gesellschaften eine mächtige Herrschaft der "Fiktionen" unter dem Schein des "Authentischen" geben, und stets wäre nicht der meist ohnehin klare Unterschied zwischen "purer Fiktion" und "reiner Nicht-Fiktion" das Problem, sondern die schwer zu ermittelnden Grenzbereiche gleichsam im Mittelfeld des Spektrums: Kombinationen von "fiction" and "facts" (Wienold nennt sie "ficts"). "(...) nicht die Differenz, sondern die Indifferenz zwischen Fiktion und Realität ist das Datum, von dem heute ausgegangen werden muss." (Assmann 1989, 239) Es gibt indessen (soweit ich sehe) kaum Arbeiten, die diese halluzinatorische Verwechslungen außerhalb von Kunst und Literatur gegebenenfalls auch produktiv verstehen wollen, obwohl ja alle Beschreibungen und Bewertungen zumindest der fiktionalen Literatur stets mit der Chance rechnen, dass Fiktion in Wirklichkeit umschlägt, dass Träume und Ängste "real" werden (und dass Literatur in irgendeiner Weise an diesem Effekt beteiligt wäre; zur "Legitimität der Fiktion" anlässlich von Literatur vgl. Assmann 1980). Fiktionen erlauben nicht nur den Medienproduzenten, sondern gerade auch den Medienrezipienten ein

kreatives Handeln außerhalb der Dynamik der eigenen Sozialisation; "widerständig" ist damit streng genommen jede Fiktion. Dass auf späterer Ebene qualitative Unterschiede gemacht werden können und müssen, ist völlig unbestritten. - Wolfgang Hildesheimer rechtfertigte "The End of Fiction" (1975) mit der Harmlosigkeit literarischer Fiktionen angesichts der drohenden, gleichwohl in ihrem Schrecken nicht vollends auszudenkenden Welt- und Umwelt-Katastrophen; die "Real-Fiktion" verlangte mittlerweile weitaus mehr kreative bzw. gar nicht zu erbringende Denkanstrengung als die "Kunst-Fiktion" (falls man denn überhaupt solche grundsätzlichen Unterscheidungen und Vergleiche beibehalten möchte). Bei Peter Weiss liest man: "Wie sollten wir noch Romane schreiben, etwas erfinden, irgendetwas ausdenken können, wenn ringsum Ungeheuerliches im Entstehen begriffen ist, sich ständig entpuppt, schreckliche Gestalt annimmt, sich verwandelt, plötzlich auch wilde Hoffnungen weckt, diese dann durch überraschende Einbrüche wieder zerschlägt, wie könnten wir uns etwas Nicht-Authentischem hingeben, wenn das Authentische uns fortwährend mit phantastischer Kraft überwältigt" (Notizbuch 1. Band, 59)

Was macht die Alltagswirklichkeit, die sogenannte "wirkliche Wirklichkeit" zur "bevorzugten", "ausgezeichneten", "stabilen" Wirklichkeit? Ähnlich wie die "fiktive" Welt der Literatur in der jeweiligen Rezeption - vorübergehend - als wirklich erscheinen kann, so entscheiden die jeweiligen Möglichkeiten der Selbstbeschreibung auch darüber, dass die "reale" Welt - andauernd - als wirklich erscheint; die Unterscheidung zwischen Literatur-Erfahrungen und Alltagserfahrungen nimmt in einer Art von "Meta-Selbstbeschreibung" wiederum der jeweilige Beobachter vor - freilich nicht ohne Rücksicht auf individuell-sozialisierte und insofern "konventionell" vorgegebene Fiktions-Konventionen.

Für das Rezeptionsverhalten ist der Unterschied zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion, zwischen Kunst und Wirklichkeit ohnehin nicht von zentraler Bedeutung; es entsteht eher der Eindruck, dass an den herkömmlichen Theorien der Fiktion selbst etwas nicht stimmen könnte. (Vgl. Seiler 1983, 34) Auch für die Unterscheidung von Kunst und Wirklichkeit gilt: Wir beobachten als konkrete Differenz von Kunst und Wirklichkeit natürlich nur das, was wir unterscheiden können und unterscheiden wollen. Wir selber sind es, die in Folge unseres jeweiligen "Romans" zwar meist zweckmäßig (auch in zweckmäßiger Berücksichti-

gung anderer), aber auch immer einigermaßen "grundlos" (weil unüberprüfbar) darüber entscheiden, was als herrschendes Wirklichkeitsmodell zu gelten hat; die Unterschiede zwischen Kunst und Wirklichkeit oder zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion sind für niemanden "an der Sache ablesbar". Bereits Anderegg geht davon aus, "(...) dass Fiktion oder Fiktionalität sich weder als eine isoliert analysierbare Textstruktur noch als eine bestimmte Wirkungs- oder Erlebnisweise zuverlässig fassen lasse, dass sie sich vielmehr in der wechselseitigen Abhängigkeit von Text und Leser offenbare und als eine spezifische Weise des Kommunizierens zu begreifen sei." (1973, 7; problematisch ist inzwischen freilich das "Sender, Text und Empfänger"-Modell, das Anderegg zur Erklärung von Fiktion verwendet). Klarer formuliert Hejl: "Fiktionen sind Wahrnehmungen und Vorstellungen, die nicht durch andere Wahrnehmungen (Wahrnehmungen anderer Modalitäten oder/und Wahrnehmungen eines alter ego) gestützt werden und deren Bedeutungen keine festgelegte soziale Basis haben. (...) Fiktionalität wird hier nicht durch Spekulationen zu einer unsere Wahrnehmungsmöglichkeiten transzendierenden Wirklichkeit bestimmt. Die maßgeblichen Kriterien sind vielmehr einerseits der Bezug auf die Wahrnehmung lebender Systeme und andererseits der auf sozial erzeugte Wirklichkeitskonstrukte und ihnen zugeordnete Bedeutungen. Damit soll unterschieden werden zwischen a) der unvermeidlichen Konstruktivität unserer Wahrnehmungen und unseres Denkens und b) intentional erzeugten Konstrukten als instrumentell verwendeten Ordnungsentwürfen." (1990, 224) Es handelt sich ebenso wie bei der Frage nach der Literarität von Texten gerade nicht um eine ontologische Unterscheidung. Ob jemand die "Tatort"-Serie mit Schimanski (Götz George) für Fiktion, für Kasperle-Theater oder Nicht-Fiktion, für Polizei-Realität hält, hängt von den Kenntnissen und emotionalen Befürchtungen ab, die jemand hinsichtlich des "tatsächlichen" Verhaltens der deutschen Polizei hat, sowie von den Erwartungen, die jemand hinsichtlich des Verhaltens anderer zur gleichen Frage aufbaut. Zwar kann man davon ausgehen, dass auch "die anderen" grundlegende Momente der Fiktionskonvention hervorbringen (niemand verwechselt den Fernseh-Ehestreit mit dem eigenen Ehestreit), aber das eigentliche Problem besteht darin, inwieweit "die anderen" alle Differenzierungen, alle Verästelungen der Fiktionskonvention nachvollziehen. Zwar wissen schon Vorschulkinder, dass die im Fernsehen Erschossenen nicht wirklich "totgehen", aber das scheint dann auch schon alles zu sein, was nicht glaubhaft ist. Noch bis zum achten Lebensjahr akzeptieren Kinder die Frage: "Und was macht Schneewitt-



chen denn jetzt?" Das beruht unter Umständen weniger auf den faszinierenden kreativen Fähigkeiten der Kinder, sich auf Fiktionen einzulassen, sondern es ist wohl eher auf die kognitive Unfähigkeit zurückzuführen, umfassend und differenziert zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion zu unterscheiden. Bei der Rezeption der Erwachsenen irritieren zumindest die zahlreichen Anekdoten der Verwechslung, beginnend mit Orson Wells' "Wars of the World" (1938): Wie erklären wir die Ohrfeigen für Larry Hagman (den Darsteller des J.-R. Ewing) und die Flut von Babywäsche für Linda Gray (die Darstellerin der Sue Ellen)? Wer aber kann sich schon "dauerhaft" der Illusion entziehen, die "Lindenstraße" sei das eigene Mietshaus? Vielleicht "die anderen"?

Auch bei klassischen Texten ist die Fiktions-Konvention gerade nicht umfassend gewährleistet: Studenten der Literaturwissenschaft lesen Kafkas "Prozess" offenbar nicht ohne Gewinn als Reportage, so als spielten sich die Ereignisse nur einen Häuserblock entfernt "tatsächlich" ab - unter auffälliger Ausblendung aller anderen unterstellbaren Textmöglichkeiten, die solche Real-Imaginationen erschweren könnten. Indessen stört sich auch kein "Experte" an der "Lüge", an der Super-Fiktion, am Phantom des "allwissenden Erzählers", wenn sie oder er geneigt sind, ein Textangebot als "glaubhaft" herzustellen (und als Leser ohnehin auf einer grundsätzlich anderen Beobachtungsebene agieren müssen als der Erzähler).

„Über die spezifisch gesonderte Stellung hinaus bestimmt Kunst das Sehen überhaupt. Das Gedächtnis aller angeschauten Kunst belastet den Betrachter, wenn er ein einzelnes Bild ansieht oder einen Natureindruck aufnimmt. Die Kunst verwandelt das Gesamtsehen, der Künstler bestimmt die allgemeinen Gesichtsvorstellungen. (...) Zumal der Beschauende durch das Urteil für sich den Tatbestand bestimmend verwandelt und festlegt." (Carl Einstein: "Totalität", 1914)

"Die Möglichkeit, in der Geschichte ein Paradigma für die Gegenwart aufzustöbern, ist gering und einem habitierenden Trockenbewohner vorbehalten." (Walter Serner: Kunst und Gegenwart 1913)

## **2.12 Halluzinatorik, Sonder-Beobachtung, Wandel, Geschichte, Ziele**

Die grundsätzliche Konstruktivität des Erkennens, die auf psychische Systeme orientierten Konzepte von der nicht-reduzierbaren kognitiven und emotionalen "Welt im Kopf" implizieren Toleranz, Koexistenz und umfassende Anerkennung anderer abweichender Wirklichkeits-Konstruktionen. Keine Handlungsweise, keine Kultur ist grundlegend "besser" als eine andere (was freilich wiederum nicht ausschließt, dass auf nachfolgenden Ebenen auch Bewertungsunterschiede gemacht werden können); die Vorherrschaft bestimmter Handlungsweisen, bestimmter Kulturen (unter Zurückdrängung bestimmter anderer Möglichkeiten) ergibt sich nicht selten durch verschiedene Formen überlegener Machtausübung: Von der finanziellen bis zur polizeilichen, militärischen oder gar kriminellen Machtausübung. Die jeweils zurückgedrängten Handlungsweisen wären aber von vornherein nicht weniger viabel. Auch die Verbreitung von Technologie ergibt sich nicht aus irgendwelchen "System-" oder "Sachzwängen", auch nicht sogleich aus der "Eigendynamik" von Technologie, sondern "Sachzwänge" und "Eigendynamik" sind Folgerscheinungen, sind gleichsam das Herausschallen eines bestimmten kulturellen Hineinrufens. Technologie muss sich nicht ausbreiten (und tut es im übrigen auch nicht überall). Die Favorisierung von Technologie ist - ebenso wie ihre Duldung oder Ablehnung - auch ein kulturell beschreibbares, keinesfalls aber ein ausschließlich technologisches oder ökonomisches Phänomen.

Jedenfalls für psychische Systeme gibt es höchst unterschiedliche Wege zur Lösung alltäglicher oder ungewöhnlicher Lebensprobleme: Alle Verhaltensweisen, die nicht sogleich zu drastischer Verletzung oder zum Tod des jeweiligen Individuums führen, mögen sie aus einer jeweils anderen Perspektive noch so absurd oder verwerflich erscheinen, sind auf grund-

legender Ebene gleichermaßen möglich.<sup>33</sup> Jedes prinzipielle Beharren auf dem "Realismus" der einen oder der anderen Konstruktion wäre ideologisch. Somit wäre auch keine Wirklichkeits-Konstruktion zu rechtfertigen, die (Fremden-)Feindlichkeit, Negierung anderer oder Ausbeutung mit sich bringt.

Der jeweils gewählte grundlegende "Anfang" einer bestimmten Wirklichkeits-Konstruktion ist mindestens insofern auch "irrational", als genau diese bestimmte Wahl rational nicht vollständig übermittelt werden kann und sich allenfalls nachträglich rational begründen lässt. Die jeweils gewählten Prämissen und die jeweils gewählte Erkenntnis-Art werden "grundlos" akzeptiert: Es wird eine ethische Entscheidung getroffen, die einer persönlichen Lebenstheorie und einem persönlichen Lebensbedarf entspricht; die jeweilige "ethische" Entscheidung stammt aus dem individuellen (Er-)Leben und alle weiteren ethischen und sozialen Desiderate wären daraus abgeleitet.

Keine Wirklichkeitskonstruktion widerlegt die andere: die unterschiedlichen Handlungssysteme von Alltagswissen, wissenschaftlichem Wissen, Poesie und Essay können nebeneinander bestehen, sie können und sie werden sich auch gegenseitig in ihren jeweiligen Grenzen irritieren, aber "übergeordnet" oder "nachgeordnet" sind sie jeweils nur in kulturellen Kontexten, in denen die eine oder andere Handlungsweise favorisiert wird. Alltagswissen, wissenschaftliches Wissen, Essay und Poesie bearbeiten mehr oder weniger erfolgreich den jeweils unterschiedlichen Wirklichkeitsbereich, den sie selber - im Zuge dieser Bearbeitung - erst hervorbringen.

Wie kommen veränderte Wirklichkeits-Konstruktionen zustande? Die prinzipielle und produktive Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination gilt als Anstoß-Bedingung für kulturellen und gesellschaftlichen Wandel: Wenn Wirklichkeits-Konstruktionen nicht durch irgendwelche objektiven Verhältnisse, sondern durch individuelle oder (davon getrennt) soziale Konstruktionsprozesse hervorgebracht werden, dann sind diese Wirklichkeiten auch nur zeitweise und nur aufgrund von "Konventionen" in bestimmten individuellen oder kulturellen und gesellschaftlichen Situationen verbindlich. Wirklichkeitsmodelle verändern sich durch Veränderungen jener individuellen oder sozialen Prozesse, aufgrund derer sie aufrecht erhalten werden; wenn Wirklichkeit gerade

auch sozial konstruiert und durch Kommunikation oder durch Sprachgebrauch gefestigt wird, dann kann sich Wandel (wie zum Teil schon erwähnt) umgekehrt auch nur dort ergeben, wo Kommunikation und Sprachgebrauch gleichsam "gelockert" werden. Konkret vollzieht sich Wandel auf zwei Wegen: Durch soziale Erfahrungen, die die bisherige Dynamik der Systeme irritieren (Erfahrungen mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, mit anderen sozialen Systemen, mit anderen Kulturen, Erfahrungen in anderen Ländern) - und durch sprachliche Reflexion. Im vorliegenden Zusammenhang interessiert vor allem die sprachliche und metasprachliche Ablösung von den gängigen Beschreibungen.

Anstöße für Wandel können nur dort hervorgebracht werden, wo die (Selbst-)Verpflichtungen konventioneller oder konservativer Verhaltensweisen mindestens ansatzweise durchbrochen werden können: In verstärkter Halluzinatorik bzw. in verstärkter Unabhängigkeit von den Selbstbeschreibungen der eigenen Sozialisation. Anstoß zum Wandel wird hier verstanden als partielle, aber deutlich beobachtbare halluzinatorische (vor allem sprachliche) Ablösung von den jeweils herrschenden Wirklichkeits-Konstruktionen. Diese Art der "Kreativität" ist, wenn man sie generell als Bemühen um veränderte Wirklichkeits-Konstruktionen versteht, selbstverständlich nicht nur auf Kunst und Literatur beschränkt. Wandel entsteht dadurch, dass einzelne Individuen die Regeln des einen und des anderen sozialen Systems zur Sprache bringen und bereits mit dieser Thematisierung signalisieren, dass sich beobachtend von diesen Regeln abrücken ließe, dass andere Regeln sich (er-)finden ließen.

Soziale Systeme kontrollieren vor allem den gleichbleibenden, den konservativen Verlauf bestimmter Verhaltensweisen. Vom sozialen System aus gesehen sind aber Zeitpunkt und Art des Wandels nicht vorhersagbar. Kultureller und gesellschaftlicher Wandel ergibt sich dadurch, dass einzelne Individuen mit Anstoß-Handlungen beginnen, indem sie bestimmte Wirklichkeits-Konstruktionen - zunächst bei sich selbst - verändern. "Kreative" Konstruktionen dieser Art sind (zunächst jedenfalls) Spiegelungen der kognitiven und emotionalen Welt ihrer "Autoren".

Nicht zuletzt individuelle Emotionen ermöglichen Anstöße (und nicht zuletzt emotionale Prozesse auf Seiten "der anderen" sind es, die die Breitenwirkung individueller Halluzinatorik von vornherein gering erscheinen lassen.) Ein Anstoß zum Wandel ist stets Ausdruck einer indi-

viduellen "Krise" (ohne "Krise" lässt sich nichts Neues beobachten und unterscheiden); diese "Krise" kann durchaus auch "gesucht" und muss nicht nur "unfreiwillig" erlitten sein; im Suchen von "Krisen" läge dann die besondere Rolle des Sonder-Beobachters: Er schafft sich einen Anlass, der von anderen gerade noch nicht als Anlass wahrgenommen wird; die Kritik an Verhältnissen kommt selten von Seiten der in der zu beobachtenden Institution gebundenen Beobachter. Der Sonder-Beobachter handelt im Unterschied zu den Standard-Beobachtern so, als ob er außerhalb der Situation gemeinsamer Wirklichkeits-Konstruktion stünde; der Sonder-Beobachter imaginiert eine kognitive und emotionale Ablösung von den herrschenden Wirklichkeitsmodellen. Das Spektrum der jeweiligen Möglichkeiten zur Sonder-Beobachtung beschreibt den Bereich der "Freiheit".

In der Sonder-Beobachtung werden neue Beschreibungsbereiche hervorgebracht, und sie können nur hervorgebracht werden als neue Bereiche, wenn sie gerade nicht auf der Linie der vorherrschenden strukturellen Kopplungen liegen. Halluzinatorische Sonder-Beobachtung im hier vorgeschlagenen Sinne hat wenig zu tun mit bloßem Beobachten oder bloßem Registrieren. Diese Beobachtung stellt eine Sonderform des allgemeinen, unausgesetzten Beobachtens dar, und sie ist - wie jede Beobachtung - nicht nur teilnehmende, neutrale Beobachtung, sie beeinflusst nicht nur das zu Beobachtende, sondern als Sonder-Beobachtung erzeugt sie gleichsam erstmalig - halluzinatorisch - die Phänomene, die sie beobachtet, im Zuge der Beobachtung. Standard-Beobachtungen sind allerdings in jede Sonder-Beobachtung involviert: Sie bestimmen Grenzen und Widerstände möglicher Ablösung.

Der individuelle Anstoß zum Wandel freilich kann auch hier das Verhalten der anderen nicht determinieren, sondern bestenfalls bei ihnen eine jeweils eigene, für den Wandel förderliche kognitive und emotionale Selbstdynamik in Gang bringen. Kulturell, sozial, gesellschaftlich "gelingt" eine kreative Konstruktion letztlich nur dann, wenn der kreative Impuls zu einer "analogen" Dynamik in sozialen Systemen führt.<sup>34</sup> Dies bedeutet zugleich die Chance, "Divinatorik" und "Genie-Kult" zu entzaubern durch die komplementäre Beschreibung jener sozialen Bedingungen, innerhalb derer dann nicht mehr nur von Anstoß, sondern vom Wandel selbst die Rede sein kann.

Keine objektiv herrschende Situation stimuliert den jeweiligen Wunsch zum Wandel und liefert gleichsam direkt schon die Bausteine für die halluzinatorische Neu-Konstruktion. Keine Katastrophe, kein Untergang eines Regimes, kein Kriegs-Ausbruch und kein Kriegs-Ende, keine Revolution, keine Massenvernichtung löst notwendigerweise verändertes Denken und Handeln aus: Die alten Ideologien könnten durchaus für viele alte Parteigänger bis zu deren Tod voll funktionsfähig und voll integrationsfähig bleiben. Die Tatsache, dass er selbst lebend davongekommen ist, "beweist" dem alten Parteigänger geradezu die Viabilität seines Handelns.<sup>35</sup> Häufig scheint es so, als könne kultureller und gesellschaftlicher Wandel überhaupt nur als Generationswandel stattfinden: Tief verwurzelte und weit verbreitete Welt-Interpretationen enden selten als "widerlegt": sie sterben aus. Solange die biologische Selbsterhaltung nicht offenkundig bedroht ist, besteht für die meisten Menschen auch kein Grund, anders zu denken, zu fühlen und zu handeln; solange jemand über selbstwert-erhaltende Erklärungen für sein eigenes Empfinden und Verhalten verfügt (wie katastrophal oder gar wie mörderisch es für andere Menschen auch immer sein mag), solange ist diese Person durch nichts zu verstören. Gerade die Abgeschlossenheit des wahrnehmenden Systems von einer Außenwelt erklärt die unbegrenzten, die "maßlosen" Integrations-Fähigkeiten des jeweiligen kognitiven und emotionalen Systems. Ein Ereignis kann möglicherweise eine individuelle Antwort gleichsam "erzwingen", aber die Art und Weise, die Richtung der Antwort legt das jeweilige Individuum fest: "Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. - Nachmittag Schwimmschule.", notiert Kafka am 2. August 1914 in seinem Tagebuch. Zwei Tage später notiert Kafka: "Von der Literatur aus gesehen ist mein Schicksal sehr einfach. Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften inneren Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt, und es ist in einer schrecklichen Weise verkümmert und hört nicht auf, zu verkümmern. Nichts anderes kann mich jemals zufrieden stellen." Ergänzen ließe sich freilich (dies sei hier nur angedeutet), dass die "Schwimmschule" nicht zuletzt vielleicht auch deshalb von Kafka besucht wurde, um seine Militärtauglichkeit zu verstärken; im übrigen ließe sich Kafkas Sonder-Haltung durchaus auch als Widerstands-Reaktion akzeptieren: Dem massenhaft verbreiteten Stahlhelm die eigene Bademütze entgegenzusetzen. "... worauf ich nicht schlecht oder wenigstens verblüffend damit geantwortet habe, das Abnormale sei nicht das Schlechteste, denn normal sei z.B. der Weltkrieg ..." (Brief an Ottla vom 28.12.1917)

Gibt es "historische Bedingungen" eines kulturellen und gesellschaftlichen Wandels? Wie stellt man "Geschichte" in konstruktivistischer Sicht dar? Die Geschichte "lehrt" weder die Notwendigkeit eines Wandels, noch die Richtung, die er zu nehmen hätte. Persönliche Vergangenheit und allgemeiner Geschichtsverlauf sind - folgt man konstruktivistischen Theorien - Resultat einer spezifischen Form gegenwärtiger, subjektabhängiger Selbstbeschreibungen; Vergangenheit ist wiederum keine "objektive", subjektunabhängig vorgegebene Größe; selbst ihre Verbindlichkeit, die Annahme von ihrer nachhaltigen Wirkung also, beruht auf einer (wenn auch keineswegs sinnlosen) gegenwärtigen Beschreibung. Eine starke Vergangenheitsorientierung beruht demnach auf einem gegenwärtig für die Zukunft geplanten besonderen Lernprozess, der prinzipiell auf der gleichen Ebene zu bewerten wäre wie der mit gleicher Intensität betriebene Lernprozess des Vergessens. Lernen und Vergessen sind definiert als grundsätzlicher Unterschied zu einem gegenwärtig imaginierten früheren Zustand. Die vergangenen Erfahrungen sind nirgendwo "gespeichert", sie können allenfalls aufgrund eines gegenwärtigen Zustands, der nun als Resultat einer Entwicklung deklariert wird, rückwirkend prognostiziert werden. Vergangenheits-Erfahrungen ergeben sich so gesehen gerade nicht primär aus einer Rückerinnerung. Friedrich Schlegels Behauptung, der Historiker sei "ein rückwärts gekehrter Prophet" (Athenäum, Fragment Nr. 80), lässt sich nunmehr unpolemisch wiederholen; und natürlich lässt sich auch zurückverweisen auf die etwa in der sogenannten "Mentalitätsgeschichte" unternommenen Versuche, gesellschaftliche Prozesse nicht nur aus (macht-)politischen und ökonomischen Bedingungen abzuleiten, sondern gerade auch aus der jeweiligen "atmosphäre mentale", dem geistigen und kulturellen "Klima", dem gesellschaftlichen "Fühlen", den individuellen und sozialen Vorstellungen von Wirklichkeit.

In konstruktivistischer Sicht ist "Zeit" im allgemeinen, also auch Zukunft, eine gegenwärtige Beschreibungsmöglichkeit des jeweiligen lebenden Systems. Strenggenommen wird auch Vergangenheit im Gehirn auch nicht "gespeichert": "(...) Gedächtnis (ist) im Sinne eines Bezuges auf eine Repräsentation der vergangenen Erfahrungen des lernenden Organismus eine Beschreibung des Beobachters, und zwar der ("sequentiell"; B.S.) geordneten Interaktionen seiner selbst mit dem beobachteten Organismus. Ein Gedächtnis als einen Speicher von Repräsentationen der

Umwelt, die für verschiedene Gelegenheiten abgerufen werden können, gibt es als neurophysiologische Funktion nicht." (Maturana 1982, 62) Zwar ist es für den (Selbst-)Beobachter möglich, systemintern zu unterscheiden zwischen einer vergangenen, einer gegenwärtigen oder zukünftigen Beschreibung; weil der Beobachter mit seinen eigenen Beschreibungen so umgehen kann, als wären sie unabhängig von ihm, kann er sie auch in eine zeitliche Reihenfolge bringen; aber was diese Beschreibungen jeweils "bedeuten", wird stets in der Gegenwart entschieden. "Vergangenheit", formuliert aus einer gegenwärtigen Beobachterperspektive, kann allenfalls eine Systementwicklung nachträglich erklären, nicht aber das gegenwärtige Verhalten.

Der vermeintlich der Vergangenheit angehörige Stoff ist ein Stoff, der gegenwärtig erarbeitet wird, aber kein Stoff, der an seinem ursprünglichen Entstehungsort aufgesucht werden kann oder der wie ein Zitat als vorgefertigtes Stück aus einem Depot-Gedächtnis abrufbar wäre. Alle Computer-Analogien mit "Speicher" und "Gedächtnis" sind irreführend; sie erklären z.B. weder Spuren-Zerfall, noch Spuren-Verstärkung bzw. Spuren-Erfindung. Bestritten wird damit natürlich nicht, dass vergangene Ereignisse gegenwärtig nachwirken, aber in welcher Weise und wie stark sie nachwirken, ergibt sich im Prozess der Selbstbeschreibung jeweils aus den in der Gegenwart stattfindenden Projektionen von Vergangenheit und speziellen Projektionen dessen, was dabei die jeweiligen Nachwirkungen sein sollen.

Die spezifische Produktion und Rezeption von Erinnerungen hängt ab von der Art der jeweiligen Selbstbeschreibung, von der dabei jeweils praktizierten Vergangenheits-"Theorie". Persönliche Erinnerungen wären dann das, was man gegenwärtig antizipiert, wenn man sich vorstellt, man müsste die gleiche Situation noch einmal erleben. "Das Erinnerte ist so, wie ich es heute sehe." (von Glasersfeld 1987b, 421) Eine Aussage darüber, wie es damals war, hängt unter Umständen sogar von der "Tagesverfassung" dessen ab, der eine solche kognitive und emotionale Beschreibung anfertigt (Jedem ist die Erfahrung geläufig, dass das ganze vergangene Leben als "hart" erscheint, wenn gegenwärtig alles "hart" erscheint - und umgekehrt, dass in glücklichen Zeiten einem das ganze vergangene eigene Leben nicht eben schlecht vorkommt). Wer eine deutlich beobachtbare Veränderung intendiert, beschreibt sein vergangenes Selbst entscheidend anders als jemand, der hauptsächlich um Kontinuität



bemüht ist. Nicht zuletzt emotional vorsichtig oder emotional waghalsig wird Vergangenheit vorausgesagt. Und der sprachliche Bericht über eine vergangene Erfahrung impliziert die neue Erfahrung des jetzt Davon-Berichtens. In dieser Umsetzung in Sprache liegt (wie gerade auch neuere Theorien der Geschichtsschreibung gezeigt haben) ein Wahl- und Entscheidungsmoment, eine relativ freie Verfügbarkeit durch den Autor bezüglich seiner vergangenen Erfahrungen. Zur allgemeinen Problematik des Erzählens von Vergangenheit vgl. Koselleck 1979; Koselleck und Stempel 1973; White 1973, 1978, 1986)

Das Erlernte ist nicht gespeichert, sondern in den Strukturveränderungen des ganzen Systems buchstäblich verkörpert; in kognitiver Hinsicht unterscheidet sich ein lebendes System pro Lernstufe insgesamt von seinem früheren Zustand. Menschen "verkörpern" ihre Vergangenheit, und erst in einem sekundären Prozess, nämlich in dem Prozess der Selbstbeobachtungen fertigen Menschen davon "Beschreibungen" an. Da Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (bzw. "Zeit" allgemein) erst auf der Beobachter-Ebene erzeugt werden, sind sie als Kognitionen und Emotionen, als "Beschreibungen" so veränderlich und so sinnvoll wie alle anderen Beschreibungen. Strenggenommen kann kein Rekurs auf vergangene Erfahrungen gegenwärtiges Verhalten "automatisch" richtig erklären; stets schallt aus "Erklärungen" das heraus, was als prinzipielle Möglichkeit hineingerufen wurde. Historische Erklärungen erlauben es Beobachtern, einen Ursprung eines Phänomens (nicht seine gegenwärtige Funktionsweise) "als kausales Netzwerk sequentiell verketteter Ereignisse" (Maturana 1982, 206) zu entwerfen; in jedem Augenblick ist es aber z.B. möglich, den Zustand eines Schachspiels aus der gegenwärtigen Stellung der Figuren abzuleiten, ohne dass es einer Erinnerung daran bedarf, wie es zur momentanen Situation gekommen ist. (Vgl. Watzlawick et al. 1974, 28) Auf die entsprechenden Implikationen für Geschichtsschreibung hat bereits Gebhard Rusch (1987a) aufmerksam gemacht; herkömmliche Vorstellungen über eine Korrespondenz der gegenwärtigen Beschreibungen mit dem "damaligen" Geschehen werden verschärft problematisiert.

Man "bastelt" sich Vergangenheit zusammen,<sup>36</sup> und der entscheidende Bauplan ist dabei die gegenwärtige, in die Zukunft projizierte Wunscherfüllung im Rahmen der "endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung". Interessant wäre es, wenn sich etwa Autobiographen (bzw. Memoirenschreiber) oder auch Historiker selbst den Gebrauch des

Präteritums verbieten würden: mit Präsens und Futur kämen jene frei gewählten Konstruktionen, jene Vergangenheits-Möglichkeiten zu Vorschein, die beim Gebrauch des Präteritums verdeckt bleiben: "Das Imperfekt gebraucht derjenige, welcher glaubt, dass alles unwiderruflich ist, dass es fertig zu ihm kommt, dass er sich niemals selbst sein Leben wird schaffen können. Imperfekt bedeutet, die Geschichte misszuverstehen (und zu glauben, dass sie immer im Imperfekt steht), Imperfekt bedeutet, nicht zu verstehen, dass die Welt, unser Leben von uns erzeugt ist." (Lars Gustafsson 1975, 77) In Erzähltexten wird unvermeidlich simuliert, sie bezögen sich auf Situationen, die auch außerhalb der sie konstituierenden Sprachverwendung einen eigenen Bestand hätten. Man kann nicht nicht von etwas (anderem) erzählen. Der Effekt von Texten beruht also auf der Suggestion von Faktizität, von Nicht-Fiktionalität, denn auch im Verlauf des offenkundigen fiktionalen Erzählens wird unvermeidlich auf etwas anderes als auf die Konstruktionstätigkeit selbst "verwiesen"; in dieser "Verweisung" liegt zwangsläufig auch eine zeitliche Komponente: Die Verweisungs-Situation liegt "logischerweise" später als die Situation selbst, auf die verwiesen wird; mit anderen Worten: Man kann nicht nicht von Vergangenheit erzählen. So gesehen bleibt jede historische Erklärung gleichsam tautologisch - oder anders gesagt: sie bleibt in jedem Fall ein (u.U. sinnvoller) Manipulationsversuch im Rahmen gegenwärtiger Ziele. (Weitere Angaben zu der hier nur skizzierten konstruktivistischen Auffassung von Vergangenheit, Zeit und Gedächtnis enthalten die Aufsätze in Schmidt 1991)

Was wären die Ziele eines kulturellen und gesellschaftlichen Wandels? Zumindest in der Literaturwissenschaft gibt es eine eher unglückliche Tradition, derartige Fragen eilfertig beantworten und Literatur in den Dienst "höherer" Ziele stellen zu wollen: Patriotische oder nationalistische Ziele, sozialistische Ziele aber auch sozialtherapeutische Ziele tiefer "Selbsterfahrung" und unangezweifelter "Selbstheilung" qua Literatur oder auch inkommensurabel "erhabene" Ziele. Wandel soll demgegenüber hier inhaltlich zunächst nichts anderes meinen als Offenheit für Sonder-Beobachtung, für Halluzinatorik, das Streben nach einer ständigen Ausweitung der Optionsmöglichkeiten, Abbau traditioneller, konsensueller Verpflichtungen, kulturelle Risikovermehrung statt Verminderung - ein zunächst eher unspezifisches Interesse am Wandel, der Tendenz nach folgendes (auch wenn ich das Pathos solcher konstruktivistischen

Imperative nicht teilen): "Act always as to increase the number of choices." (von Foerster 1977, 113)

Anlässlich von Literatur und Kunst wird es möglich, sich bewusst darin zu erinnern oder es mindestens zu erahnen, dass die vorherrschende Wirklichkeit nur eine der möglichen Beschreibungen ist, dass der Bestand und die Weiterentwicklung von Kultur und Gesellschaft nicht nur von Bestätigung, Bewahrung und Sicherung abhängt, sondern vor allem auch von besonderer Beobachtung und Kritik, von Komplexität, Verstoß und Denk-Risiko. Halluzinatorik kann Veränderung der sozialen Wirklichkeit anstoßen; der größte Effekt, den Kunst und Literatur im Prozess des gesellschaftlichen Wandels überhaupt erzielen könnten, die seltene, die äußerste Chance forcierter und herausgehobener halluzinatorischer Beobachtung, wäre - wie bei aller Halluzinatorik - auch hier gegeben im allgemeinen Modell einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung: "Eine aus einer selbsterfüllenden Prophezeiung resultierende Handlung (...) schafft erst die Voraussetzungen für das Eintreten des erwarteten Ereignisses und erzeugt in diesem Sinne recht eigentlich eine Wirklichkeit, die sich ohne sie nicht ergeben hätte." (Watzlawick 1981, 92) Was zunächst wie eine pure Halluzination, wie ein böses oder allzu schönes "Gerücht" klingt (allerdings leiser, selbstverständlicher als ein alter oder neuer Mythos), verwirklicht sich - allerdings durch Systemwechsel (von psychischen zu sozialen Systemen) abgelöst von den individuellen Urhebern des "Gerüchts" - im Zuge seiner Verbreitung; Anstöße zu kulturellem Wandel ermöglichen (falls eine soziale Dynamik in Gang kommt) schließlich eine kulturelle und gesellschaftliche Wirklichkeit, die ohne diese Anstöße gar nicht denkbar wäre.

Hat nicht im Verlauf des 18. Jahrhunderts das durch Belletristik verbreitete "Gerücht" bestimmter Liebeserfahrungen eben diese Erfahrungen überhaupt erst ermöglicht? "Von der Literatur begannen junge Menschen mit angehaltenem Atem, mit stockendem Herzen zu lernen, wie man liebt, d.h. wie sie die Worte und das Schweigen und die Gebärden gebrauchen, wie sich mündlich und schriftlich, aus der Nähe und aus der Ferne ihre Gefühle deklarieren müssten, um beim anderen Geschlecht Leidenschaft hervorzurufen. Aus Gedicht und Roman stieg die Liebe hervor und von den Bühnen herab; sie bemächtigte sich, wenn man so sagen darf, als Wort- und Stilereignis einer stetig wachsenden Zahl von Menschen, die lernten, wie man bezaubert und, andererseits, wie man sprechen, schrei-

ben, schwärmerisch aufblicken, die Augen senken, seufzen und verständnisvoll lächeln muss, wenn man bezaubert ist." (Manès Sperber 1964, 18) Hat im Verlauf des 20. Jahrhunderts das andere belletristische "Gerücht", jetzt Schrecknisse und Unmöglichkeiten der Liebe proklamierend, eben diese wirklichkeits-erzeugenden Selbstbeschreibungen von Schrecknissen und Unmöglichkeiten verstärkt, wenn nicht gar erzeugt? "Die Liebe im europäischen Sinn - als literarisches Produkt. Das ist ein großes Feld von Ausdrucksweisen und Ideen, das natürlich einen Hintergrund von nichtsprachlichen Realitäten hat, aber das auch neue nichtsprachliche Realitäten geschaffen hat." (Lars Gustafsson 1989, 124; vgl. auch Gay 1987, Luhmann 1982) Kommen die Glücksideologien, die asoziale Grandiosität, der kollektiver Narzismus oder die Mode normativer Ego-Ästhetik ("Ich find' das aber gut so!") auch aus der Flut autobiographischer Literatur? Hat die Gegenwartsliteratur des weiteren eine Nützlichkeit autobiographischer Selbsterfahrung nur fingiert, ein möglicherweise aussichtsloses, einigermaßen beliebiges oder gar sinnloses Bereitstellen einer jeweiligen seelischen Vergangenheit? Ist Kindheit in unserem heutigen Verständnis gerade auch ein Zeitraum und ein Ort der Poesie? (Vgl. Lindner 1981). Erzeugt das "Gerücht" vom Erfahrungsverlust, vom Ich-Verlust eben die Erfahrung dieses Verlustes? Ist in unserer Kultur eine persönliche Vertrautheit mit Sterben und Tod auch deshalb so selten, weil die deutsche Gegenwartsliteratur bis auf wenige Ausnahmen (z.B. in der Lyrik Ernst Meisters) nicht in dieses Thema einübt? Und hat sich nicht wenigstens Eugen Gomringers Prophezeiung von der "Poesie als einem Mittel der Umweltgestaltung" (1969) teilweise erfüllt: Die "Konkrete Poesie" hätte sich unter anderem in der Werbung fortgesetzt?

Unbestreitbar stammen Muster der Wirklichkeits-Wahrnehmung aus der Literatur, aber selbstverständlich ist der unmittelbare Einfluss der Literatur begrenzt. Gegen-"Gerüchte" halten als konträre Selbstbeschreibungen den Einfluss von irritierender Kunst, von neuartig-riskanter Literatur und gerade auch von Essays über Kunst und Literatur in Grenzen. Die Zahl der Beispiele für die sich selbst erfüllenden Prophezeiungen der Literatur ist durchaus endlich: Selbstverständlich wird die etwa auch von Wolfgang Hildesheimer aufgenommene und von ihm eigentümlich verschärfte Prophezeiung vom Ende der Welt das Ende dieser Welt nicht verursachen, sie trägt bestenfalls dazu bei, die Drohung, die Warnung, die Krise überhaupt erst zu einem Anstoß zu formen: "Die Katastrophen unserer Tage sind irreversibel. Das ist der große Unterschied zu früher. Wie gesagt:

Der Mensch wird in Bälde die Erde verlassen haben. Mag sein, vielleicht kommen eines Tages wieder Menschen, oder es bleiben auch einige übrig." (Interview im "Stern" Nr. 16, 1984)<sup>37</sup> Offenkundig und allein auf Kunst und Literatur zurückführbare Effekte sind äußerst selten und sie verlieren nie den Charakter des Anekdotischen: Die Einwohner von Illier, zum Beispiel, erkennen sich in Prousts "Combray" wieder und bemühen sich mit Erfolg um eine entsprechende Namensänderung; seit 1971 heißt der Ort "Illiers-Combray". (Vgl. Seiler 1983, 199) Orson Welles Inszenierung der "Wars of the World" (1938) war so effektiv, dass seither alle Sendeanstalten wissen, wie entsprechende Wiederholungen zu vermeiden sind.

Von Anstößen zu kulturellem und gesellschaftlichem Wandel anlässlich von Literatur kann nur dann überhaupt gesprochen werden, wenn es sich um Texte außerhalb der gängigen Übereinkünfte handelt: Im doppelten Wortsinn "anstößige" Texte, sowohl in der Produktion als gerade auch in der Rezeption. Behutsam mit Texten eine veränderte Beschreibung aufbauen und sich bemühen, sie im Zuge einer Verbreitung weiter zu verwirklichen - dies wäre ein Literaturmodell, aber auch ein Literaturwissenschafts- und Essaymodell, innerhalb dessen Literatur neuerlich folgenreich bleiben oder werden könnte.

Der Bezug auf Traditionen und "bewährte" Methoden ist ja nicht nur eine Möglichkeit, ältere Handlungsmöglichkeiten zu aktualisieren und für die Zukunft zu gewinnen, sondern "Tradition" ist gleichermaßen auch etwas, was neue Handlungsmöglichkeiten verbirgt. Die Zurückhaltung vieler Literaturwissenschaftler gegenüber Neuerungen steht im Zusammenhang mit einer, trotz aller Veränderungen seit dem 19. Jahrhundert ziemlich unveränderten Selbsteinschätzung, dass nämlich die eigene Arbeit sich nahezu ausschließlich an der Literatur-Geschichtsschreibung zu beteiligen habe; auch die Rezeptionsforschung ist bislang im wesentlichen retrospektiv, nicht vorausplanend. Einiges spricht dafür, dass kultureller und gesellschaftlicher Wandel sich im wesentlichen als Generationswandel vollzieht.<sup>38</sup> Auch Literaturwissenschaftler und Literaturkritiker schaffen sich erst ihren "Gegenstand", und der "Bedarf des Fachs" ist nichts anderes als das Interesse, das die am professionellen Umgang mit Literatur teilnehmenden Personen mehr oder weniger stark verbindet.



## **1. Zwischenspiel: Literatur, Fernsehen, Mini-Utopien, Gehirn-Trainer**

Literatur kann außerliterarische Entwicklungen allenfalls beschleunigen oder verzögern; doch sogar dies ist, "systemtheoretisch" gedacht, höchst zweifelhaft. Literatur verursacht selbstverständlich ebensowenig das Rettende wie die Gefahr; obwohl man dies also leicht beobachten könnte, wird Literatur dennoch zumeist exklusiv, emphatisch, erhaben, überschwänglich als Gegensatzung zur Wirklichkeit, als Utopie propagiert - weniger von den Autoren, aber weit verbreitet von fast allen Vermittlern. Man verlangt dabei von der Literatur gerade auch solche Wirkungen, die man selber noch nie erlebt hat. Nicht selten beklagen sich Literaturwissenschaftler, Literaturkritiker und Lehrer über das Literatur-Angebot; nicht selten ist Schülern und Studenten die Literatur verleidet, sollen sie doch auf den Wegen einer jeweils institutionell "vorgeschriebenen" und allein deswegen unverhältnismäßigen Propaganda Effekte beschreiben, die sie nie haben werden, weil sie sie gar nicht haben können. Wir erzählen nach wie vor eine Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsgeschichte der Literatur, die in großen Teilen einfach nicht (mehr) stimmt. Die Selbstkränkung, dass wir nicht "Besseres" sind und nicht "Besseres" machen als die "Anderen", haben wir uns - zumindest im vollen Umfang - bislang noch erspart.

Können wir überhaupt je das Phänomen verstehen, das hier angedeutet wurde: Die Rezeption der "Anderen?" Was können wir sagen z.B. über das populäre Interesse an dröhnenden Hard-Rock- und Heavy-Metall-Disco, wenn wir es dort weder aushalten, noch uns überhaupt vorstellen können, es seien Menschen wie Du und ich, die sich dort andauernd wohlfühlen? Die extrem unterschiedlichen Hörgewohnheiten sind nicht lediglich schwer nachvollziehbar, sondern wir verkörpern sie auch buchstäblich nicht mehr (sagt uns der Ohrenarzt und sagt uns der Psychologe, der uns bescheinigt, schon schmerzhaft satt zu sein, wenn die "Anderen", die jungen Extravertierten erst langsam auf Betriebstemperatur kommen). Die "Anderen" sind "differenter" als wir glauben wollen; es besteht wenig Grund anzunehmen, sie verhielten sich genauso wie wir.

Beim üblichen Gebrauch der Aufputsch- oder gar Putsch-Metapher vom "Probehandeln" wäre schließlich auch die eher unbeliebte Frage nach der späteren "Aufführung" zu stellen. Die Eingangsmetapher führt dann rasch

zu rasanten "Fluchten nach vorn": Manche Schriftsteller fühlen sich z.B. verpflichtet, weil sie (eigentlich selbstverständlich) keine "Aufführungen" vorweisen können, "in ständiger Empörung umherzugehen."<sup>1</sup> Kunst und Literatur sind keine Vorbereitungen bestimmter späterer subversiver Handlungen, deren "Aufführung" dann gegebenenfalls "durch gesellschaftliche Umstände" ausbleibt, sondern Momente gegenwärtigen Handelns. Jede Lektüre ist selbst Teil der "Lebenspraxis"; auf sie kommt es vor allem an, indessen nicht grandios utopisch, nicht in kategorialer ästhetischer Differenz zur Alltagswirklichkeit, sondern wieder "selbstverständlich". Herkömmlicherweise soll Literatur gerade nicht selbstverständlicher Teil der Lebenspraxis selbst sein (wie es etwa in der Musik oder der bildenden Kunst der Fall ist). Vielleicht sollte man an Stelle von "Probehandeln" den Umgang mit Literatur besser und bewußt schnodderig, "unerhaben" als eine "Software des Lebens" (vgl. Gustafsson 1989, 129) verstehen, oder als Mini-Utopie.

Ein, wenn auch nur kurz skizzierter Vergleich mit den übrigen Medien bietet die Chance, bestimmte exklusive und differente Funktionen, die der Kunst und vor allem der Literatur zugeschrieben werden, als dogmatisch einzuschätzen; dabei ist zu berücksichtigen, dass im Bereich weitgehend spekulativer Behauptungen voreilige Warnungen sicher "besser" sind als pure Beschwichtigungen (was freilich wiederum nicht heißen kann, alle kulturkonservativen Warnungen seien in gleicher Weise brauchbar): Literatur und Fernsehen sind selbstverständlich nicht gleichzusetzen, aber die Unterschiede in der jeweiligen Produktion und Rezeption sind - entgegen der immer noch gängigen Medienschelte - weder kategorial, noch in jeder Hinsicht gravierend: Auch das Fernsehen hat mit Fiktionen, Utopien und "Probehandeln" zu tun. Eskapistisch kann auch die Literatur-Rezeption sein: Auch dort gibt es keine lebendige Face-to-Face-Kommunikation. Angesichts der zehn oder zwanzig guten Bücher, die pro Jahr heraus kommen, hat Literatur nach wie vor einen bemerkenswert hohen Status. Die Quote guter Filme dürfte kaum geringer sein. Beim Fernsehen denunzieren wir also als Eskapismus, was wir bei der Literatur als das "Utopische" oder "Subversive" in den höchsten Tönen loben. Wir bemängeln (zu recht), dass das Fernsehen keine face-to-face-Kommunikation bietet, aber wir vergessen leicht, dass es bei der Literatur ebenso ist.

Natürlich ist im zunehmendem Maße die vorherrschende, sozial konstruierte Wirklichkeit gerade auch eine durch die elektronischen Medien



mitgestaltete Wirklichkeit, man wird sich dabei allerdings auch eingestehen müssen, dass das Fernsehen gerade in seiner eigenen Produktion von Fiktionen, in seiner ebenfalls sprachlichen Ablösung von vorherrschender Wirklichkeit vieles von dem leistet oder zumindest leisten könnte, was in der Vergangenheit zwangsläufig der Literatur vorbehalten war. Obwohl jede Mediennutzung aktiv ist und Mediennutzer nur das nehmen, was sie ihrerseits auch geben können und geben wollen, "beeinflussen" bzw. "kontrollieren" sie selbstverständlich die Angebote nicht in gleicher Weise wie in der "direkten" Kommunikation; im übrigen lehrt der Konstruktivismus, dass "beeinflussen" und "kontrollieren" strenggenommen nirgends möglich sind, außer im jeweiligen System selbst. Und Luhmanns Systemtheorie lehrt, wenn man davon lernen will, dass "Kommunikation" überhaupt nicht möglich ist, wenn Individuen als zentrale Handlungskräfte beteiligt sind. Diese Grundstrukturen begrenzter Kontrolle des Angebots gelten aber auch für die Rezeption von Literatur. Doch so gut wie ausschließlich auf das Fernsehen bezogen (alle historisch verfügbaren Warnungen vor der "Lesesucht" vergessend) befürchten auch "Konstruktivisten" (unter zeitweiliger Stornierung ihrer wichtigsten Grundannahmen): "Die sogenannten 'Kommunikationskanäle', die 'Massenmedien', bieten nur eine Einbahnstraße: Sie reden, niemand aber kann darauf antworten. Da der Rückkopplungskanal fehlt, ist das System nicht zu kontrollieren." (von Foerster 1985a, 22) Selbst wenn jemand geneigt wäre, dem zuzustimmen, bekäme er seit einiger Zeit einen gegenteiligen oder zumindestens komplementären Eindruck, nämlich den Eindruck, dass die gesellschaftlichen Veränderungen in der DDR gerade auch dadurch angestoßen wurden, dass der Einfluss des West-Fernsehens gerade mit dazu verholfen hat, dass das "Schweigen der Menge" (für einige Zeit) aufgehört hat; zur sprachlichen Ablösung von den vorherrschenden Wirklichkeitsmodellen hat im Herbst 1989 zumindest in der DDR das (West-)Fernsehen ungleich stärker beigetragen als die dortige oder die hiesige Literatur; dort jedenfalls hat das Fernsehen das oft prophezeite "Schweigen der Menge" (vgl. etwa Sennett 1983, 319ff.) nicht bewirkt, im Gegenteil.

Vielleicht besteht der wesentliche und reizvolle Unterschied zwischen Kunst und Alltagswirklichkeit letztlich nur darin, dass wir im Lesen und Schreiben (und Fernsehen) gerade nicht direkt face-to-face kommunizieren müssen und deswegen (zunächst) ein wenig "unkontrollierter", "unsozialer" handeln können. Gerade in der Folge konstruktivistischer

Theorien ließ sich zuletzt ja zeigen, dass auch die allgemeine Erwartung, Gesprächspartner könnten einander wesentlich beeinflussen oder gar kontrollieren, zumeist eher auf guten Glauben zurückgeht als auf die beobachtbaren Bedingungen der sog. zwischenmenschlichen Beziehungen.

Verfügt die Literatur über höhere Rechte im Bereich des Fiktionalen? Hat das Fernsehen die größere fiktionale Macht? Einer inzwischen selbst modisch-chic gewordenen Medienkritik gelten gleiche oder ähnliche Verhaltensweisen bislang in dem einen Fall noch immer als "Kritik-Flucht", als "Eskapismus" (beim Fernsehen), im anderen Fall (bei der Literatur) noch immer als "subversive Tätigkeit". Beim Fernsehen befürchtet man, es könne - mit umgekehrten Vorzeichen - jene massiven Effekte haben, die man sich für die Literatur erhofft (das wiederum aber spräche nicht nur für Unterschiede, sondern auch für Ähnlichkeiten). Was sind zur Zeit immer noch gängige Erwartungen? Literaten und Literaturwissenschaftler, die auf Literatur hielten, hätten die übrigen Medien und deren Konsum verwerflich zu finden, der eigene Fernsehkonsum müsse den Charakter einer allabendlichen Observierung des Feindes haben - vergleichbar der vergangenen Proklamation und Faszination, Kino sei etwas für "Ladenmädchen". (Vgl. Kracauer 1927 bzw. 1972) Bis in die siebziger Jahre rangierte die Literaturverfilmung unter der Frage "Demontage von Dichtung?". (Vgl. Knilli, Hickethier und Lützen 1976) Im übrigen: Diejenigen Rezipienten, die an das Fernsehen "rettungslos" verloren scheinen (falls es sie denn gibt), wären ohnehin für eine "bessere" Literatur nicht zu gewinnen gewesen. Mithin könnten eigentlich nur spätere Generationen "bedroht" sein, denen wir (vielleicht zu recht) nicht zutrauen, sich überhaupt noch für eine "bessere" Literatur zu interessieren. Derzeit jedoch ist es umgekehrt: Die Jungen und nicht die Alten sind "vorbildlich"; mit zunehmendem Alter lässt die Leselust nach und es steigt der Fernsehkonsum (sagt jedenfalls eine Bertelsmann-Studie von 1989 über "Kommunikationsverhalten und Medien").

Zweifellos verstärken die elektronischen Medien bestimmte Wahrnehmungsweisen und Kommunikationsformen und drängen dafür andere Wahrnehmungsweisen zurück; ohne Zweifel favorisieren bestimmte Medien bestimmte Sinne und bestimmte Kommunikationsformen; für die Übergänge von einer mündlichen zu einer schriftlichen Kultur, für das Modell der "Alphabetisierung" ist dies vielfältig belegt worden (vgl. Goody 1981 und Goody, Watt und Gough 1986; Giesecke 1991); der oft

proklamierte Aufstieg einer gefühlsbetonten Bildkultur gegenüber einer diskursiven, rationalen Schriftkultur fällt jedoch bei genauerem Hinsehen einigermaßen gering aus: Bildwahrnehmung ist "dual codiert": Sie wird nicht nur visuell, sondern gerade auch sprachlich vollzogen; es gibt offenbar eine Art sprachliche Teilkopie eines Bildes (und diese doppelte "Speicherung" könnte erklären, warum Bildwahrnehmung oft nachhaltiger erscheint; vgl. die Zusammenfassung der entsprechenden Forschungsliteratur bei Meutsch et al. 1990). Die Bilderflut im Fernsehen wäre ohne hohe Sprachanteile ziemlich unattraktiv. Die noch immer verbreitete Denunzierung rationaler Diskursformen durch eine öffentliche, nur noch tyrannische Gefühlskultur, die Spontaneität und Echtheit als alleinige, als "bessere" Verhaltensweisen zu erzwingen versucht, "zitiert" (möglicherweise) zwar die spektakuläre (Gefühls-)Dramaturgie des Fernsehens, aber auch sie ist vorwiegend sprachlich und nicht vorwiegend gestisch; im übrigen scheint auch die Spontaneitäts-Welle längst wieder abgeflacht zu sein; es gibt vorerst keine Belege dafür, dass die Konfliktlösungen von Jugendlichen fernsehbedingt impulsiver und entsprechend unreflexiver geworden wären (vgl. Scheffer 1991: "Lebensentwürfe im Fernsehen (LEIF)"). Bislang vorliegende Studien zeigen keinen generellen Rückgang des Lesens (Berg und Kiefer 1982; Groeben 1990); auch die Behauptung, die Produktion und die Rezeption von Texten garantiere von vornherein "bessere" (weil z.B. "rationalere") Wirklichkeitskonstruktionen als die Produktion und Rezeption elektronischer Bilder, ist bis auf weiteres unerwiesen. Ebenso kann aus der (u.U. richtigen) Annahme, die Rezeption von geschriebener Sprache verlange mehr Anstrengung als die Wahrnehmung von Bildern, nicht sogleich gefolgert werden, dass Anstrengung per se eine unübertreffliche utopische oder subversive Qualität garantiere. Komplexitäts-Reduzierung ist gegenüber der Komplexitäts-Vernetzung jedenfalls nicht "moralisch" im Nachteil. Keine gründliche und methodisch einigermaßen akzeptable Studie der Medienwirkungsforschung kommt zu ähnlichen dramatischen Warnungen, wie wir sie etwa von Marshall McLuhan, Neil Postman, Vilém Flusser oder Joshua Meyrowitz kennen. Das "beweist" selbstverständlich nicht, dass die Warner unrecht haben und dass den Beschwichtigungen zu folgen wäre, es zeigt aber eine weitreichende Präferenz der sie zitierenden Essays und Feuilletons für das Spekulative in kulturkonservativer Absicht.

Gerade aufgrund dessen, dass mit jeder Wahrnehmung zwangsläufig auch "Individualität" angesprochen wird, ist die Macht der elektronischen Medienproduktionen auf die Rezipienten weitaus schwächer als in den Feuilletons und den traditionell verfahrenen Geisteswissenschaften befürchtet; nicht alles, was sich in Kunst und Literatur bzw. in den übrigen Medien an neuen Unterscheidungen, an neuen Modellen und Verfahrensweisen, an "Halluzinatorik" hervorbringen lässt, wird im Zuge der jeweiligen Verbreitung auch schon geglaubt. Nichts spricht noch dafür, dass Menschen einigermaßen wehrlos von der "Bewusstseins-Industrie" (H.M. Enzensberger 1962) manipuliert werden können. Menschliche Wahrnehmung ist nicht trichterartig offen für Medieneinflüsse. "Lautstarke Souffleure" und "geheime Verführer" (Packard 1957) hätten nur die Chancen, die man ihnen einräumt. Aber andererseits können Menschen auch keine "Null-Botschaften" wahrnehmen: Inhalte werden fortwährend und unvermeidlich ins Spiel gebracht; es wird niemandem gelingen, Fernsehen als "Nullmedium", wie H.M. Enzensberger 1988 meinte, zu behandeln: man kann nicht nichts verstehen; kognitive und emotionale Veränderungen finden unvermeidlich statt.

Abgesehen von ihrem Effekt auf einige wenige begeisterte Leser und Schreiber war Literatur ja nie ein gigantisches Programm zur massenhaften Lebensplanung; beim Fernsehen oder bei der Computernutzung kann man sich nicht mehr in gleicher Weise sicher sein. Zur individuellen Selbsterfahrung und Selbstentwicklung wird es künftig einfühlsame Computer-Programme, Fühl- und Denkmaschinen ("Brain-Machines") geben, die in Umfang und Variationsbreite den Möglichkeiten der Belletristik-Rezeption kaum nachstehen werden; noch halten die "Gehirntrainer" nicht, was die Werbung verspricht (das aber könnte sich immerhin ändern, auch wenn jetzt wiederum die Befürchtungen besser vorstellbar sind als optimistische Erwartungen). In einem Aufsatz von Vivian Sobchak liest man: "Ich glaube, dass der wichtigste Rahmen menschlicher Existenz unter fortgeschrittenen kapitalistischen - oder postmodernen - Lebensbedingungen aus elektronischer Technologie (im Allgemeinen) und Computern (im Speziellen) besteht. Wir müssen anerkennen, dass das interface zwischen dem Menschen und elektronischer Berechnung, Darstellung, Bedeutungsstiftung und Simulation ein ontologisch neuer Modus des 'In-der-Welt-Seins' ist und sowohl neue Felder der Erfahrung als auch neue Verdinglichungen des 'Seins' und der 'Welt' sichtbar werden lässt." (1991, 809f.) Das Interessanteste an solchen "Gerüchten" ist,

dass man in der Tat nicht entscheiden kann, ob es sich bei den "Anderen" um Hoffnungen oder um Befürchtungen handelt.

Was Literatur und kritische Beobachtung allenfalls noch herausheben könnte, wäre ihre Radikalität (falls sie denn eine haben); die "brave" Literatur, die "brave" Kunst und die harmlose Interpretation erscheinen sinnloser denn je. Die "normale" Literatur ist in der Tat nur eines von vielen Freizeitangeboten, wie Kegeln, Surfen oder Grillen. Nur wer eine mehr oder weniger offen erkennbare, im weitesten Sinne "halluzinatorische" und "experimentelle" Funktion der Literatur für wünschenswert hält, kann überhaupt akzeptieren, dass es kein Mangel etwa der "Ästhetik des Widerstands" von Peter Weiss ist (um das skandalöse Versagen der deutschen Literaturkritik noch einmal aufzugreifen), wenn Weiss auf die "Übersichtlichkeit" der Dokumente und die lebendige "Blutfülle" literarischer Figuren verzichtet. Nur wer also voraussetzt, dass ein derart umfassender Stoff, ein derart umfassendes Thema nicht in einfachen Geschichten zu bewältigen ist und dass eine Beschreibung überhaupt nur noch in einem halluzinatorischen Bezug zu einer auf andere Weise kaum mehr erreichbaren Geschichte geschehen kann, wird darauf verzichten, jene vergleichsweise einfachere, glatte Fiktion zu fordern, die etwa bei Balzac noch angebracht gewesen sein mag.<sup>2</sup> Mit anderen Worten: Im Zuge der Propagierung von Utopie und Subversion gibt es gleichwohl oder gerade deswegen eine Tendenz, oftmals genau die Literatur zu präsentieren, die so arrivierte ist wie der Geschmack ihrer Verfechter.

Schon in der "Realismus-Debatte" der 30er Jahre zeichnet sich ab, dass die "realistische" Literatur diejenige Literatur sein könnte, die den Wirklichkeitsbildern der Mehrheit gerade widerspricht. (Vgl. Kohl 1977, 188) Es gehört ja zu den Aporien der Produktion und Rezeption von Literatur, dass Literatur sich überhaupt nur dort einer gewissen gesellschaftskritischen Wirksamkeit nähern könnte, wo sie gerade nicht von vornherein auf Breitenwirkung zielt. Wenn man all das nimmt, was üblicherweise als "Literatur" akzeptiert wird, dann sehen sich auch Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler einem breiten Angebot gegenüber, das gleichsam schon durch die Autoren "vor-domestiziert" ist und das ein Mindest-Niveau an theoretisch orientierter Beschreibung gar nicht erst möglich macht. Oder anders gesagt: Wer nicht daran glaubt, die Massen der "Widerspenstigen" seien in Wahrheit nur "Verführte" (gegen deren eigenen Willen), dem bleibt wenig mehr als eine Art von gegenläufigen Manipu-

lationsversuch - auf den Wegen der Sonder-Beobachtung - wohlwissend, dass die bloße Absicht ihrerseits zur neuerlichen Grandiositätsphantasie geraten könnte.

## **2. Zwischenspiel: Der Ein-Mann-Konstruktivismus. Giacomo Casanovas Inneres Sprechen**

Andere schrieben und dachten nach über persönliche Freiheit im 18. Jahrhundert, er aber schrieb und dachte nicht nur, sondern er praktizierte und demonstrierte sie auch, die persönliche Freiheit, zumindest seine eigene Vorstellung davon: Giacomo Casanova (1725-1798) lebte und propagierte das unabhängige, selbstverantwortliche Leben - in unverschämten Varianten.

Einigen seiner Zeitgenossen und Zeitgenossinnen war er willkommen, häufiger indessen wurde er hinausgeworfen aus Salons, Städten und Ländern. Mehrere Male war er inhaftiert; er war schnell reich und noch schneller mittellos; er war gebildet und kultiviert, aristokratisch bis zur Karikatur (obwohl kleinbürgerlicher Herkunft); er war roh und gewalttätig; er wurde verfolgt und rachsüchtig hetzte er andere. Er war Idealist und Zyniker, Hochstapler, Betrüger, Krimineller; er war Astrologe, Magier, Spiritist, Scharlatan; Spieler und Falschspieler; vermutlich auch Spitzel und Spion, jedenfalls Verräter und Intrigant; er war Hurenbock, Ehebrecher und Tochterschänder; er war Taugenichts und Glücksritter.

Casanovas Leben repräsentierte jedoch gerade nicht das Ideal hemmungsloser (Trieb-)Existenz. Casanovas Leben eignet sich auch nicht dazu, die Vorstellungen und Ziele aufklärerischer Emanzipation als Illusion zu entlarven oder (psychoanalytisch) als mühsam kaschierte Verdrängung zu denunzieren. Im Gegenteil: Selbst Casanovas Kontrollverluste (falls es je soweit kam; selbst der Beischlaf interessierte ihn weniger als dessen völlig unspontane Vorausplanung), auch die Kontrollverluste also wurden bewusst mit geradezu herausragender Fähigkeit zur Selbstkontrolle vorbereitet. Gefühlsausbrüche und Spontankultur erweisen sich schon in der Selbstbeschreibung von Casanova als das, was sie auch überall sonst sind: Endprodukte einer durchaus bewusstseinsfähigen kognitiven Vorbereitung, die lediglich erfolgreich das treffen, was gerade jeweils als "Gefühl", "Spontaneität" oder "Echtheit" akzeptiert wird. Wenn Casanova in seinen "Memoiren" seine eigenen Vorbereitungen, seine eigenen Inszenierungen enttarnt, dann zeigt das weniger seine Verlogenheit anderen gegenüber, sondern vielmehr seine selbstkritische Ehr-

lichkeit im Unterschied zu dem im 18. Jahrhundert verbreiteten Echtheitskult der anderen.

Natürlich bleiben Exzentriker unangenehm (zumindest solange sie leben), und so wird man sich schwer über die Routine und die Selbstverpflichtung zur Empörung über Casanovas Untaten hinwegsetzen können, jedoch in einer Hinsicht könnte Casanovas Leben zu einer Art Lehrstück werden (und die Untaten wären gleichsam der Verfremdungs-Effekt, der die Lernleistung bei diesem Lehrstück steigert): Casanovas Unabhängigkeit und Selbstverantwortung.

Casanova wurde nicht zum modernen Menschen gemacht, er begab sich von selbst in diese Rolle. Er verzichtete auf alle Sinnstiftungen und Sicherheiten, die Familie, Staat, Gesellschaft und Kirche im 18. Jahrhundert noch gewähren konnten. Casanova ertrug indessen die Nachteile, die Sinndefizite besser als seine modernen und postmodernen Nachfahren. Casanova macht sich nicht nur - antidepressiv - für seine zum Teil zufälligen Erfolge verantwortlich, sondern auch noch, teilweise höchst irrational für seine Misserfolge (und er kennt lange Depressionen). Seine Misserfolge, Beschränkungen, unangenehmen Gefühle schiebt Casanova weder auf seine Mitmenschen, noch auf seine Außenwelt, den Staat, die Gesellschaft oder die Kirche; Casanova konzentriert sich darauf, auch noch die Verantwortung für seinen Ärger über andere und für seine Depressionen zu übernehmen, und er bekommt damit außergewöhnliche Fähigkeiten zur Heilung von Kränkungen und Krankheiten. Casanova praktiziert (oder simuliert erfolgreich), als sei alles, aber auch alles in der Welt mit Selbstkontrolle, Selbstinszenierung, mit Autosuggestion zu bewältigen. Nun muss man nicht alles glauben, was Casanova den Lesern in seinen Schriften weismachen will; vielleicht stimmt es ja nicht gar, dass er seine Geschlechtskrankheiten mit Enthaltbarkeit, Fleischbrühe und Autosuggestion kuriert hat; Penicillin kann es jedenfalls nicht gewesen sein.

Wie aber ist es Casanova gelungen, ein Leben der Unabhängigkeit und Selbstverantwortung zu führen? Ist seine "Unfähigkeit zu lieben" (wie zimperliche Forscher gerne unterstellen), zwangsläufig der Preis, den man zu zahlen hat, wenn man aufhört, die anderen, die Geliebten schuldig zu sprechen für die eigene Misere? Oder ist es so, dass der Narziß gar nicht anders kann, als auch noch die Schläge der anderen - selbstverliebt -



als Eigenleistung zu deklarieren? Ist die Autonomie unfreiwillig, platzt bereits die erste Probe des Lehrstücks?

Was sich immerhin beantworten und zeigen lässt, sind die Mechanismen von Casanovas Unabhängigkeit und Selbstverantwortung: 1789, im 66. Lebensjahr beginnt Casanova, aus den Bettstellen verabschiedet und unfreiwillig in der Ruhelage des einsamen Lesers und Schreibers versetzt, im böhmischen Exil von "grausamer Langweile" geplagt, die Geschichte seines Lebens zu schreiben; in der späteren Vorrede heißt es: "Heute, im Jahr 1797, im Alter von 72 Jahren, da ich sagen kann, "vixi" (ich habe gelebt), obwohl ich noch atme, wüßte ich mir keinen angenehmeren Zeitvertreib, als mich mit meinen eigenen Erlebnissen zu unterhalten (...)." (I, 67)<sup>1</sup> Casanova hat zeit seines Lebens nichts anderes getan, als sich mit seinen eigenen Erlebnissen zu unterhalten. Tagträume, Phantasien, Imaginationen, Inneres Sprechen, Halluzinatorik und Handeln sind gerade bei Casanova keine Gegensätze, sind keine klar voneinander trennbaren Verhaltensaspekte, vielmehr ist die jeweilige Art des Tagträumens und die sich daraus ergebende Selbstinstruktion wichtigste Ursache von Casanovas Handeln: Mit Hilfe dessen eroberte Casanova nicht nur 116 Frauen (Hermann Kesten hat für seinen Casanova-Roman sorgfältig nachgezählt und dabei auch festgestellt, dass es eigentlich "nur" vier Frauen pro Jahr waren), sondern Casanova verführte sich - als Vorbedingung seiner Eroberungen - mit seiner spezifischen Variante von Selbstbeschreibung auch fortlaufend selbst.

Casanova war nicht nur ein begeisterter Leser und Schreiber von Literatur, sondern darüber hinaus hat Casanova versucht, sein Leben fortlaufend zu literarisieren, dramaturgisch zu gestalten: Alle Pläne Casanovas waren darauf ausgerichtet, innerhalb dramaturgischer Spannungskontexte zu bleiben; Casanova erfindet Casanova; er schickt sich einen Ruf voraus, dem er selbst anfangs nur mit Mühe folgt, aber nach einigen Jahren der Inszenierung kann er von dem Ruf leben, der ihm vorausseilt. Zeit lebens bediente sich Casanova solcher literarischer Mittel wie Wirklichkeits(um)modellierung, Modellwechsel, Regelveränderungen, Normverletzungen und "Halluzinatorik". "Casanova hat vor allem durch literarische Mittel sich generalisiert und typisiert. Er war einer der gewaltigsten Selbstpropagandisten aller Zeiten." (Kesten 1981, 7) Die Art seiner Selbstinstruktion, seines Inneren Sprechens entlehnte Casanova aus der Literatur; die gleichsam zitathaften Anleihen bei der damals verfüg-

baren Literatur gestalteten seine Selbst-Suggestion, die sein Handeln und sein Handeln in der Liebe überhaupt erst erzeugten; Manes Sperber schreibt in seinem Casanova-Essay: "Der romantische Verführer aber ward sein eigenes Opfer - das zweite, wenn nicht das erste - denn er erlag wehrlos der Suggestion der überschwänglichen Gefühle, die er in den geliebten Frauen zu erwecken suchte. (...)" (Zitiert nach XI, 18)

Allem Anschein nach hat sich Casanova (bevor er seine Autobiographie schließlich aufzuschreiben begann) das für seine Liebesleben nötige belletristische Innere Sprechen, soweit er es nicht schon in Büchern vorfand, selber geschaffen. Dass Autosuggestion einige, wenn auch nicht alle Berge versetzen kann, ist heute unbestritten; im 18. Jahrhundert war es eine Entdeckung. - Was aber vermag Autosuggestion in der Liebe zu leisten? Der Dichter Maupassant soll von sich behauptet haben, "er könne jederzeit und beliebig schnell durch einen einfachen Willensakt den Höhepunkt der physischen Erregung erreichen". (Peter Quennell zitiert nach I, 18) - Casanova konnte sich zumindest, vorausgesetzt natürlich, er redete sich gut zu, auf der Stelle verlieben. Casanova jedenfalls hat den Kopf-Anteil seiner physischen Aktivitäten nie bestritten: "Ein Körper ohne Kopf kann unmöglich Dummheiten machen." (I, 77)

In seiner Selbstverführung durch Sprache macht sich Casanova - nachträglich freilich - bereits pränatal zur Roman-Figur; in der locker-schönen Geschichte von den Bedingungen seiner Geburt überdeckt Casanova die Nöte der beschriebenen (Real-)Situation: "Der junge Schauspieler verliebte sich in dieses Mädchen und verstand es, ihre Herz zu entflammen und sie dahin zu bringen, dass sie sich von ihm entführen ließ. Als Schauspieler konnte er nicht hoffen, sie mit der Zustimmung ihrer Mutter Marzia zu gewinnen und noch weniger mit der Geronimos, ihres Vaters, in dessen Augen ein Komödiant ein verworfener Mensch war. Die jungen Liebesleute erschienen, mit den nötigen Ausweisen versehen und von zwei Trauzeugen begleitet, vor dem Patriarchen von Venedig, der sie ehelich verband. Marzia, die Mutter des Mädchens, erhob ein großes Gezeter, und der Vater starb vor Kummer. Ich entsproß dieser Ehe nach Ablauf von neun Monaten, am zweiten April des 1725." (I, 79)

Sorglosigkeit nach außen also und Abenteuerlust schreibt Casanova also schon der Eheschließung der Eltern und dem Ursprung seiner eigenen Existenz zu: Von den Verzweiflungen, Katastrophen, die aller Wahr-

scheinlichkeit nach gleichermaßen die Situation seiner Eltern hätten beschreiben können, redet Casanova nicht. Casanova entwirft - retrospektiv - ein Selbst-Programm, eine Selbsttheorie, der zu folgen er sich dann vom "Schicksal" gezwungen sieht, wobei das "Schicksal" nichts Äußeres ist, sondern nur eine weitere Instanz der Selbstüberredung. Grundsätzlich redet sich Casanova Sorgen, Bedenken, Skrupel aus und erlebt sie infolgedessen auch kaum noch so, dass er ernstlich oder nachhaltig davon irritiert wäre.

Casanova jedenfalls ist kein Liebender, der sich mit der Geliebten auch ohne (äußeres) Sprechen versteht: Dort, wo Casanova am Werke ist, lassen sich keine Liebenden beobachten, die sich auch ohne Worte verstehen und lieben. Casanova hält nie den Mund, er artikuliert stets, was die Frau mit ihm macht und was er mit der Frau macht. Was er indessen sagt, ist origineller als ein "Ich komme jetzt von links." Casanova ist impotent, wenn er mit Frauen schlafen will oder soll, die seine Sprachen (Italienisch, Französisch) nicht verstehen. Casanovas mächtiger Einfluss auf anderen Menschen wird nur wirksam, wenn seine Selbst-Überzeugungskraft (bzw. Selbst-Überschätzungskraft) dann auch außen von anderen - sprachlich - vernommen werden kann.

Den Frauen, die Casanova verlassen will, sucht er Ehemänner (sofern sie nicht schon welche hatten), und immer rühmt Casanova beim Abschied die Vorzüge seiner Nachfolger (oder Vorgänger); er redet den Frauen und Männern und sich selbst deren Vorzüge ein, er erzeugt die "Realität" dieser Vorzüge: "Ich begann nun, die Vorzüge des jungen Mannes zu rühmen; ich sprach von seiner Klugheit, seiner Anstellung und dem Glück der Frau, die Gott ihm bestimmt habe. Sie bekräftigten gern meine Lobreden und sagten, man könne bereits in seinem Gesicht alle Vorzüge lesen, die ich ihm zuschreibe." (II, 281) Über die dabei wirksamen Mechanismen scheint sich Casanova weitgehend selber klar gewesen zu sein: "Es hat nie auf Erden wirkliche Zauberer gegeben; aber ihre Macht hat zu allen Zeiten durch jene bestanden, denen sie geschickt einzureden vermochten, sie seien tatsächlich Zauberer." (I, 83) Die "merkwürdig schmerzlosen Trennungen" (Petru Demitriu) sind, anders als Demitriu vermutet, keine Lüge Casanovas, sondern die ("wahre") Möglichkeit, die sich aus der Unabhängigkeit, aus den spezifischen Ursachen-Zuschreibungen Casanovas ergibt: "Gern würde ich hier den stolzen Grundsatz darlegen: 'Nemo leditur nisi a seipso' (Jeder ist seines Un-

glücks Schmied), hätte ich nicht die Sorge, die ungeheure Zahl derer vor den Kopf zu stoßen, die bei allem, was ihnen in die Quere kommt, auszurufen: 'Das ist nicht meine Schuld!' Man kann ihnen diesen kleinen Trost lassen, denn ohne ihn wären sie sich selbst zuwider; mit dem Haß auf sich selbst entspringt dann der Vorsatz, sich das Leben zu nehmen. - Da ich mich jederzeit als die Hauptursache aller Widerwärtigkeiten, die mir zustießen, erkannte, habe ich mich stets mit Freuden in der Lage gesehen, mein eigener Schüler zu sein und pflichtschuldigst meinen Lehrer geliebt." (I, 77)

Casanova ist ein bemerkenswert guter Kenner seiner selbst.<sup>2</sup> Casanova erscheint zuweilen ungeheuer skrupellos und insofern ihm doch Zweifel kamen, hatte er - wie er wiederum selbst sagt, "keinen besseren Arzt als sich selbst". (I, 69) Das wichtigste Heilmittel dabei ist natürlich wieder nichts anderes als das Reden, sowohl bei der Selbsttröstung, als auch bei der "Heilung" anderer: "Als am dreizehnten Tag das Fieber gewichen war, begann sie wegen eines unerträglichen Juckreizes unruhig zu werden; kein Mittel hätte ihn besser zu lindern vermocht, als die eindringlichen Worte, die ich ihr alle Augenblicke wiederholte: 'Denken Sie daran, Bettina, dass Sie bald gesund sind; aber wenn Sie wagen, sich zu kratzen, werden Sie so häßlich sein, dass niemand Sie lieben mag.' Kein Arzt auf der ganzen Welt könnte ein besseres Mittel gegen das Jucken für ein Mädchen finden, das weiß, wie schön es war und nun durch eigene Schuld Gefahr läuft, häßlich zu werden, wenn es sich kratzt." (I, 130)

Vor allen in "Krisen"-Situationen beobachtet Casanova sein eigenes Inneres Sprechen: "Beim Zubettgehen begann ich, mit mir selbst zu reden, wie ich es immer tue, wenn mich etwas sehr interessiert und bewegt. Das stille Nachdenken genügt mir nicht. Ich muss sprechen, und vielleicht glaube ich in einem solchen Augenblick, eine Unterredung mit meinem Dämon zu haben. Ich wollte Henriette völlig ergründen; vorher kam ich nicht zur Ruhe. Wer mag diese junge Frau sein, sprach ich vor mich hin, die feinstes Gefühl mit dem Anschein größter Leichtfertigkeit verbindet?" (III, 60)

In der Fortsetzung seiner dramaturgisch inszenierten Selbstbeschreibung literarisiert Casanova die Liebe und liebt literarisch; eine Frau ist für ihn "wie ein Buch" (I, 244); ungeheuer begeistert las Casanova Bücher, und seine eigene Schriftstellerei (etwa: "Selbstgespräch eines Denkers") ließ

kaum ein Gebiet aus; seine erste "schriftstellerische" Leistung war nichts anders als eine wohlformulierte Zote. (I, 100) Zoten stellen bei Casanova gleichsam die Software dar, das er sich selbst mit auf den Lebensweg gibt. - In seiner Selbstbeschreibung machte Casanova auch die ihn zunächst hässlich erscheinenden Frauen schön und er machte alte Frauen jung (die älteste seiner Geliebten war immerhin 70 Jahre alt), aber weil Casanovas Liebesabenteuer dermaßen autosuggestiv waren, konnten sie durch die Eigenschaften der jeweiligen Partnerin weder nennenswert stimuliert, noch nennenswert irritiert werden; die (Lektüre-)Erfahrung kontrollierte er restlos. Bei widerspenstigen Frauen entschloss sich Casanova notfalls, "sie schriftlich zu ermutigen." (I, 105)

Casanova geriet in depressive Verstimmungen, wenn ihm die selbstwert-erhaltenden Erklärungen ausgingen, wenn es ihm nicht gelang, sich von der Unattraktivität der abweisenden Frau zu überzeugen. Casanova scheint mehr als nur eine flüchtige Ahnung davon gehabt zu haben, dass er selbst die Ursache seiner eigenen Überzeugungen war, die ihn bisweilen in tiefstes Glück oder (freilich seltener) in bodenlose Traurigkeit versetzten; gelegentliche Selbstzweifel betreffen allerdings wiederum nur den metaphorischen, den literarischen Teil seiner Liebe: "Das Lebende Buch widersetzt sich, es will regelrecht gelesen werden; und der Lesewütige wird zum Opfer der Koketterie, des furchtbaren Quälgeistes aller, die der Liebe leben." (I, 244)

Es erscheint nicht ohne Konsequenz, dass Casanova, als schließlich der Kopf allein noch aktiv sein konnte - endgültig zum Schriftsteller und Bibliothekar wurde; er sei freilich den Frauen weiterhin auf den Leim gegangen, bis er sechzig Jahre als gewesen sei: "Noch vor zwölf Jahren hätte ich, ohne den Beistand meines Schutzgeistes, in Wien ein leichtlebige Mädchen geheiratet, das mir den Kopf verdreht hatte. Heute glaube ich mich gegen alle Torheiten dieser Art gefeit; aber ach, es ist mir leid darum." (I, 115)

An dem Glauben aber, dass das eigene Verhalten für die Frauen stets nur Wohltat gewesen sein, hat Casanova bis zu seinem Ende festgehalten; wenn einige Frauen diese Autosuggestion Casanovas für sich selbst nicht übernahmen und tatsächlich die Erfahrung seiner Wohltat machten, so beschreibt dies nur die andere Seite von Casanovas Selbstbeschreibung: Ihre Wirkung in der "Kommunikation".

Kennzeichen von Casanovas Selbstbeschreibung ist auch ihre radikale Orientierung an der Gegenwart. Als Abenteurer konnte er nur leben mit einer Selbsttheorie, die (neben den genannten Aspekten) eine drastische Reduzierung der Orientierung an Vergangenheit und Zukunft implizierte. Obwohl Casanova schließlich am Lebensende zum Memoireschreiber wird, ist er zugleich ein "Musterbeispiel des unhistorischen Menschen" (Georg Simmel; zitiert nach Leitner 1982)

„Das Leben. Was für ein großes Wort! Ich stelle mir das Leben als eine Kellnerin vor, die mich fragt, was ich zu den Würsteln dazu wolle. Senf, Krenn oder Gurken.“ (Albert Ehrenstein: "Tubutsch", 1911)

"Indem wir der Welt in ihrem bestimmten So-Sein gewahr werden, vergessen wir, was wir unternahmen, um sie in diesem So-Sein zu finden; und wenn wir zurückverfolgen, wie es dazu kam, finden wir kaum mehr als das Spiegelbild unserer selbst in und als Welt. Im Gegensatz zur verbreiteten Annahme enthüllt die sorgfältige Untersuchung einer Beobachtung die Eigenschaften des Beobachters." (Francisco Varela 1975)

"They're comming to bury me and I'm still asking how to live." (Edward Bond: "Lear" 1972)

### **Kapitel 3: Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung**

Immer noch kursieren in der Literaturwissenschaft substantialistische Konzepte von "Autor", "Text", "Leser" oder auch "Sinn" und "Geschichte". Üblicherweise unternehmen wir den kaum problematisierten Versuch, Literatur "rational" als "Gegenstand" zu gewinnen und in der Folge den "Erfordernissen dieses Gegenstandes (selbst)" dann wissenschaftlich nachzukommen. Zwar wird in Einleitungen, Vorworten nicht selten zugestanden, dass Literaturwissenschaftler subjektabhängig und nie voraussetzungslos argumentieren; dieses präambelartige Zugeständnis gehört mittlerweile auch im Rahmen konventioneller Hermeneutik zur Routine - und bleibt folgenlos. Hier soll versucht werden, durchaus möglichst "gegenstands"-unabhängig Selbstbeschreibungs-Möglichkeiten von Beobachtern ins Blickfeld zu bekommen. Dass dem "Text" gelegentlich ein

zunächst transitorischer Stellenwert eingeräumt wird, geschieht mit voller Absicht.

Die notorische Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Leben wird hypothetisch bis zur Nicht-Unterscheidbarkeit zugespitzt - auf der Basis des Konzepts der "Halluzinatorik". Literatur ist nicht "anderes Leben", kein "Gegen-Leben"; eine solche Literatur lässt sich gar nicht ausdenken: Sie ist buchstäblich unvorstellbar. Literarische Texte sperren sich nicht gegen ihre Subsumierung unter lebensweltlich vertraute Auffassungen; Kunst und Literatur sind nicht "inkommensurabel" - wäre dies anders, könnten sie eben deswegen nicht verstanden werden. Erkenntnis (auch ästhetische Erkenntnis) lässt sich hier nicht mehr herausreflektieren aus dem "Roman" des jeweiligen Lebens, aus der "endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung". Textwahrnehmung besteht aus Lebens-Ideen und nicht aus "Worten pur"; was sich durch Sprache ereignet, übersteigt in jedem Fall den Wortlaut; Literatur wird wahrnehmbar durch die Erweiterung des Konzepts der kognitiven und emotionalen Konstruktion von Wirklichkeit.

Durchaus selbstkritisch gesagt: Manches Methodenproblem der Literaturwissenschaft und manche neu hinzugekommene oder wieder vergangene Mode einer bestimmten Verfahrensweise lässt sich wohl auch ganz gut mit Kriterien des eigenen Muts bzw. der eigenen Feigheit, Angst oder Lust erklären, nicht etwa nur mit Sach-, Karriere- und Amts-Rücksichten. Der eigene Bedarf ist nicht dermaßen suspendierbar, wenn vielleicht auch kontrollierbar, dass es für uns überhaupt Texte ohne solche Implikationen geben könnte. Wenn Interpretationen oft als "Domestizierungen" der Kunst und Literatur erscheinen (etwa im Sinne von Susan Sontag 1964), dann lässt sich diese "Domestizierung" gerade auch darauf zurückzuführen, dass wir als Leser und Literaturwissenschaftler, selber mehr oder weniger "sesshaft" geworden, über Kunst- und Literaturangebote urteilen, die nicht selten von "Exzentrikern" stammen.

Jede nur denkbare Medien-Rezeption wird vor allem vom jeweils eigenen Leben des Rezipienten bzw. dessen kognitiver und emotionaler Einschätzung seines Lebens her bestimmt - und nicht etwa von dem, was der Film, was die Sendung, was der Text "an sich bedeutet". Zuschauer, Hörer und Leser können über Filme, über Fernseh- und Hörfunksendungen, über Texte (über "Gegenstände" also) nur das wissen, was in ihrer kognitiven



und emotionalen Selbstbeschreibung anlässlich des jeweiligen Angebots enthalten ist. Die Mechanismen der Begeisterung oder Ablehnung lassen sich nur zum kleinsten Teil an "Text" und "Autor" delegieren. Beobachtungen "am Text" ergeben sich aus Selbstbeschreibungen; eine für alle Rezipienten ähnliche "Text"-Konstruktion erklärt allenfalls Bruchteile des jeweils produzierten Gesamtergebnats einer Lektüre. Man wird sich eingestehen müssen, dass es keinen stabilen (Kern-)Sinn eines Textes gibt, der sich über alle Zeiten, über alle Lesergruppen hinweg durchhält; das wären in der Hermeneutik die Reste einer theologischen Exegese, die auf einen göttlichen (Kern-)Schriftsinn vertrauen konnte. (Und wie steil dieser Hang zu einer "Theologie des Textes" immer noch ist, zeigt Steiner 1990) Das Gleichbleibende eines Textes ergibt sich aus dem gleichbleibenden oder doch zumindest balanceartigem Reden über ihn - in individuellen und individuell-sozialisierten Selbstbeschreibungs-Zusammenhängen. Über "Text" ließe sich genauso wie über "Wirklichkeit" nur noch im Plural reden.

Aufgrund der funktionalen Geschlossenheit seiner Reaktionsweisen versteht jeder Mensch einen Text zwangsläufig anders. Die jeweiligen Unterschiede sind alles andere als peripher. Nur unter Ausblendung des eigenen Zutuns kann es so scheinen, als vermittele der Text selbst "seine in ihm enthaltenen Informationen". "Text" ist nur eine Vorformulierung dessen, was er restlos zu sagen scheint. Der Text spricht nicht zu Lesern, sondern Leser bringen ihn auf ihre jeweils eigene Weise zum Reden. Und Leser gelangen nicht einmal ansatzweise in den Kopf des Autors, wohl aber gelangen sie in ihrer endlos autobiographischen Tätigkeit zu ihrem jeweils eigenen Verständnis, "den Autor" oder "den Text" betreffend, und erst davon ausgehend und dabei weitgehend ähnliche Leser-Reaktionen zusammenfassend lassen sich von Beobachtern quasi "konsensuelle", quasi "intersubjektiv" nachvollziehbare Beschreibungen vom "Autor" bzw. vom "Text" anfertigen. Leser, Literaturkritiker und Literaturinterpreten bedienen sich bei ihren Konstruktionen vom "Autor" und vom "Text" mehr oder weniger zweckmäßiger, mehr oder weniger "krisenloser" Unterstellungen. Die jeweilige Rezeption spiegelt nicht "den Text", sondern zunächst eine gegenwärtige Lebenspraxis des jeweiligen Rezipienten wider. Wenn ein (Forschungs-)Gegenstand überhaupt erst aufgrund dessen, was hier "Selbstbeschreibung" genannt wird, zum "Gegenstand" wird, dann ist die Rolle des Lesers, aber auch die Rolle des

Literaturwissenschaftlers und Literaturkritikers als eines phänomenerzeugenden Beobachters aus allen Überlegungen nicht wegzudenken.

Die Produktion und Rezeption von Literatur hat offenbar genau die Wirkungen, die gleichsam "vorab" jeweils favorisiert wurden. Die Wirkungen im Umgang mit Literatur sind davon bestimmt, wie jemand sich selbst die Wirkungen von Literatur beschreiben kann und beschreiben will. Leser, Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler können über einen "Text" und über einen "Autor" nur das wissen, was als eine Ausweitung des kognitiven und emotionalen Spektrums in der Phase der Lektüre möglich wird. Dass uns ein Text als ein von unserem Zutun unabhängiger "Gegenstand" erscheint, dass wir simulieren können, der Text selbst spreche zu uns, trägt zwar erheblich zum Reiz des gewöhnlichen Lesens bei, kann aber hier nicht mehr als ausreichende Erklärung des Phänomens der Rezeption akzeptiert werden. Die Voraussetzung einer akzeptablen Erklärung ist das Eingeständnis, dass die jeweilige Auffassung vom "Text" und vom "Autor" nur in weitgehend banalen Teilaspekten dem Rezeptionsverhalten anderer Leser ähnlich ist. Die notwendigerweise perspektivische, subjektabhängige Wahrnehmung bringt ein "Gegenüber", ein "Objekt" hervor, das dann paradoxerweise als unabhängig von dieser Hervorbringung erscheint. Man stößt dabei auch auf solche Ausprägungen des Rezeptionsverhaltens, wonach die Lektüreerfahrungen einzelner Leser trotz unterschiedlicher Texte stark ähnlich bleiben; es handelt sich um die bekannte Erfahrung, dass beinahe alle Bücher, die man in einem bestimmten Zeitraum liest, "erstaunlicherweise" über die jeweils gegenwärtige Lieblingsidee zu "informieren" scheinen.

Literaturproduktion und Literaturrezeption sind umfassende Selbstbeschreibungs-Prozesse, und nur der kleinste (wenn auch vielleicht signifikanteste) Teil davon betrifft unmittelbar den "Text". Literaturproduktion wird im vorliegenden Zusammenhang nicht mehr lediglich vom Endprodukt "Text" her verstanden und Literaturrezeption nicht mehr lediglich vom Ausgangsobjekt "Text", sondern Schreiben und Lesen erscheinen nunmehr als Prozesse, die das Leben derjenigen, die überhaupt Umgang mit Texten haben, andauernd begleiten: Das gelebte Leben wirkt auf das Textverstehen ein, das Textverstehen wirkt zurück ... usw. "Die endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" ist ein Vorgang, der Teilergebnisse mit sich bringt, die dann schließlich gedruckt werden könnten bzw. die als Text für die Lektüre vorfindbar sind. Der "Text

selbst" stellt eine nicht mehr voll rekonstruierbare Ausgangs-Stufe im Prozess lebensrelevant-orientierter Selbstbeschreibung dar.

Leser, auch professionelle Leser (Literaturkritiker, Literaturwissenschaftler und Essayisten) verfahren als "Autobiographen": Was wir wahrnehmen und erfahren, was wir erkennen, erleben und wissen, ergibt sich aus einer unausgesetzten nicht-schriftlichen, u.U. sogar nicht-sprachlichen "Selbstbeschreibung". Die "Welt" eines psychischen Systems wird in einem Prozess der "Selbstbeschreibung" erzeugt und aufrechterhalten. "Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" spezifiziert das hier vorgeschlagene Selbstbeschreibungs-Konzept. Die Formel von der "endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung" soll gerade auch zeigen, was für die Metaphorik und den paradoxen Charakter ("nicht-schriftlich" und "graphisch") spricht; nur Bruchteile der Selbstbeschreibung sind auch schon als Texte zu hören oder zu lesen. Welt- und text-erzeugende autobiographische Tätigkeit schließt vor- und außersprachliche kognitive und emotionale Prozesse ein. Literatur-Erfahrung ist nicht lediglich ein sprachliches Problem.

Die Hervorhebung von sprachlich erfassbaren Selbstbeschreibungs-Aspekten stellt allenfalls einen mehr oder weniger passenden Stellvertreter für den komplexen Gesamtvorgang dar; die Wirkungen der Produktion und Rezeption von Literatur können durchaus gerade auch in jenen Resten der "Selbstbeschreibung" liegen, die nicht zur Sprache kommen und die auch gar nicht direkt zur Sprache kommen können. Auch bei der Rezeption von literarischen Texten sind nicht allein verbalisierbare kognitive (und emotive) Faktoren ausschlaggebend für das jeweilige Textverständnis, sondern daneben müssen, wie Siegfried J. Schmidt im Anschluss an die Arbeiten von Götz Wienold und Jens Ihwe betont hat, "nicht-verbalisierbare 'Bedeutungen' berücksichtigt werden (...), die sich steuernd im Engagement niederschlagen können, mit dem Rezipienten Texte strukturieren."(1975, 144) Dass es einem bei Kunst und Literatur gelegentlich "die Sprache verschlägt", zeigt das u.U. sogar nützliche Fehlen einer routinierten Sprachantwort. Es ist eben keine pure Koketterie, wenn man anlässlich einer Erfahrung (auch einer Lektüre-Erfahrung) das Schweigen für (vorerst) "angemessen" hält. Die verbreitete Abwehr gegen Sekundär-Literatur hätte in der Tat gute Gründe.

Man bringt "erzählend" (sich selbst "erzählend", etwa im "Inneren Sprechen") die Phänomene hervor, die man bloß zu registrieren scheint. Die These von der endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung ist nicht nur als spezielles Erklärungsmodell der Wahrnehmung von Literatur zu verstehen, sondern die These soll auch jenen zentralen Mechanismus psychischer Systeme weiter deutlich machen, mithilfe dessen sich auch alle anderen Welt-Wahrnehmungen vollziehen, und erst als spezielles Teilmoment im Prozess dieser übergeordneten, generellen Selbstbeschreibung erscheint dann der jeweilige Umgang mit Literatur.

Jeder Mensch erzeugt seine spezifische Selbstbeschreibung, seine jeweils eigene Geschichte, indem er lebt, und er wird andererseits bestimmt von seiner eigenen Geschichte. Wir nehmen die Welt wahr im Zuge der Errichtung eines eigenen autobiographischen Gebildes. "Eigentlich wahr von allen Geschichten ist nur die eine, die es wirklich gibt; jeder schreibt sie, indem er lebt, durch all sein Tun und Lassen; sie ist der konkrete Roman. Der Mensch, das luzide Tier, haust in einer Geschichte, die er fortwährend selbst erzeugt; doch er wird auch von ihr gelebt, ist ihr zwangsläufiges Erzeugnis." (Gerd Henniger 1968, 5). Max Frisch schreibt: "Jeder Mensch, auch wenn er kein Schriftsteller ist, erfindet seine Geschichte. Anders bekommen wir unser Erlebnismuster, unsere Erfahrung, nicht zu Gesicht." (1961) Wolfgang Koeppen äußert: "Ich lebe in einem Roman, und das mindert meinen Willen, ihn zu schreiben, zehrt auch an meiner Kraft. (...) Meine ganze Existenz ist ja romanhaft, aber das hat nichts mit dem Roman zu tun, den ich schreibe; diesen Roman, den ich lebe, schreibe ich wahrscheinlich nie." (Koeppen 1972, 20)

Die Arbeit am "Roman" des eigenen Lebens ist unausgesetzt; die permanente Frage nach dem eigenen (richtigen) Leben mag intellektuell unlösbar, aussichtslos sein, aber man kann sie auch nicht unterlassen: Man kann nicht nicht (Selbst-)Erfahrungen machen und man kann sie nicht nicht einordnen. Nichts spricht indessen gegen gewisse ironische Vorbehalte, wenn man "Leben" als Bezug ins Spiel bringt, ohne damit sogleich eine "mächtige Entität" (Kracauer 1964, 230) zu verbinden. Nach dem Zerfall universeller Weltbilder hat das eigene Leben (und sei es als "Selbsttäuschung" oder "Selbstillumination"; vgl. Bohrer 1984) an Bedeutung gewonnen. Skepsis gegen offene oder kaum verdeckte autobiographische Texte ist dabei durchaus willkommen: Gerade weil sich "Leben" ("Geschichte", "Vergangenheit") einer unmittelbaren und kon-

ventionellen Darstellung entzieht, kann jeder ernste Versuch, nicht die zu einfachen oder zu "mächtigen" Antworten zu wiederholen, im Grunde nur in der Anstrengung eines "Experiments" geschehen, sowohl hinsichtlich der Produktion als auch der Rezeption von Literatur.

*Leben kann verstanden werden als Leben einer (Selbst-) "Theorie" vom Leben.* Das hat nicht zuletzt die sog. Selbstkonzept-Forschung, ein umfassendes Projekt der kognitiven Psychologie, gezeigt: "Es wird angenommen, dass das Selbstkonzept in der Tat eine Selbsttheorie darstellt, welche Menschen zwangsläufig entwickeln müssen, weil sie für die Steuerung ihres Lebens notwendig ist." (Epstein 1979, 42) Verschiedentlich ist gezeigt worden, dass vieles, was "symbolische Tätigkeit um ihrer selbst willen" genannt wird, "(...) beim normalen Menschen der unablässigen Wiederherstellung des Selbstbegriffs dient und darin besteht, diesen Selbstbegriff anderen zum Zweck seiner Ratifizierung anzubieten und die Selbstbegriffe anderer anzunehmen oder zurückzuweisen. Ich nehme ferner an, dass dieser Selbstbegriff immer wieder neu gebildet werden muss, wenn wir als Menschen und nicht als Objekte existieren wollen, und dass der Selbstbegriff hauptsächlich in kommunikativer Auseinandersetzung neu gebildet wird." (John Cumming 1960, 113; hier zitiert nach Watzlawick et al. 1974, 83f.; problematisch sind im vorliegenden Zusammenhang selbstverständlich die Angaben über Ratifizierung, Annahme, Zurückweisung und kommunikative Auseinandersetzung).

Wenn man sinnvollerweise davon ausgeht, dass Menschen keine puren Reaktionsmaschinen sind, sondern potentiell "reflexive Subjekte" (etwa im Sinne von Groeben und Scheele 1977), wie "gut" die Reflexion dann im Einzelfall auch immer sein mag, wenn man also von aktiver und nicht von passiver Rezeption ausgeht, dann ergibt sich zwangsläufig auch die weitere Voraussetzung, jeder kognitive und emotionale Selbst-Prozess sei in irgendeiner Form zielgerichtet und werde jeweils konkretisiert im Rahmen und gemäß den Ordnungsprinzipien der jeweiligen endlos autobiographischen Tätigkeit. Zielorientierung ist indessen weder einstrangig, noch klar hierarchisch geordnet zu verstehen; zwar ist man sich gegebenenfalls problemlos bewusst, dass einem das Ziel, ein Buch zu schreiben, wichtiger ist als irgendwelche sportlichen Erfolge, aber aufschlussreicher sind selbstverständlich jene "Krisen", in denen man sich weder über seine Ziele, noch über deren Rangfolge klar ist: Zum Beispiel "Kunst oder Wirklichkeit", "Literatur oder Leben"; dass die Alternative nicht "richtig"

ist, ändert ja nichts an der gerade im psychischen System so schwierigen Unterscheidung und Ordnung entsprechender Ziele. Auch hier stößt man wieder auf Paradoxien, Zirkelschlüsse und Tautologien: Zielorientierung diene den nicht stornierbaren "Sinnstiftungsversuchen, und diese Versuche hätten wiederum das Ziel, unsere eigenen "Theorien", die "Mythen unseres Lebens" (Keen 1989) bzw. "Lebenslügen und einfache Wahrheiten" (Goleman 1987) aufrecht zu erhalten, ihnen "interne Konsistenz" (Epstein 1979, 25) zu verleihen - ausgehend davon, "(...) dass die kognitiven Fähigkeiten untrennbar mit einer Lebensgeschichte verflochten sind, wie ein Weg, der als solcher nicht existiert, sondern durch den Prozess des Gehens erst entsteht." (Varela 1990, 110) Auch die wissenschaftliche Einblendung von Daten und die wissenschaftliche Ausblendung von "Störgrößen" lässt sich noch, mindestens ansatzweise in solchen Relationen beschreiben. (Vgl. Luhmann 1990, 369f.)

Es ergeben sich hier allerdings auch kritische Bezüge zu konstruktivistischen Annahmen über individuelle und soziale Zielorientierung: Lebende Systeme sind für Maturana "autopoietische Systeme"; "Autopoiese" meint, dass bei lebenden Systemen "das Produkt ihres Funktionierens notwendig stets das jeweilige System selbst ist." (Maturana 1982, 163); dadurch unterscheiden sich autopoietische Systeme von allopoietischen Systemen (von Maschinen), die etwas anderes als sich selbst erzeugen, die etwas von sich selbst Verschiedenes produzieren, die also Input und Output haben; ein autopoietisches System ist auf das Ziel ausgerichtet, sich selbst zu erhalten; es bezieht sich vor allem auf sich selbst; es hat keinen Input oder Output; das Resultat seiner Produktionen ist der Fortbestand des Systems selbst. Insbesondere die Kritik von Gerhard Roth (1987b; vgl. auch Köck 1990) an Maturanas Konsequenzen aus dem Autopoiese-Konzept hat jedoch auch hier den Entschluss bekräftigt, "Autopoiese" nicht umstandslos mit psychischen Zielen zu verbinden. Die Probleme mit Maturanas Konzept der Autopoiese ergeben sich vor allem dort, wo Maturana "Autopoiese" und "Kognition" aufs engste verbindet, wo ihm "Kognition als biologisches Phänomen" erscheint, wo er sein Gesamt-Konzept als Beitrag zu einer "Biologischen Epistemologie" versteht: "Kognition als Prozess ist konstitutiv mit der Organisation und der Struktur des Erkennenden verbunden, da alle Zustände und Interaktionen, in die der Erkennende eintreten kann, durch seine Organisation und seine Struktur determiniert sind. Aus dieser Aussage folgt, dass Kognition ein biologisches Phänomen ist." (1982, 301) "In einem strengen Sinne ist der

kognitive Bereich jedes Organismus daher mit dem Bereich seiner Autopoiese identisch." (1982, 147)

Allein unter der Autopoiese-Perspektive gesehen scheint die Zielorientierung, wenn man keine weiteren Ziele auf anderen Beschreibungsebenen vorsieht, trivial bzw. tautologisch; hier hätten alle den gleichen "Lebens-Roman"; eine differenzierte und spezifische Zielorientierung lässt sich also nicht gut mit einem Konzept beschreiben, das für alle lebenden Systeme nur ein gleiches Ziel mit zwei Aspekten, nämlich Selbsterstellung und Selbsterhaltung vorsieht. "Halluzinatorik" hat ihre Grenzen gerade nicht in der biologischen Selbsterhaltung, sondern kann darüber hinaus die eigene Zerstörung betreiben. Und wer Kognition allein biologisch erklären wollte, würde so ähnlich verfahren wie jemand, der aus dem Umstand, dass Menschen hauptsächlich aus Wasser bestehen, nun folgern wollte, zur Erklärung menschlicher Verhaltensweisen seien hauptsächlich Wasser-Experten zu befragen. Sinnvoll erscheint nur ein Konzept, das darauf verzichtet, Kognition bzw. Selbstbeschreibung gleichsam restlos biologisch erklären zu wollen, das aber gleichwohl darauf besteht - entgegen jeder Metaphysik und entgegen jeder Transzendenz -, dass Kognition biologische Grundlagen hat und haben muss, dass ohne Biologie Kognitionen weder ein Vorleben, noch ein Leben nach dem biologischen Tod hätten. (Vgl. zu dieser Argumentation auch Lars Gustafsson "Der Tod als Mystifikation" 1970) Von nicht trivialen, nicht primitiven Zielen lässt sich, wie bei allen erkenntnistheoretischen Fragestellungen, erst auf der Ebene des Beobachters sprechen. (Vgl. von Glasersfeld 1987b, 414)

Roth versteht Kognition gerade auch nicht als Ausweitung einer individuellen Autopoiese; Kognition ist für Roth zwar "angebunden" an Autopoiese" (weil Kognition nur möglich ist, solange das System lebt), andererseits aber ist Kognition für Roth "entbunden" von den Zielen der Autopoiese: "Es ist ja das Charakteristikum der kognitiven Tätigkeit des Gehirns, dass sie, wenn nur auf irgendeine Weise die Fortexistenz des Organismus gesichert ist, von der Verpflichtung zur Überlebensförderung entbunden ist. Die Autonomie des Gehirns ist ganz wesentlich eine Freisetzung von der Existenzhaltung: Das Gehirn kann sich immer mehr mit Dingen beschäftigen, die nur sehr indirekt oder überhaupt nichts mit Überleben zu tun haben (oder ihm auf Dauer sogar entgegenwirken). Dies gerade ist die Grundlage der spezifischen Leistung menschlicher Kogni-

tion, nämlich Konstitution von Wirklichkeit und damit die Möglichkeit, Handlungs-Planung zu betreiben, d.h. etwas zu tun, was noch keinen Nutzen für den Organismus hat." (1987b, 270) Roth geht davon aus, "(...) dass die kognitive Tätigkeit des Gehirns gerade durch die Loslösung von der unmittelbaren Ankopplung an den Organismus diesen besser, und zwar durch Handlungsplanung. Oder noch einmal paradox formuliert: die Kognition dient der Autopoiese um so besser, je weniger sie direkt der Autopoiese untergeordnet ist, d.h. je 'freier' sie sich selbst gestalten kann." (1987b, 276)

Selbstverständlich können einige Aspekte der Kognition, der Selbstbeschreibung "un-reduktionistisch" auf biologische Erklärungsmöglichkeiten bezogen werden, würde man aber Kognition auf gleicher Ebene wie Autopoiese verhandeln, käme nichts anderes heraus als ein Instinktverhalten, mit dem sich solche Verhaltensweisen wie individuell verschiedene Motive, Planungen, Vorstellungen, Imaginationen, Konzeptualisierungen, Halluzinatorik und Zielorientierung kaum erklären ließen. Die "Besonderheiten" individuellen Verhaltens lassen sich nicht gut mit einem Konzept erklären, das ja gerade wesentlich dadurch bestimmt ist, "Autopoiese" als Gemeinsamkeit aller Lebewesen zu betonen. Ein sinnvolles Reden über Ziele und Motive setzt eine Differenz zu anderen präsenten, aber nicht aktualisierten Möglichkeiten voraus. Auch Leben und Erkennen gleichzusetzen, jedenfalls pauschal gleichzusetzen (wie Maturana 1982, 28) wäre wieder nur trivial bzw. tautologisch. In diesem Zusammenhang lässt sich bekanntlich eine kaum übersehbare Zahl von Versuchen aufgreifen, in denen Leben und Erkennen verbunden werden. Im Anschluss an Dilthey und Heidegger formuliert Gadamer: "Das Leben selbst legt sich aus. Es hat selbst hermeneutische Struktur." (Zitiert nach 1972, 213) Modifiziert sind solche Denkfiguren auch im "Radikalen Konstruktivismus" zu finden: "Kognition ist also gleichzusetzen mit dem gesamten Lebens-Prozess, nicht mit der kategorialen Strukturierung oder Erfassung einer objektiven Außenwelt." (Schmidt 1985, 121) Auch "endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" gerät unvermeidlich in den Sog der Gleichsetzung von Leben und Erkennen - mit folgenden Einschränkungen allerdings: Es geht um keinerlei ontologische Absicherung in einer hermeneutischen Struktur des Daseins oder einer Kategorie des "Lebens selbst", und zum anderen spricht nichts (auch wenn der vorliegenden Text "rückfällig" erscheint) gegen ironische Konnotationen von



"Leben", wie zum Beispiel "Software des Lebens", "Mini-Utopien", "Selbstillumination" etc.

"Zielorientierung" kann im Zusammenhang mit "endlos autobiographischer Tätigkeit der Wahrnehmung" nicht als einsträngig oder linear verstanden werden, sondern nur als selbstverständliche Differenz zu Verhaltenskonzepten purer Zufälligkeit oder totaler Determination; beides wären aber suggestive Tendenzen einer Gleichsetzung von Leben und Erkennen. Gegenläufige, konkurrierende Ziele widersprechen selbstverständlich nicht der Voraussetzung einer grundsätzlichen Drift zu einer Zielorientierung. Dies setzt weiter voraus, dass das jeweilige System fähig ist, Selbstbeschreibungen anzufertigen und sie gleichsam untereinander zu vergleichen; Probleme und Problemlösungen sind anders nicht vorstellbar; Komplexitätsreduzierung ist ohne Auswahl nicht denkbar, und die Auswahl kann ihrerseits weder deterministisch, noch vollkommen zufällig sein. Die grundsätzlich halluzinatorische Struktur schafft überhaupt erst die Voraussetzungen für planvolles Handeln: "Die Fähigkeit, eine vorgestellte Wirklichkeit zu konstruieren, ist die elementare Voraussetzung von Handlungsplanung. Um das planen zu können, was wir tun wollen, um im voraus Alternativen unseres Tuns und ihre möglichen Konsequenzen zu erwägen, müssen wir Teile unserer anschaulichen Wirklichkeit wie Versatzstücke benutzen und zusammensetzen können." (Roth 1987c, 416).

Auch die Überlegungen von Erich Jantsch, die mindestens ansatzweise als "konstruktivistisch" verstanden werden können, scheinen im vorliegenden Zusammenhang zwar brauchbar, um Kognition als Selbstbeschreibungs-Prozesse besser zu verstehen, aber Jantsch schreibt "evolutionsgerechte Planung" grundlegenden biologischen Handlungsweisen des Organismus zu, zu deren Prinzipien "Offenheit, Ungleichgewicht, die positive Rolle von Fluktuationen, Engagement und Nicht-Festhalten" (1982, 359) gehören: "Entgegen einer weit verbreiteten Meinung besteht also eine solche evolutionsgerechte Planung nicht in der Verminderung von Unsicherheit und Komplexität, sondern im Gegenteil gerade in ihrer Vermehrung. Die Unsicherheit nimmt zu, indem das Spektrum der Optionen bewusst ausgeweitet wird; hier kommt Imagination ins Spiel. Statt das Naheliegende zu tun, wird auch das Fernerliegende bewusst gesucht und erwogen. Die Komplexität nimmt zu, indem der unmittelbare Bereich der Organisation überschritten wird und die Beziehungen innerhalb der

Gesamtgesellschaft, der Kultur, oder der ganzen Welt in den Vordergrund treten. Die Wirklichkeit ist komplex; größere Komplexität (nicht Kompliziertheit) bedeutet daher, dass Planung realistischer wird." (Erich Jantsch 1982, 363) Wie gesagt, problematisch daran ist nur der Versuch, dies biologisch bzw. evolutionär abzusichern. "Erstmaligkeit" eines Verhaltens (bei Jantsch komplementär zu "Bestätigung") bezeichnet im Zweifelsfall wohl eher kognitive Wünsche als biologische bzw. "realistische" Notwendigkeiten, die man sich wohl als denkbar "konservativ" vorzustellen hat; abgesehen davon bleibt die erforderliche komplementäre "Komplexitäts-Reduzierung" bei Jantsch unberücksichtigt. - Auch das Sprechen über Zielorientierung in Form der "Moral der Gene" (vgl. Scherer et al 1987, 186ff.) ist rein metaphorisch und kann allenfalls illustrieren, dass "Moral" auf ganz anderen Selbstbeschreibungs-Ebenen gegebenenfalls etwas wäre, was nun eine "Drift" der Gene als Widerstand zu berücksichtigen hätte.<sup>1</sup>

Wären aber alle Ziele von vornherein festgelegt, wäre die Drift von Anfang an spezifiziert, dann gäbe es keinerlei kreatives Verhalten und keinen entsprechenden Anstoß zum Wandel. Innerhalb der endlos autobiographischen Tätigkeit muss die unspezifische Drift immer von neuem im Bereich der systemspezifisch hervorgebrachten kulturell und gesellschaftlich verfügbaren Zielangebote spezifiziert werden: Wir sind durch Kunst und Literatur (und übrige Medien) nicht deshalb "verführbar", weil wir den Zielen der Konzerne wehrlos ausgeliefert wären und deren Ziele "übernehmen" würden, sondern umgekehrt: wir sind anregbar, weil wir zur Präzisierung jener unspezifischen Drift fortlaufend Ziele bzw. Zielangebote brauchen. Ein entscheidender Teil dieses Verhaltens gilt auch immer einer "Eroberung des Glücks" (etwa im Sinne von Bertrand Russel 1930 bzw. 1951), so "kitschig" das auch klingen mag, so unsinnig oder verwerflich die jeweiligen Wege und Ziele anderen Beobachtern auch immer erscheinen mögen. Gemeint ist eine - hoffentlich von Beobachtern ironisch betriebene - Sehnsucht nach Lebensentwürfen, nach Liebesobjekten. "Wer bin ich?", "Wer bin ich nicht?", "Was will ich?", "Was will ich nicht?" - meist eher unauffällig ("unnarzistisch") begleiten solche Fragen jede (Selbst-)Erfahrung und damit auch jede Lektüre. Wir rezipieren "identifikatorisch" (weil etwas anderes hier gar nicht vorstellbar ist). - Die in den letzten Jahren in den unterschiedlichsten Kontexten immer wieder auftauchenden "Nomaden"-Metaphern (nicht Ziele, sondern nur Wege) könnten als hilfreich, weil ihrerseits als Folge eines

Zweifels an emphatischen oder konkreten Lebenszielen verstanden werden (vgl. Schmidt 1981).

Wahrnehmung von Welt, Produktion und Rezeption von Literatur betrifft ganz unmittelbar und unvermeidbar "Lebensentwürfe". "Lebensentwürfe" - das sind zwar in der jeweils individuellen Sozialisation umfassende Handlungsweisen und längerfristige Verhaltensmuster, Lebensformen, Lebensstile, Sinnangebote, Identifikationsvorgaben, aber ihre konkrete Ausprägung ist Alltag und nicht Utopie, und sie ist individuell und nicht sozial (auch wenn die aufgelisteten Bezeichnungen mangels Sprachalternativen den Beschreibungen sozialer Systeme entstammen). Die Konstruktion von Lebensentwürfen ist ein ganz normaler, profaner, unausgesetzt vollzogener Vorgang, also nichts, was nur für herausragende "ästhetische" Erfahrungen zu reservieren wäre. Gemeint ist keine große künstlerische Gegensatzung zur Wirklichkeit, sondern gemeint sind die Konzepte, die Pläne, aufgrund derer die jeweilige Wirklichkeit, die jeweilige Lebenspraxis konkret gestaltet wird. Die Lektüre von Literatur ist eine bestimmte Form des Denkens in eher "mittleren Reichweiten".

Auch die Bestimmung der Literarität von Texten kann sich jetzt nicht mehr aus einer wie auch immer gearteten Analyse von "Texten selbst" ergeben, sondern lediglich aus der zweifachen, d.h. unterschiedlichen Beschreibung jener individuellen und sozialen Prozesse, denen zufolge Texte als literarisch gelten. Obwohl die Bezeichnung "literarisch" überall in Gebrauch ist, fehlen bekanntlich die Kriterien, um einen "literarischen" Text auf Grund irgendwelcher gleichsam interner Merkmale von einem "nicht-literarischen" Text zu unterscheiden. Texte erscheinen in Publikationszusammenhängen, die die Literaritäts-Annahme bekräftigen; der Autor oder Leser-Gruppen können diesen Text als "Literatur" deklarieren, und dieser Deklaration wird in der Regel auch nicht widersprochen, gerade weil aufgrund der fehlenden Kriterien der Widerspruch aussichtslos wäre. Vor allem dann, wenn der einzelne Leser glaubt, er habe es mit einem literarischen Text zu tun, verändert sich das Rezeptions-Verhalten derart, dass in der jeweiligen Selbstbeschreibung der Anteil "autobiographischer" Beobachtungen, die Suche nach kreativen Konstruktionen verstärkt wird; der Literaritäts-Verdacht wird geradezu als Aufforderung genommen, sich von den Textrealisationen zu entfernen, die man für weitgehend konsensuell hält. Wenn zum Beispiel eine Leserguppe einen Text, versehen mit dem Hinweis erhält, es handele sich um eine Anlei-

tung aus einem Programmierhandbuch, dann lässt sich ein weitgehend ähnliches Rezeptionsverhalten beobachten; wenn dagegen der gleiche Text als literarischer Text deklariert wird, gibt es keinerlei übereinstimmendes Verstehen mehr, das über pure Banalitäten hinausginge. (Vgl. Viehoff 1988, 1f.)

Die Frage, ob Literatur lebensrelevant sei, erübrigt sich: Literatur ändert notwendigerweise den jeweiligen "Roman", Literatur führt notwendigerweise zu einer Ausweitung und Veränderung der Selbstbeschreibungs-Möglichkeiten; ob das allerdings genügt für eine dann "außen" unübersehbar deutlich werdende Verhaltensmodifikation, wäre eine Anschlussfrage, deren Antwort sich aber nicht nach den "Texteigenschaften" richtet, sondern nach der Persönlichkeits-Struktur des jeweiligen Lesers, Anstöße geben zu können; vor allem richtet sich beschreibbare "Verhaltensmodifikation" nach dem, was im Sozialsystem solcher Beobachtung diesbezüglich unterschieden werden kann. Ein wenig Belesener kann eine äußerste Neuigkeit oder Irritation auch bei dem erleben, was dem Experten als Trivialtext erscheint. Das Ausmaß der jeweiligen Irritation, der Umfang des Lernens hängt jeweils davon ab, wie stark das Spektrum der kognitiven und emotionalen Möglichkeiten irritiert wurde und wie stark die Bereitschaft zu einer Anstrengung, zu einer Auseinandersetzung mit neuen Angeboten jeweils ist. Immer aber ist durch Literatur ein Zustand erreicht, der sich von einem früheren Zustand der "Autobiographie" unterscheidet.

Weil Autoren und Leser nur das "nehmen", was sie ihrerseits geben können und geben wollen, "wirken" Texte eher peripher als massiv; auch bei der Lektüre lässt sich der Leser nicht auf ein für ihn ungewöhnlich riskantes Abenteuer ein; es fehlt in der Essayistik und in der Literaturwissenschaft zwar nicht an gegenteiligen Proklamationen, wohl aber an Belegen für die Thesen vom ungewöhnlichen Abenteuer, von der außerordentlich subversiven Tätigkeit oder vom großen utopischen Entwurf. Die Funktion der Produktion und Rezeption von Literatur sei es zum Beispiel, "(...) etwas sonst nicht Vorhandenes darzustellen. Sie ist Kompensation eines sonst Ermangelten. Ihre Abbildlichkeit ist die des Durstes durchs Wasser, des Bedürfnisses durch den Wunsch: und ihre Wirkung ist die der Sättigung." (C. Enzensberger 1977, 53; in etwas modifizierter Form auch noch 1987) Drastisch spürbare "Sinndefizite" werden bei C. Enzensberger als gegeben vorausgesetzt, ebenso wie die Annahme, sie

müssten beseitigt werden, sie könnten nicht ohne Schaden weiter erlebt werden, und zur Lösung böte sich dafür nichts Besseres an als Literatur. Eine solche Behauptung, Literatur sei die alleinige oder beste Möglichkeit, Sinndefizite, Ich-Verluste zu kompensieren, wäre allenfalls als Gruppenaussage zu formulieren - als Aussage über eine Gruppe, deren Mitglieder (falls es sie überhaupt gibt) die entsprechenden Bedingungen gleichsam schon vor Beginn der jeweiligen Lektüre erfüllen. Immerhin ist denkbar, dass einige Leser das "reale" Sinndefizit anders oder überhaupt nicht wahrnehmen, es daher auf dem Weg über ihre Lektüre auch nicht zu beseitigen suchen; sie hätten einen anderen Umgang mit Literatur und entsprechend einen anderen Begriff von ihr.

Die gängige Metapher vom "Probearbeiten" mit Literatur könnte zwar auch das umschreiben, was hier vorgeschlagen wird - jedoch mit der entscheidenden Einschränkung, so gut wie alle üblichen Konnotationen des "Probearbeitens" zu verwerfen; üblicherweise wird "Probearbeiten" zu grandios und vor allem stets unironisch verstanden - so als sei Literatur die einzige und zudem machtvolle Möglichkeit, Wirklichkeit durchzuspielen. "Probearbeiten" ist indessen so selbstverständlich auch ohne Literatur oder übrige Medien präsent (etwa im fortwährenden "Inneren Sprechen"; vgl. 2.10), dass es sich gerade nicht um eine großartige utopische Antizipation oder eine machtvolle subversive Tätigkeit handelt. "Probearbeiten" ist weder stark kompensatorisch, noch stark eskapistisch; es ist aber auch nicht so risikolos, dass es ohne Lebens-Folgen bliebe: Eine Aufführung der Probe gibt es immer; immer gibt es ein Lernen und immer ist es folgenreich; seine Bedeutsamkeit, seine Auffälligkeit richtet sich weniger nach der jeweiligen Textvorlage, als vielmehr nach denen Lebens-Möglichkeiten des jeweiligen Lesers, und diese begrenzten Möglichkeiten entschärfen das Risiko einer Lektüre von vornherein. Ein neues Verständnis eines "Gegenstands" kann nicht mehr sein als eine neue Verbindung mehr oder weniger bekannter Komponenten: eine (Lebens-)Erfahrung, die andauernd die gegenwärtigen Vorstellungen übersteigt, wird nicht möglich sein - sie lässt sich, wie gesagt, noch nicht einmal ausdenken.

Man kann nicht nicht lernen; das Fremde wird wahrnehmbar auf der Basis des Vertrauten, d.h. (Selbst-)Erfahrungen werden mit (Selbst-)Erfahrungen verglichen. Die Beschäftigung mit Kunst und Literatur führt zwangsläufig zu Lerneffekten. Die Lern-Bedingung ist nicht stor-

nierbar. Der Lebens-Roman oder die Addition von Lebens-Romanen wird ständig überarbeitet und fortgeschrieben.<sup>2</sup> Darauf hat die Produktion und Rezeption von Literatur selbstverständlich Einfluss: Unbestreitbar ist Literatur "einflussreich" (wenn auch begrenzt "einflussreich" durch viele, zum Teil schon genannte gegenläufige Tendenzen). "Da jede Handlung im kognitiven Bereich den Systemzustand ändert, gibt es in diesem Sinne kein wirkungsloses Handeln mit/in Medienschemata." (Schmidt 1987b, 179) Wer scheinbar nichts dazu lernt (aus der Sicht eines externen Beobachters), assimiliert die Veränderungsangebote von Kunst und Literatur mit der vorrangigen Absicht, den Roman des eigenen Lebens schließlich dann doch wieder gleichsam "unverändert" zu halten; die Veränderung bestünde dann darin, dass auch unter neuen Herausforderungen ein Äquivalent zum alten Stand hergestellt wird. Folgenlosigkeit von Weltereignissen und Folgenlosigkeit von Kunst und Literatur sind nicht durch die "tatsächliche" Harmlosigkeit oder Radikalität der Ereignisse veranlasst, sondern vielmehr durch den Willen und auch die Kraft zur Abwehr, zur eigentlich, weil systembedingt unvermeidlichen "Resistenz" auf Seite der Rezipienten. Andere Lebensentwürfe lassen u.U. auch Außenwelt-Katastrophen gering erscheinen: "Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. - Nachmittag Schwimmschule." notiert Kafka (siehe oben S. 134 f.). Anlässlich der Veränderungen in Ostmitteleuropa 1989 schreibt Christian Meier über die individuellen Denkmechanismen: "Er (der Einzelne; B.S.) kann eine Gesellschaft für anständig oder für korrupt, ein System für richtig oder für falsch, gewisse Dinge für normal oder für unnormale halten, wobei er dann alle Fälle, auf die die Regel nicht zutrifft, als Ausnahmen bucht. Wie es sich dabei mit dem Verhältnis von Regel und Ausnahme in Wirklichkeit verhält, ist ganz gleichgültig: Wir haben eine Neigung zu gewissen Grundannahmen, zu allgemeinen Aussagen, und daher verallgemeinern wir gewisse Fälle zur Regel. Weil differenziertes Urteilen schwierig ist, pflegen unsere Urteile in vieler Hinsicht in eine bestimmte Richtung zu gravitieren. Eben dadurch erhalten sie die Trägheit der Schwerkraft als zusätzliches Gewicht beigelegt." (1990, 383)

Eine differenzierte Vorstellung über die jeweiligen individuellen Überzeugungen eines Rezipienten lässt eine Voraussage von Reaktionen zu, nicht die Kenntnis der sogenannten Außenwelt-Ereignisse. "Lerneffekte" können in der hier vorgeschlagenen Perspektive ohnehin nicht als verbesserte (oder verschlechterte) Anpassung an die Erfordernisse einer äußeren "Realität" verstanden werden, sondern es handelt sich um Selbst-

Anpassung an die eigene "Welt im Kopf", um Veränderungen also, die das Individuum dazu führen, in seiner eigenen, von ihm selbst hervorgebrachten Welt verändert zu denken, zu fühlen und zu handeln.

Jeder Mensch, so lautet hier der Vorschlag, erzeugt und lebt zwar seine eigene, einzigartige Geschichte, bringt zwar im eigenen Kopf die Welt und die Literatur einzigartig hervor, aber "von außen betrachtet" (d.h. wenn man eine solche Beobachterperspektive imaginiert) fallen, je nach Perspektive freilich, die Ähnlichkeiten und Parallelen weitaus eher ins Gewicht als Einzigartigkeit und Originalität. Auch "einzigartige" Wahrnehmungen ergeben sich aus Sozialisationsprozessen (im oben angegebenen Sinne; vgl. Kapitel 2.7), bei denen die jeweiligen Verhaltensweisen koordiniert werden, bei denen die eigene Wahrnehmung so gesehen von anderen "bestätigt", "ratifiziert" oder "bedroht" wird. Es ist zwar gerade keine Illusion zu glauben, jeder einzelne führe die Regie, inszeniere den Roman des eigenen Lebens; illusionär (oder gar pathologisch) wären nur die Annahmen, man täte dies stets unsozialisiert oder total determiniert.

Jemand, der über Literatur redet oder schreibt, kann grundsätzlich nichts "über" einen Text sagen, er kann auch nicht das (her-)auslegen, was in dem Text selbst liegt, sondern er kann seinen Hörern oder Lesern nur einen Mechanismus vorschlagen (gemeint wieder im Sinne von Anstoß zu einer Selbstdynamik), sich ihrerseits einen Text in einer Weise zu erzeugen, die für seine und ihre Vorstellungen einigermaßen akzeptabel ist. Aussagen über Außenwelt-Phänomene, über "Text" und "Autor" sind also in der Konsequenz eines solchen Vorschlags so zu formulieren, dass man als jemand, der über Literatur redet und schreibt, einen Selbstbeschreibungs-Mechanismus angibt, aufgrund dessen andere Hörer und Leser sich selber die betreffenden Phänomene gleichsam ein zweites Mal in einer parallelen Hervorbringung erzeugen können. Aussagen über "Text" und "Autor" müssen generativ sein. Auch der Essay kann nicht auf alle Grundbedingungen sog. "verständlicher", "akzeptabler" Darstellung verzichten, wenn es im Endeffekt darum gehen soll, halluzinatorisch hervorgebrachte Sonder-Beobachtungen zu verbreiten und Verbündete dafür zu finden.

Die Überlegungen zur endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung sind selbstverständlich nicht frei von gewissen Ähnlichkeiten und Parallelen mit anderen Konzepten wie "Selbstbeobachtung", "Selbst-

instruktion", "Selbstreferentialität", "Kognition" (im Sinne Maturanas), "Selbstbeschreibung" (im Sinne Luhmanns) und "Kognition" (im Sinne der kognitiven Psychologie), "Inneres Sprechen", "Inneres Gespräch", "Innerer Monolog" bzw. "Innerer Dialog" usw. - oder auch "Lebenswelt" und "Habitus". Ausdrücklich sei noch hingewiesen auf die "Theorie persönlicher Konstrukte" von George A. Kelly (1955, 1963). Aufs Ganze gesehen konnte die Lösung nur in einer neuen Bezeichnung bestehen, bei der noch alle Möglichkeiten der eigenen Bestimmung und Zuordnung gewährleistet waren: "Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung". Selbstverständlich gibt es in der Literaturwissenschaft mehr oder weniger intensive Rekurse auf "Leben" oder "lebensweltliche Zusammenhänge" praktisch von Anfang an; insgesamt gesehen scheinen mir aber die Unterschiede größer als die Ähnlichkeiten, ebenso wie die Äquivokations-Gefahr größer als die Wiederholungsgefahr sein dürfte. Zur vorwiegend soziologisch ausgerichteten Erforschung von "Selbstthematization und Selbstzeugnis" vgl. Hahn und Kapp 1987. Zur soziologischen Konzeption "Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung" vgl. Soeffner 1989. Phänomenologische Rekonstruktionen einer "Lebenswelt" z.B. betreffen eher die soziale "Lebenswelt" des Autors und nicht (wie hier) die individuelle des Lesers. Bei Alfred Schütz (1971), Thomas Luckmann und Alfred Schütz (1979) oder Jürgen Habermas (1981; vor allem mit Bezug auf Husserl und Wittgenstein) ist "Lebenswelt" gerade nicht etwas, was zunächst jeweils individuell einzigartig verkörpert wird, sondern etwas, was über individuelle Perspektiven hinaus von vornherein hauptsächlich intersubjektiv strukturiert ist. "Habitus" (etwa im Sinne Bourdieus 1982, 1989) bezeichnet ebenfalls etwas, was im vorliegenden Zusammenhang eher dem Bereich der Kultur, als Bereich von Konventionen, Rollen, Mustern, Normen, Regeln, Werten etc. zuzurechnen wäre, was aber gerade nicht jene "Welt im Kopf" beschreiben soll, die zunächst nur der einzelne Mensch (er)lebt. Bourdieus Habitus-Konzept impliziert fortlaufende Überschreitungen der Grenzen, die hier gewahrt bleiben sollen: Die Grenzen zwischen psychischen und sozialen Systemen. Ähnlichkeiten bestehen etwa auch zu dem in die Linguistik und Literaturwissenschaft übernommenen Konzept "Assimilation-Akkommodation" (nach Piaget; vgl. Eco 1973, 145f.; Groeben 1982, 154ff.) Zu erwähnen ist schließlich noch der von Luhmann vorgeschlagene "Sinn-Begriff"; für Luhmann ist "Sinnreproduktion auch immer Voraussetzung von Systemreproduktion" (1984a bzw. 1987a, 124); die Figur dieser "Sinnreproduktion" ist selbstverständlich selbstreferentiell: "Sinn korrespondiert als



evolutionäres Universale schließlich auch mit der These der Geschlossenheit selbstreferentieller Systembildungen. Geschlossenheit der selbstreferentiellen Ordnung wird hier gleichbedeutend mit endloser Offenheit der Welt. Diese Offenheit wird nämlich durch die Selbstreferentialität von Sinn konstituiert und durch sie laufend reaktualisiert. Sinn verweist immer wieder auf Sinn und nie aus Sinnhaftem hinaus auf etwas anderes. Systeme, die an Sinn gebunden sind, können daher nicht sinnfrei erleben oder handeln. Sie können die Verweisung von Sinn auf Sinn nicht sprengen, in der sie selbst unausschließbar impliziert sind. Innerhalb der sinnhaft-selbstreferentiellen Organisation der Welt verfügt man über die Möglichkeit des Negierens, aber diese Möglichkeit kann ihrerseits nur sinnhaft gebraucht werden." (1984a bzw. 1987a, 96; vgl. ebd. das Kapitel über "Sinn", 92-147) Zu Luhmanns Begriff von "Lebenswelt" vgl. 1990, 161f.

Gezeigt werden soll im folgenden, dass sich über triviale Feststellungen hinaus, man habe es mit dem "gleichen" Autor, mit dem "gleichen" Text und dem "gleichen" Leser zu tun, aufs Ganze gesehen mit den Konstrukten "Autor", "Text" bzw. "Leser" wenig differente Angaben machen lassen; schon bei der Beschreibung eines einzigen konkreten Rezeptionsverhaltens erscheint es nötig, diese Konstrukte aufzulösen in die verschiedenen Aspekte von "Autor", von "Text" und in die verschiedenen Rollen des "Lesers".

"Der synthetische Schriftsteller konstruiert und schafft sich einen Leser, wie er sein soll; er denkt sich denselben nicht ruhend und tot, sondern lebendig und entgegenwirkend. Er lässt

das, was er erfunden hat, vor seinen Augen stufenweise werden, oder er lockt ihn, es selbst zu erfinden." (Friedrich Schlegel: Kritische Fragmente 1797)

"Der Leser setzt den Accent willkürlich - er macht eigentlich aus einem Buche, was er will." (Novalis: Teplitzer Fragmente 1797)

### 3.1 "Leser" - die Lebensromane der anderen

Selbst ein Magnet ist ziemlich wirkungslos, wenn sich herausstellen sollte, dass einige Zielobjekte aus Holz sind. Keine andere Leserin, kein anderer Leser tut auch nur annähernd das, was wir meinen, das sie oder er tun würde. Die anderen sind eigenwilliger als wir glauben wollen; auch sie schreiben ihre individuellen "Lebensromane", und sie tun es auf ihre Weise; es besteht kein Grund anzunehmen, sie "zitierten" unseren "Lebensroman" oder wir "zitierten" den ihren. Ein Leser, der in seiner Kindheit selbst nie geprügelt wurde, wird die Prügel, von denen Bernhard Vesper in der "Reise" (1977) berichtet, natürlich nicht mit selbsterlittenen Schlägen in Verbindung bringen können; er wird sie notwendigerweise als Information über eine ihm fremd gebliebene Erfahrung realisieren. Ein Leser, der in einer westlichen Stadt-Zivilisation aufgewachsen ist, wird das Pathos schon im Titel von Pablo Nerudas "Ich bekenne, ich habe gelebt" als willkommene Fremdheit oder schlicht als Peinlichkeit erfahren. Leser hingegen, die eine andere kulturelle Tradition, die eine andere Lesekultur oder Lesesozialisation als wir selbst haben, berichten demzufolge auch von anderen Erfahrungen: Sie halten das, was wir hier als Pathos bemängeln, nicht zu unrecht für einen Ausdruck unserer eigenen Nüchternheit.

In empirischen Untersuchungen zeigt sich, dass eine Produktanalyse, wie gründlich sie auch immer sein mag, so gut wie keine Vorhersage über das Rezeptionsverhalten der anderen zulässt. Beinahe alles ist anders als man erhofft oder befürchtet hat. Aufgrund der unübersehbaren Vielfalt intervenierender, aber entscheidender Faktoren haben empirische Untersuchungen des Leseverhaltens immer auch dieses eine Resultat erbracht: Es lässt sich kaum eine, über das Banale hinausgehende Wirkung voraussagen, die bei "dem Leser" stattfindet. Schon seit den Anfängen empiri-

scher Leser-Forschung gilt der Faktor "Individualität" bzw. der "Faktor der Selektivität" (M. Dahrendorf 1979, 318) als wichtiger Faktor des Rezeptionsprozesses. (Vgl. etwa auch Maletzke 1963 oder Beinlich 1979) Es mag zum Teil an den Erhebungsverfahren selbst liegen, aber es bleibt bemerkenswert, dass die in den hermeneutischen Interpretationen reklamierten Effekte, wie zum Beispiel Erkenntnis, Selbstvergewisserung, Sinnstiftung, Irritations- und Veränderungswille, in erheblicher Differenz zu empirisch nachweisbaren Effekten des allgemeinen Umgangs mit Literatur stehen; in den Resultaten empirischer Studien, die allgemeines Leseverhalten untersuchen, scheint alles viel unpathetischer, und es wird deutlicher, dass der Umgang mit Literatur einem normalen Hobby nicht eben unähnlich ist. Eigene empirische Arbeiten mit sog. "Laien" haben gezeigt: Sie haben weder unsere Literaturkonzepte, noch haben sie jene Konzepte populärer Schreib- und Lesekultur, die wir ihnen unterstellen. Vom eigenen Standpunkt aus müssten wir die Literatur-Erwartungen z.B. von Strafgefangenen für eine auffällige "Selbsttäuschung" der "Laien" halten, aber andererseits erweisen sich diese Erwartungen als so effektiv, dass man schließlich in der Tat fragen müsste, auf welcher Seite der "Irrtum" denn nun liegt. (Vgl. Scheffer 1984 und 1985) - Ein in bestimmten "alternativen" Kreisen noch kürzlich massenhaft verbreitetes Buch war "Johannes" von Heinz Körner (achtundzwanzig Auflagen zwischen 1978 und 1988). Ich finde das Buch so schlecht, dass es mich nicht einmal ärgern kann; ich kenne aber Leute, die sich täglich daraus vorlesen, es stets im Rucksack haben (er fungiert als "Kontext") und die glaubhaft berichten, es habe ihr ganzes Leben grundsätzlich verändert.

Man bekommt den einzelnen Leser nicht heraus aus der Frage nach der Bedeutung von Texten. Was wir jeweils lesen, ist unser eigenes soziales, aber auch darin individuelles Leseverhalten, und nicht ein unabhängiger Text, der ein intersubjektiv standardisiertes (und so gesehen auch prognostizierbares) Leseverhalten erzwingen würde. Die Bedeutungs-Zuschreibungen eines einzelnen Lesers hängen, neben unzähligen anderen Faktoren unter anderem ab vom Alter des Lesers, von seinem Sozialstatus, seiner Kulturzugehörigkeit, seiner Intelligenz, seiner Informiertheit, seiner Beeinflussbarkeit; von seinem sog. "Selbstwertgefühl" etwa hängt es ab, inwieweit Bekanntheitsgrad des Autors und seines Buches bei dem jeweiligen Leser an Einfluss gewinnen. Im Rezeptionsprozess spielen Persönlichkeitsvariablen des jeweils einzelnen Lesers eine

wesentlich stärkere Rolle als Textelemente wie Stil, Komplexität, Intensität, Kohärenz oder ähnliches. (Vgl. Liebhart 1979)

Ernstzunehmende Leserbefragungen haben stets auch eine eminente Verstehensklüft zwischen professionellen Lesern untereinander und übrigen Lesern gezeigt; wie sollte es auch anders sein, wenn man Faktoren wie Umfang des Wissens, Intelligenz und Kreativität (um nur wenige zu nennen) als Rezeptionsfaktoren berücksichtigt, ganz abgesehen davon, dass es sich um verschiedene Sozialsysteme handelt bei "Laien" und "Experten". Der Riss zwischen den "Gebildeten" und den "Ungebildeten" ist so gesehen überhaupt nicht zu kitten; daher wären auch Herrschafts-Metaphern wie "Herrenleser" und "Knechtleser" (White 1986; vgl. auch Bogdal 1990, 9ff.) mindestens dann sinnlos, wenn mit ihnen die Erwartung auf "Besserung" verbunden würde. Roland Barthes unterscheidet zwischen einer "akribischen" Experten-Lektüre und einer Lektüre, die eher das "Anekdotische" sucht. (1974, 20; ähnlich Bourdieu 1989, 61) "Die Vorstellung eines in sich einheitlichen Kommunikationszusammenhangs der Literatur ist vor dem Hintergrund gegenwärtiger literarischer Kommunikationsverhältnisse nicht haltbar; die verschiedenen Bereiche, Teil- und Subsysteme, die dem Begriff 'literarische Kommunikation' untergeordnet werden können, lassen sich von der Ebene der Literatur aus nicht zu einer 'Einheit', einem homogenen Ganzen zusammenschließen." (Dimpfl 1981, 260)

Die Frage, ob die deutsche Rezeptionsästhetik, der französische und angelsächsische Strukturalismus bislang schon energisch die Aufgabe betrieben haben, eine Literatur-"Geschichte" des Lesers zu schreiben, lässt sich bestenfalls mit einem "teils, teils!" beantworten. Ebenso bezweifeln lässt sich, dass eine "kognitive Wende" in der Literaturwissenschaft schon stattgefunden hat; sie ist stellenweise eingeleitet worden; (neo-)behavioristische Konzepte des Text-Leser-Input-Output sind nach wie vor verbreitet. - Die Kritik von Jauß an der formalistischen Schule der Literaturwissenschaft - sie mute "dem Leser das theoretische Verständnis des Philologen zu, der in Kenntnis der Kunstmittel über diese zu reflektieren vermag (...)" (1970, 168) - diese Kritik wäre teilweise zu generalisieren und gerade auch auf Jauß' Konzept vom Dialog zwischen Text und (Ideal-)Leser zurückzubeziehen. (Vgl. Link 1973; Jäger 1974; Viehoff 1976; Ibsch 1984; H. Müller 1984) "Rezeptionsästhetik" bleibt auch bei Iser eher eine Akzentverschiebung im Rahmen herkömmlicher "Werkäs-

thetik"; der Versuch, sich einem, im Text vorgegebenen Sinn-Potential anzunähern, ist auch hier nicht verworfen worden. (Vgl. Eagleton 1988, 44ff.) Derjenige Leser, der in üblichen rezeptions-orientierten Textinterpretationen modelliert wird, ist eine Art abstrakter Super-Leser; sein Verhalten entspricht nicht den Kognitionen und Emotionen, die anlässlich von Text konkret gelebt werden.<sup>3</sup> Mindestens in ihrer Interpretations-Praxis erfindet die Rezeptionsästhetik einen werk-passenden Leser, der die intendierte Werkdarstellung nun auch aus der Leserperspektive stützen soll. Es wird eine Vorstellung von "dem Leser" imaginiert, die dann als konkreter oder repräsentativer Bezugspunkt dafür dient, was vermeintlich "der Text" im "Leser" bewirke. "(...) Das von Jauß vorgeschlagene Rezeptionsmodell (kann) sinnvoll nur gedacht werden für eine sehr kleine Gruppe des gegenwärtigen Literaturbetriebs, deren Mitglieder sich in ihrer sozialpsychischen (lebenspraktischen) Verfassung und in ihrem literarischen Rezeptionsverhalten durchaus unterscheiden vom generellen realen oder gar potentiellen Leser moderner Literatur." (Viehoff 1976, 98) Eine wissenschaftliche Rezeptionsforschung kann sich - im Unterschied zu einer essayistischen Praxis der Sonder-Beobachtung - prinzipiell nicht auf den professionellen Leser festlegen. "Die Rezeptionswissenschaft kalkuliert mit dem Leser - aber sie untersucht ihn nicht." (Willenberg 1978, 7; zur Kritik an der Rezeptionsforschung, wonach z.B. der "empirische Leser" keine Rolle spielt, vgl. H.-H. Müller 1988)

Die Spannweite eines wissenschaftlich "fairen" Leser-Begriffs müsste reichen "(...) vom Buchkonsumenten oder Bibliotheksbenutzer, der Gegenstand der empirischen Buchmarktforschung ist, bis zum 'impliziten Leser', der 'den im Text vorgezeichneten Aktcharakter des Lesens' bezeichnen soll, vom Leser als Teil eines 'cultural patterns', dem das Interesse der literatursoziologischen Systemtheorie gilt, bis zum Leser als Teil der Literaturgesellschaft innerhalb der marxistischen Forschung." (Zimmermann 1977, 18) Auch alle Versuche zu einer Leser-Typologie, mit Hilfe derer sich dann auch die jeweils einzelnen Reaktionen auf einen vorgegebenen Text einigermaßen brauchbar hätten darstellen oder gar voraussagen lassen, sind seit ihren Anfängen bislang gescheitert. "Es erscheint durchaus als möglich, dass diese als ineffektiv oder als unlösbar erkannte Aufgabe, ein Typensystem zu entwerfen, ähnlich wie in der modernen Psychologie völlig an den Rand rückt, und durch Herausarbeiten von Faktoren bzw. Dimensionen ersetzt wird, die im einzelnen Leser und in Lesergruppen erkennbar werden." (Beinlich 1979,

226) - In seinem "Grundriss der empirischen Literaturwissenschaft" (1980 und 1982) hat Siegfried J. Schmidt die vielfältigen Voraussetzungen aufgelistet, die bei jedem Textverstehen zu berücksichtigen wären; das sind u.a. das Wissen, die Fähigkeiten, Motivationen und Intentionen der einzelnen Rezipienten; ihre psychische und emotionale Situation; die jeweiligen ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen; das Vorwissen über den Leseprozess, die Erwartungen an den Leseprozess; usw.

Der einzige Typ des Rezipienten, den die linke Medienforschung der 60er und 70er Jahre vorsah, war der Typ des abgrundtief manipulierbaren und manipulierten Mediennutzers. Der selbständig denkende, aktiv handelnde Rezipient, dieser andere bildete zwar die Hoffnung der Forscher, aber das Zutrauen zu derlei Fähigkeiten des anderen war wohl nie so gering wie in eben dieser Forschungspraxis. Die tagtäglich registrierbare Kränkung, dass der andere sich auch gleichsam ohne geheime Verführer, lautstarke Souffleure und allgewaltige Manipulateure einigermaßen selbständig und aktiv für die "falschen" Programme entscheiden könnte, dieses mögliche Desaster der eigenen Ansprüche wurde ausgeblendet: der andere erschien zu umstandslos in der eigenen anti-ideologisch gestimmten Leideform, oder er erschien als Opfer seiner Triebe, noch unaufgeklärt. Solche Positionen bestehen mindestens ansatzweise weiter in jeder kulturkritischen Medienforschung: sie lassen sich vielleicht nicht gänzlich vermeiden, wenn es um eine weitreichende Medienkritik gehen soll; immerhin könnte explizit klargestellt werden, dass man sich in Distanz zu den rezipierenden anderen begibt.

Gerade der hier zu konzipierende Sonder-Beobachter, der Essayist würde nicht mehr behaupten, seine Kognitionen und Emotionen über den Text kämen von der Sache her; seine überdurchschnittlichen Kenntnisse und sein überdurchschnittliches Reflexionsniveau isolieren ihn geradezu von dem, was beinahe im gesamten restlichen Leserkreis an einzelnen Textverständnissen vorliegt. Wer z.B. nur zwei literarische Autobiographien gelesen hat, wird die zweite zwangsläufig an der ersten Autobiographie messen usw.; Texte treffen auf bereits rezipierte Texte, doch das hier bezeichnete Problem der sogenannten "Intertextualität" konkretisiert sich nur in der qualitativen und quantitativen Kompetenz des jeweiligen Rezipienten und nicht in einem subjektunabhängigen Austausch zwischen zwei oder mehreren Texten. Wenn man viele Autobiographien gelesen

hat, wird man keine Sensationen über das Thema "Lebenslauf" mehr entdecken, sondern man wird vermutlich eher feststellen, dass sich auch Wiederholungen solcher Erfahrungen, die einem einzelnen Autor oder einem anderen Leser als einzigartig gelten, schließlich doch nicht vermeiden lassen. (Das ist auch das Elend der Pornographie.) Die Ähnlichkeit bzw. Zitathaftigkeit von Leben und Lebensbeschreibungen kann nur dem problematisch erscheinen oder überhaupt auffallen, der viele Autobiographien kennt und der zugleich von Literatur mehr erwartet, als der herrschende Standard fordert. In der "avanciertesten" Literatur der Moderne geht es ja ohnehin nicht mehr nur um ein beiläufig vermehrtes Zutun des jeweiligen Lesers, sondern tatsächlich um eine Art "Schreibvorgang", wonach sich der jeweilige Leser erst eine von vielen möglichen Lektüre-Fassungen herstellen muss; in diesem Kontext fungiert etwa Ecos "Modell-Leser": "Der Modell-Leser von 'Finnegans Wake' ist jener Operator, der in der Lage ist, die größtmögliche Anzahl dieser sich überlagernden Lektüren zur gleichen Zeit zu erfassen." (1987, 72; vgl. Culler 1988, 40) An die Stelle des allwissenden Erzählers treten Strukturangebote, die die Rolle des Lesers allein schon thematisch fundamental verändern, und je weniger "selbst-erfahren" ein bestimmter Leser ist, desto hilfloser oder ablehnender wird er natürlich das Angebot konkretisieren. - Konzepte, wonach literaturwissenschaftliche Interpretationen vor allem dazu dienen, unkundigeren Lesern zu helfen, müssen ebenso kritisch eingeschätzt werden - aufgrund des "Problems des Anderen" - wie Behauptungen, der Literaturkritiker handele als "stellvertretender Leser". (Ausführlichere Angaben siehe Kapitel 4)

Wer einige Jahre lang Buchbesprechungen und literaturwissenschaftliche Interpretationen zur Gegenwartsliteratur gesammelt und miteinander verglichen hat, wird mindestens gelegentlich zu dem Verdacht kommen, der größte gemeinsame Nenner aller Äußerungen sei weder am jeweiligen Text noch am jeweiligen Autor festzumachen, sondern weit eher daran, dass es sich in jedem Fall um mehr oder weniger explizite Selbstbeschreibungen der jeweiligen Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler handelt. Dagegen ist wenig zu sagen, denn etwas wesentlich anderes scheint gar nicht vorstellbar; es bleibt indessen zu kritisieren, wenn nicht nur die konsensuellen Standard-Beobachtungen, sondern auch noch die eigenen Sonder-Beobachtungen dem "Autor" oder dem "Text" zugeschrieben oder sogar angelastet werden. Literaturkritiker geben im Unterschied zu den Literaturwissenschaftlern noch eher ihre

eigenen Voraussetzungen zu erkennen. Vor allem Literaturkritiker würden nicht rundweg bestreiten, dass ihre Kritik "subjektabhängig" ist, aber auch sie kaschieren mit Literatur-Interesse, mit Sach-Interesse zuweilen den allerpersönlichsten Bedarf, der sie zwingt, in der Rolle des Maklers oder Mäklers nun auch öffentlich mit ganz bestimmten Literatur-Konzepten aufzutreten. - Nicht nur die allgemein verbreiteten, sondern gerade auch die persönlichen Wertvorstellungen der Literaturkritiker dominieren alle weiteren Maßstäbe: In den sechziger und siebziger Jahren hatte Literatur sozial orientiert und politisch motiviert zu sein: in den achtziger Jahren verlangten z.T. dieselben Kritiker nun subjektzentrierte und neuerdings ökologisch ausgerichtete Interessen. (Vgl. Viehoff 1989) Unzeitgemäßen Themen droht von vornherein der Verriss, und "schwierige" Literatur scheint weniger denn je ins Lebensgefühl professioneller Rezeption zu passen.

Zur Illustration der These, Interpretationen, gerade auch Interpretationen autobiographischer Texte seien Selbstäußerungen der jeweiligen Interpreten, schlage ich vor, die folgenden Zitate in dieser Perspektive zu lesen; dabei sollen die eigenen Überlegungen nicht etwa aufgrund "schlechter" Beispiele gerechtfertigt erscheinen; die Beispiele sind durchschnittlich "gut" und sie stammen aus den Hoch-Zeiten der neueren literarischen Autobiographie Mitte der siebziger, Anfang der achtziger Jahre. - Christa Rotzoll schreibt in ihrer Besprechung der "Eisheiligen" von Helga M. Novak (1979): "Helga M. Novak nennt ihre Kindheitsgeschichte 'Die Eisheiligen'. (...) Aber die eine Frau,<sup>4</sup> die immer geifert, immer losdrischt oder nur den Stumpfsinn ihrer Klasse und Epoche von sich gibt, verzerrt, verwischt, verdunkelt jedes Zeitbild und verdirbt mir die Lektüre durch Monotonie. Frau Novak ist nicht alt. Sie kann, vielleicht durch diese Niederschrift gefördert, das Grauen der Kinderjahre auch als Autorin immer noch bezwingen." (Süddeutsche Zeitung 10.10.1979) - Wir müssen uns Christa Rotzoll, so vermute ich, als ältere Frau oder genauer gesagt als "ältere Dame" vorstellen, der das kleinbürgerliche Milieu, die "Klasse" der "Eisheiligen" schwer erträglich scheint, und wenn Helga M. Novak überhaupt eine böse Stiefmutter darstellen darf (nirgendwo in dem Buch ist gesagt, dass es sich um ihre eigene Stiefmutter handelt), dann soll die Bösartigkeit nicht vom "Stumpfsinn ihrer Klasse" geprägt sein. Die spannende Möglichkeit, sich als Leser den Herausforderungen fremder, aufschlussreicher kleinbürgerlicher "Monotonie" zu stellen, ist hier von Anfang an nicht vorgesehen. Mir selber erscheinen "Die Eisheiligen" nicht



monoton und "de; ich fürchte, "Kaltosophie" könnte für meine "Geschichte" in allen Details aufschlussreicher sein, als mir lieb ist; beinahe unwillkürlich sehe ich mich veranlasst, der Rezension von Christa Rotzoll oder etwa auch der von Gert Ueding zu widersprechen.

Gert Ueding führt seine Kritik an "falschen" Stilmerkmalen auf das "reale" Leben von Helga M. Novak zurück, von dem er aber nur dadurch wissen kann, dass er "Die Eisheiligen" als Autobiographie liest, dass er das, was in diesen falschen Stilmerkmalen zum Vorschein kommt, dann doch als richtig und authentisch nimmt: "Alle Kunstfertigkeit der Autorin, der dauernde, fast manisch wirkende Wechsel der Stilebenen und Darstellungsformen, vom inneren Monolog zur Wechselrede im Dramensatz, vom Prosagedicht zur Schlagermontage, zum nüchternen Bericht und Brief, dieser große ästhetische Aufwand vermag doch die Monotonie und Ödnis nicht zu überdecken, die allein noch von einer verschollenen Kindheit zeugen." (Frankfurter Allgemeine Zeitung 22.9.1979)

Auch die für viele Rezensenten unvorstellbaren Leiden "Holls" (auf einem österreichischen Bauernhof) in Franz Innerhofers "Schöne Tage" (1974), sind für jemanden, der seine eigene Kindheit (wenn vielleicht auch als Bürger-Sohn) auf dem Dorf in Bayern oder in Österreich verbracht hat, gerade nicht unvorstellbar. (Ein klavierspielendes Kind hingegen, ein "Tonio Kröger" etwa dürfte nicht nur für den Germanisten Franz Innerhofer eher die vergleichsweise exotische Kinder-Figur geblieben sein). - In seiner Besprechung des Buches "Über mich selbst" (1978) von Roland Barthes zitiert Christian Linder zuerst Barthes: "Sie allein können sich immer nur als Bild sehen, niemals sehen Sie Ihre Augen, es sei denn verdummt durch den Blick, den Sie auf den Spiegel oder das Objektiv richten (mich würde nur interessieren, meine Augen zu sehen, wenn sie dich ansehen): Sogar und vor allem für Ihren Körper sind Sie zum Imaginären verurteilt." Und Linder fügt hinzu: "Ich muss das noch einmal wiederholen: Ich möchte meine Augen sehen, wenn sie dich ansehen. Ein erregender Gedanke. Er ermöglicht tiefere Einblicke in die Person Roland Barthes' als wahrscheinlich jede noch so differenzierte theoretische analytische Äußerung." (Frankfurter Rundschau 17.3.1979) Mich erregt speziell dieser Gedanke Barthes bzw. Linders überhaupt nicht; die Vorstellung, die eigenen Augen in dieser Situation sehen zu können oder zu müssen, reizt mich weder bei mir, noch bei anderen (sei es nun aus Scham, Koketterie oder Schutz der Eitelkeit). - In einem Aufsatz eben-

falls von Christian Linder über die "Ästhetik des Widerstands" von Peter Weiss liest man (nach dem man durch weitere Aufsätze vermuten kann, dass Christian Linder offenbar selbst eine "Psychoanalyse" macht): "Peter Weiss hat sich in der "Ästhetik des Widerstands" (1975) dem Zwang eines Ich-Ideals unterworfen und lässt sich davon bestrafen." (1981, 240) - Anlässlich seiner Lektüre der "Ästhetik des Widerstands" konstatiert Fritz J. Raddatz: "Entstanden ist ein Text ohne Körperlichkeit, in den Fakten der Wörter nistet nichts." (Die Zeit 25.10.1975) Wer steht für dieses nach Körperlichkeit und intrinsischen Fakten verlangende Nest-idyll der Literatur? - Auch die Entscheidungen, ob "Die Ästhetik des Widerstands" autobiographisch ist oder nicht, scheinen beliebig: Die einen Rezensenten bejahen die Frage entschieden (Christian Linder), oder eingeschränkt (Hans Christoph Buch in "Der Spiegel" 2.11.1978), oder sie bestreiten energisch jeden autobiographischen Charakter: "Aber das Ich hat hier keine autobiographischen Züge mehr." (Ernst Nef in Neue Zürcher Zeitung 27./28.3.1976) - Gert Ueding schreibt in seiner Kritik der "Ästhetik des Widerstands": "Die Wendung des Erzählers zur Geschichte ist begründet in der völligen Haltlosigkeit seiner gegenwärtigen Existenz." (Frankfurter Allgemeine Zeitung 9.12.1978) Wenn tatsächlich die abstrakte Figur "des Erzählers" gemeint ist, wäre es sinnlos, von der "völligen Haltlosigkeit seiner gegenwärtigen Existenz" zu sprechen; "der Erzähler" als abstrakte Figur ist ja dann lediglich durch die "Wendung zur Geschichte" definiert. Nicht zuletzt in Abhängigkeit davon, wie attraktiv man die Vorstellung eines alternativen Lebens, konkretisiert im Wunsch, selbst ein Spanienkämpfer gewesen zu sein, bei sich selber hervorbringen kann und will, wird die Autobiographie-Deklaration vorgenommen und die "Ästhetik des Widerstands" für "gut" oder für "schlecht" befunden. Die Reaktionen auf das Buch ergeben "ein dunkles Kapitel in der jüngsten Geschichte der bundesrepublikanischen Literaturkritik". (Cramer 1985, 17; vgl. auch Lilienthal 1988)

In einer eigenen ("lobenden") Rezension habe ich etwa Christoph Meckels "Suchbild. Über meinen Vater" das als Unterlassung vorgehalten (allerdings mit expliziten selbstkritischen Zweifeln), was mir damals als eigenes persönliches Programm wichtig war: Die Eltern auch in Ruhe lassen zu können; eine Psychoanalyse-Kritik, die entschieden dem eigenen Wohlempfinden diene, trug dazu bei, meine Einschätzung einer literarischen Autobiographie zu formulieren. (Frankfurter Rundschau 17.5.1980) - Es besteht offenbar eine schwer zu unterdrückende Neigung,

seine eigenen Probleme ins Spiel zu bringen, indem man über die Person des Autors befindet, indem man den äußeren Anlass irgendeiner Publikation abwartet - und natürlich insgesamt davon absieht, dass man als Kritiker von seinen eigenen Beobachtungen redet. Gelegentlich wird die fortschreitende Lektüre zum ärgerlichen Dementi unserer Phantasie (oder es gelingt uns gerade noch, von "willkommener Irritation" zu sprechen).<sup>5</sup>

Bei den Büchern der anderen Literaturwissenschaftler, besonders bei den Büchern mit globalen Themen vermischen wir nicht selten das am meisten, was wir selber an Stelle des Autors gesagt hätten oder schon gesagt und publiziert haben - so als sei es die vorrangige Aufgabe eines Autors, seine Assoziationsfähigkeit und Kompetenz an dem uns selber bereits Bekannten mit geradezu prophetischen Zitaten zu beweisen, statt seinerseits Unbekanntes vorzuschlagen. Auch jede Innovations-, jede Irritations- oder Kontrast-Theorie der Wirkungen von Literatur hätte also stets bei den Erwartungen, bei den Kompetenzen des jeweiligen Rezipienten (bzw. der jeweiligen Rezipienten-Gruppe) anzusetzen, und irritierende Wirkungen von Texten ließen sich allenfalls dann - behelfsmäßig - an den Text delegieren, wenn im gleichen Zuge eine Rezipienten-Gruppe mit einem Höchstmaß ähnlichen Verhaltens bestimmt werden könnte.

Der Umgang mit Literatur ist in jedem Fall ein Prozess mit relevanten emotionalen Anteilen - zunächst ungeachtet dessen, wie hoch man diese Anteile konkret veranschlagt und wie man im einzelnen das Verhältnis von Emotion und Kognition bestimmt. Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler fühlen, dass sie nicht die besten Adressaten sind, wenn Susan Sontag fordert: "Statt einer Hermeneutik brauchen wir eine Erotik der Kunst." ("Gegen Interpretation" 1964 bzw. 1968) Lesend, halluzinierend sind wir freilich ein wenig abenteuerlustiger als in der übrigen Lebenspraxis, doch unsere Rest-Ängste begrenzen die Spielräume der Literatur, die wir proklamieren. Literatur erscheint nicht selten völlig anders, nicht selten ungleich aufregender, wenn die Autoren selbst sich über Literatur äußern: Sie leben, konstruieren und artikulieren einen ungewöhnlicheren, riskanteren Typ von Beobachtung, und wenn der Ausgangs-Ort dieser ungewöhnlichen Einfälle nicht "der ursprüngliche Text selbst" sein kann, dann bleibt als Bezugsgröße erneut nur der jeweilige Beobachter selbst, seine Art der Selbstbeschreibung (die dann allerdings auch wiederum einen geeigneten Leser finden muss). "Schöpferische Akte sind mit einem Mangel an Schrecken verbunden. Ich glaube, der

Künstler - und das gilt auch für Maler und sogar für Musiker - , der Künstler hat nicht soviel Angst vor Veränderung, er kann viel mehr Unsicherheit aushalten als vielleicht die Mehrheit der Menschen." (Lars Gustafsson 1989,126) Es gibt empirische Untersuchungen, die das bestätigen: Schriftsteller "(...) sind viel größeren psychologischen Problemen ausgesetzt, verfügen aber auch über ungleich mehr Möglichkeiten, mit diesen Problemen fertig zu werden." (Barron 1983, 160) "Aushalten" und "Riskieren" - "flexible persistence" - nennt McMullan als Kriterien der "paradoxen Persönlichkeit kreativer Individuen". (1976)

Literaturwissenschaftler dürften wohl äußerst selten solche riskanten und interessanten Interpretationen wie etwa Kafka und Brecht im Fall der Odyssee vorgelegt haben: Kafka erwägt, dass "die Sirenen eine noch schrecklichere Waffe als den Gesang, nämlich ihr Schweigen" hätten ("Das Schweigen der Sirenen"; entstanden 1917, publiziert 1931), und Brecht, der sich in seinem Zweifel am Mythos ausdrücklich auf Kafka beruft, entlarvt Odysseus als "vorsichtigen Provinzler" - und favorisiert damit eine Distanz, eine Kritik, die ein Literaturwissenschaftler wohl schon allein deshalb nicht imaginieren könnte, weil er die Angst des Helden seinerseits allzu leicht verkörpert: "Sollten diese machtvollen und gewandten Weiber ihre Kunst wirklich an Leute verschwendet haben, die keine Bewegungsfreiheit besaßen? Ist das das Wesen der Kunst?" (1933; zitiert nach Brecht 1965, 227)

Nicht zuletzt die eigenen Ängste bringen uns immer wieder dazu (auch gegen besseres Wissen), Literatur als "Heilmittel" zu propagieren. Im Unterschied zu den Literaturwissenschaftlern und Literaturkritikern sprechen viele Autoren gerade auch von den "unheilvollen" Wirkungen der Literaturproduktion und Literaturrezeption, während Literaturwissenschaftler und Literaturkritiker offenbar fast ausnahmslos darauf angewiesen sind, "heilsame" Effekte zu suchen und zu proklamieren. (Zu den Ausnahmen rechnet Muschg 1981) Immer noch wird in theoretischen Überlegungen und im Einzelfall von Interpretationen und den darin vorgenommenen Schlussfolgerungen beansprucht, Literatur diene dazu, "(...) den Menschen a) (psychologisch) von Erstarrung zu befreien und ihm dadurch einen höheren Grad von Lebendigkeit zu ermöglichen und b) (gesellschaftspolitisch) vom Status-Quo-Denken abzubringen und ihn für gesellschaftlichen Fortschritt und für Bereitschaft zur Veränderung freizumachen. (...) Es liegt auf der Hand, dass es sich hier nicht um empi-

risch verifizierbare Wirkungen handeln kann; es wäre beispielsweise durchaus denkbar, dass eine Scheinaufhebung von Entfremdung diese in der Realität nur verfestigt. Daran wird deutlich, dass in solchen Funktionsbehauptungen vorurteilshafte Bewertungen von Kunst eingehen, die schichten- und damit ökonomisch-bedingt sind." (M. Dahrendorf 1979, 325 in einer kritischen Zusammenfassung) Mit mächtigen Worten und ganzen Büchern wird die Skepsis übertönt, die bei den Schriftstellern selbst, besonders bei denen von "Rang" noch anzutreffen ist.<sup>6</sup> Kafka, zum Beispiel, zählt sich dagegen in einem Brief an die Schwester von Julie Woryzeck zur "(...) Auswurfklasse des europäischen Berufsmenschen / Beamter, dabei übernervös, tief an alle Gefahren der Literatur verloren." (Zitiert nach Born et al. 1969, 39) Über seine schreibende Auseinandersetzung mit dem Vater notiert Kafka: "Ich hätte es doch nicht aufschreiben sollen, denn ich habe mich geradezu in Hass gegen meinen Vater hineingeschrieben." (Tagebuch-Eintragung vom 31.10.1910)

Zwar beginnt etwa Peter Handke seinen Roman "Wunschloses Unglück" (1972) anlässlich des Todes seiner Mutter noch mit Hinweisen wie dem folgenden: "Wenn ich schreibe, schreibe ich notwendig von früher, von etwas Ausgestandenem, zumindest für die Zeit des Schreibens. Ich beschäftige mich literarisch, wie auch sonst, veräußerlicht und versachlicht zu einer Erinnerungs- und Formulierungsmaschine." (S. 9) Aber gegen Schluss wird auch diese Distanz wieder dementiert: "Es stimmt nicht, dass mir das Schreiben genützt hat. In den Wochen, in denen ich mich mit der Geschichte beschäftigte, hörte auch die Geschichte nicht auf, mich zu beschäftigen. Das Schreiben war nicht, wie ich am Anfang noch glaubte, eine Erinnerung an eine abgeschlossene Periode meines Lebens, sondern nur ein ständiges Gehabe von Erinnerungen in der Form von Sätzen, die ein Abstandnehmen bloß behaupteten." (S. 92) - Das ganze Dilemma der "Heilung" qua Literatur wird bei Cesare Pavese deutlich: "Aber im Grunde ist das Dichten eine immer offene Wunde, wodurch die richtige Gesundheit des Körpers den Eiter ausstößt." ("Das Handwerk des Lebens" 29.12.35) Durch die schriftliche Fixierung wird auch nicht per se und in jedem Fall eine unübertreffliche Ordnung in eine Lebensgeschichte gebracht, die real so gar nicht zu erzielen sei, wie Christian Enzensberger (1977) dies voraussetzt; auch der umgekehrte Fall, dass nämlich der Text ungeordneter erscheint als der real konstruierte Lebensroman, ist immerhin denkbar; der schriftliche Text, der ja keinesfalls eine Repräsentation der endlos autobiographischen Tätigkeit sein kann, "gefährdet"

dann aufgrund dieser Umsetzung, dieser Veränderung den vorher einigermassen "reibungslosen" Ablauf des Lebensromans. Die variable Interaktion des Autors mit seinem Text lässt sich zwar voraussetzen, aber nicht über den Einzelfall hinausgehend in nur eine Richtung (z.B. die Richtung therapeutischer Effekte) markieren.<sup>7</sup>

Literatur "verursacht" natürlich andererseits auch nicht irgendein Unheil. Wer außer den Gefängnisdirektoren müsste befürchten, Kriminalromane verursachten oder verstärkten Kriminalität? Wer aber würde andererseits bestreiten wollen, dass Pornographie animiert und frustriert? Aber auch das geschieht wohl eher als "Beschleunigung" bzw. als "Verzögerung" und nicht als "Verursachung". In eher seltenen Fällen scheint Literatur ähnlich wie das Fernsehen die konkreten "Drehbücher" einer ohnehin geplanten Tat zu beeinflussen: Schreibend antizipiert Jack Henry Abbott, eine literarische Entdeckung Norman Mailers, die konkrete Ausführung eines Mordes, den er später tatsächlich begeht. (Vgl. Ungeheuer 1982). Die Autobiographie eines süchtigen Heroin-Dealers mag uns selber als ein Hineinreden ins "Unheil" erscheinen, für den Autor diente sie dazu, sich - unter Umständen sogar "heilsam" - den eigenen drohenden Heroin-Tod zum attraktiven Risiko zu machen: "Wenn ich sterbe, geschieht das im Augenblick eines Tanzes, und selbst wenn ich erstarre, wird es in einer tänzerischen Bewegung sein. Und da demnach eine profane Sargkiste - jenes Hemmnis für die Würmer - zu eng sein wird, wird man mich verbrennen; und bei dem Versuch, meine Asche in eines meiner selbstgefertigten Tongefäße zu geben, wird dieses zerbersten." (Zitiert aus einem unveröffentlichten Manuskript, das ich bei meiner Literatur-Arbeit mit Strafgefangenen der Justizvollzugsanstalt Dieburg/Hessen bekam; vgl. Verf. 1984, 1985)

Es finden sich in der neueren Literaturgeschichte nur sehr wenige Beispiele, in denen die Autoren für sich oder für andere Autoren die Literaturproduktion als "Heilmittel" reklamieren.<sup>8</sup> Einige Schriftsteller bestehen geradezu darauf, dass es ihnen gerade wegen ihrer Literaturproduktion schlecht gehe und auch schlecht gehen müsse. So rief Hans-Jürgen Heises kritische Frage "Wie depressiv sind unsere Poeten?" bei allen Kollegen, die sich zu Wort meldeten, heftigste Entrüstung hervor; den Verdacht, kein unglücklicher Mensch zu sein, wollte niemand auf sich sitzen lassen. (Debatte in "Die Zeit", August bis September 1982).

Die gängigen Vorstellungen von der Literatur als dem Bewältigungsversuch einer außerliterarischen Misere erscheinen äußerst problematisch. Ansichten, wie die, Literaturproduktion (und Literaturrezeption) mildernden Aggressionen, sind wohl nicht zuletzt auf Freuds optimistische Einschätzungen über Literatur rückführbar: Freud spricht im Zusammenhang mit Dichtung von "Tagträumen", von "Ersatz- und Surrogatbildung" (in dem frühen Aufsatz "Der Dichter und das Phantasieren" 1907/1908), aber Freud versteht, soweit ich sehe, Literaturproduktion nie als "schlechte" Bewältigungsleistung (so, als wäre der Bedarf nach Dichtung schon eine Art psychischer Niederlage all derer, die Dichtung fortlaufend nötig haben). Freud hat größten Respekt vor der Dichtung und vor den Dichtern. Trotz aller Veränderung der frühen Theorie von Dichtung, die Freud und seine Nachfolger vorgenommen haben, gibt es von Seiten der Psychoanalyse offenbar keinen generellen Zweifel an den grundsätzlich (eher) positiven Möglichkeiten von Literatur: Immer dann, wenn Literatur auf eine drohende oder bereits vorhandene "Neurose" bezogen wird, kann Dichtung - wenn sie kompensatorisch verstanden wird - natürlich zwangsläufig heilsamer wirken, als die "unbearbeitete Neurose"; die Möglichkeit der Gegenprobe ist freilich nie gegeben: Der Hinweis, es hätte noch schlimmer kommen können, ist wohl nicht zu widerlegen. Das gilt auch für die nicht gerade unemphatischen Proklamationen vom "heilsam versichernden Probehandeln". (Vgl. Hart Nibbrig 1983, 7)

Ganze Literaturbewegungen und Gattungsfragen ließen sich in emotionalen Relationen beschreiben: Die Produktion und Rezeption der neueren sog. "experimentellen Literatur" hat offenbar in der Zurückdrängung emotionaler Erfahrungen ihr umfassendstes Kennzeichen; folgt man den Vorschlägen einer empirischen Untersuchung von Schmidt und Zobel (1983), dann hätten Autoren und geneigte Leser der neueren experimentellen Literatur gleichsam "vorab" schon entschieden, dass Literatur gerade keine vorwiegend emotionale, sondern eine vorwiegend intellektuelle Auseinandersetzung für Produzenten und Rezipienten darzustellen habe; die Nachordnung von Gefühlen erklärt das Desinteresse an nicht- oder weniger experimenteller Literatur.

Wer pornographische Texte untersucht, wird nicht nur kognitive und emotionale, sondern auch noch physiologische Verstehensprozesse berücksichtigen müssen: Schließlich bestimmen wir hier ja den "Reiz des Textes" nicht zuletzt nach der Stärke und Dauer der eigenen physiologi-

schen Reizbarkeit. (In dem von Gumbrecht und Pfeiffer herausgegebenen Band "Materialität der Kommunikation" wird verschiedentlich, auch anlässlich von Literatur, ein Beitrag zur Physis der Rezeption gefordert, etwa eine "selbstreferentielle Figur des Menschen, die den Körper einschliesse"; Gumbrecht 1991, 846) Wir loben an der Literatur, dass sie jenseits trockener Vernunft agiere, aber wir beschreiben sie mit Vorliebe so, als hätten wir kein limbisches System und nur eine linke Hirnhälfte hochrationaler Diskurse (um für einen Moment die Hemisphären-Dichotomie doch zu akzeptieren). Selbst die Literaturkritik (im Sinne der Buchkritik) versucht ja in ihrer Praxis und in ihrer theoretischen Selbsteinschätzung nicht, in irgendeiner gangbaren Weise in das Problem der Phänomen erzeugenden Emotionen hineinzukommen, sondern eher im Gegenteil: Auch Literaturkritik versucht, Emotionen hinter sich zu lassen, "in den Griff" zu bekommen, eine Kontrolle bis zur Negierung vorzutäuschen; man erscheint dann als "sachlich", wenn es einem gelungen ist, noch immer so zu tun, als rezensiere man "emotionslos" und "vorurteilsfrei" oder zumindest diesbezüglich "kontrolliert".

Kognitive, emotionale und physiologische Rezeption erscheint zwar schließlich unvermeidlich als mündlicher oder schriftlicher Interpretations-Text, aber aus diesem Endeffekt "Text" lässt sich natürlich nicht umgekehrt ableiten, außersprachliche Wirkungen hätten zuvor keinerlei Einfluss auf die Eigenart des Interpretations-Textes gehabt. Die Orientierung allein an den sprachlichen Faktoren innerer Vorgänge erscheint als eine erhebliche Verkürzung des Gesamtprozesses der Selbstbeschreibung. Die Halluzinatorik einer Interpretation könnte beflügelt werden, wenn - zuvor - die Sprachverwendung gebremst würde. Es ist seit langem bekannt, dass beim Lösen von Problemen Sprachgebrauch nicht nur förderlich, sondern auch hinderlich sein kann; Sprachgebrauch ist hintergebar (vgl. Holenstein 1980), auch im Fall des Umgangs mit Literatur. Wenn man die außersprachlichen und vorsprachlichen Faktoren, die am "Verstehen" beteiligt sind, wenn man Sympathie und Antipathie (bis hin zum Nicht-Riechen-Können) berücksichtigt, dann kann man in der Tat die Umkehr-Figur riskieren: "Verstehen" sei keine Folge "erfolgreichen" Sprachgebrauchs, sondern dessen Voraussetzung. (Vgl. Rusch 1990, 28) Die Zeichenfolge, die Wortwahl ist nur ein Teil, zudem ein fast durchweg überschätzter Teil der sog. "verbalen Kommunikation".



"Ich schreibe anders als ich rede, ich rede anders als ich denke, ich denke anders als ich denken soll und so geht es weiter bis ins tiefste Dunkel." (Franz Kafka: Briefe an Ottilie und die Familie. 1974, 21)

### 3.2 Der Autor - Eine Intention der Leser

"Der Autor" ist stets Resultat einer mehr oder weniger nützlichen Illusionierung. Natürlich bleibt es sinnvoll vorauszusetzen, dass der "Text" als Ausgangs-"Objekt" einer Lektüre an eine spezifische Arbeit gebunden bleibt, die von niemand anderem als vom "Autor" verrichtet worden ist, aber das, was einigermaßen verlässlich über diese Arbeit des Autors ausgesagt werden kann, betrifft nur einen verhältnismäßig kleinen Teil weitestgehend ähnlicher Text-Auffassungen über das, was die Leistungen des Autors bei seiner Textproduktion gewesen seien. "Shakespeare war nicht große Literatur, die bequem zur Hand war und dann von der literarischen Institution glücklich entdeckt wurde: er ist große Literatur, weil ihn die Institution als solche konstituiert. Was nicht heißen soll, dass er nicht 'wirklich' große Literatur ist - das ist einfach eine Ansichtssache -, da es so etwas wie Literatur, die unabhängig von der Art ihrer Behandlung innerhalb bestimmter Formen des gesellschaftlichen und institutionellen Lebens 'wirklich' groß oder 'wirklich' irgendetwas ist, einfach nicht gibt." (Eagleton, 1988, 197) Diese operational notwendige und vorübergehend verbindliche Vorstellung vom Autor geht aber nicht über den Bereich banaler, selbstverständlicher Annahmen hinaus; je nach Beobachter-Ähnlichkeit, je nach Nachvollziehbarkeit kann diese Vorstellung als "richtige" Vorstellung vom "realen" Autor akzeptiert werden. "Autorintentionen" sind strenggenommen überhaupt nicht zu ermitteln und taugen daher nicht als Maßstab von Interpretationen (im Unterschied zu E.D. Hirsch 1972; zur Kritik an Hirsch vgl. etwa Madison 1978; Frank 1982 bzw. 1989; Eagleton 1988, 32ff.). Hier wird aber nicht dafür plädiert, jedes Interesse am Autor fallen zu lassen. Dieses Interesse ist offenbar gar nicht oder nur schwer stornierbar; es geht lediglich darum, dieses Interesse gegebenenfalls verändert einzuschätzen, indem man es an den jeweiligen Leser bzw. Interpreten bindet. Foucaults Kritik der "Funktion Autor" ist zwar erheblich im Vergleich zu den üblichen Stabilisierungen der Autor-Kategorie, aber mit seinem Vorschlag, im Autor "nur einer der möglichen Spezifikationen der Funktion Stoff" zu sehen, wird der Autor

der Tendenz nach doch wieder vorgegebenen Textinhalten und weniger Leistungen der jeweiligen Rezeption zugeschrieben. (Vgl. Foucault 1974; siehe auch Falk 1977/78)

Auch bei denkbar radikal reduzierten Textformen - etwa den Alphabet-Gedichten von Louis Aragon oder von Kurt Schwitters - ist die Autor-Imagination nicht gänzlich außer Kraft gesetzt (wenn man so will, ist sie sogar in verstärkter Weise jetzt präsent bei diesen "Texten ohne Verfasser"). Da sich bei jedem Text die Sprachverwendung aus einer Auswahl ergibt, die für jeden Leser als Zeichen-Reihenfolge zugleich als "zwingend" erscheint (aufgrund einer so gut wie nie veränderten Routine der Lesebewegung), entsteht eine bestimmte perspektivische Position, die an den Autor delegiert wird und die dabei diese Instanz "Autor" zugleich überhaupt erst konstruiert. Insofern bei jedem Textangebot dessen personale Ausgabestelle in einer Art Illusion immer auch hartnäckig mitrealisiert wird, lässt sich eine solche perspektivische Position zwar stark zurückdrängen, jedoch nie gänzlich außer Kraft setzen. Diese Illusionierung einer Autor-Instanz, die offenbar auch dann noch entsteht, wenn sich der Text aus einer Montage vorgefundener, fertiger Formulierungen ergibt, bildet den zwar verschiebbaren, aber offenbar vorerst kaum auflösbaren Widerstand gerade auch bei der Variation konventioneller literarischer Modelle. Immerhin würde man nicht nur traditionelle Formen der Interpretation, sondern auch traditionelle Formen "normaler" Lektüre verlassen, wenn man sich verstärkt darauf konzentrierte, wie man sich selbst "Autor" und "Text" als eigenen Autor und eigenen Text erzeugt. Was etwa geht in Margarete Mitscherlich vor, wenn sie aus dem Umstand, dass Christa Wolf in ihrem Buch "Kindheitsmuster" (1976) nicht von einem "Ich", sondern von "Nelly Jordan" spricht, diagnostisch ableiten will, das Buch sei "eine Auseinandersetzung mit einer Menschen, zu dem Christa Wolf nicht mehr 'Ich' sagen kann, (...)" (1980, 309) - unter Vernachlässigung aller intensiven und zahlreichen poetologischen Begründungen, die Christa Wolf in "Kindheitsmuster" selbst für diese Umbenennung gibt?<sup>9</sup>

Informationen bzw. Annahmen, die den realen Autor betreffen, werden offenbar gerade dann besonders interessant, wenn der pure Verdacht aufkommt, sie ließen sich gegebenenfalls eben nicht mühelos beschaffen; nicht die fehlenden Detailinformationen verunsichern dann, denn die Vermutung, sie ließen sich leicht beschaffen, reicht für die subjektabhän-

gige Autor-Imagination des jeweiligen Lesers schon aus. - Anlässlich der Romane von Carlos Castaneda soll es regelrecht expeditionsartig ausgerüstete Suchtrupps gegeben haben, um Castanedas Hauptfigur "Don Juan Matus" aufzuspüren.<sup>10</sup> Wer steckt hinter Thomas Pynchon zum Beispiel? Wie auch immer die Sache ausgehen mag, man wird sich auf eine Enttäuschung gefasst machen müssen; dererlei Enttarnungen sind immer enttäuschend, weil sie der eigenen Autor-Imagination die Spannung nehmen. - Computer-Lyrik und Computer-Prosatexte werden möglicherweise keine große Verbreitung finden, weil die Vorstellung, das Zutun eines Autors sei denkbar minimal, die nicht unwichtige Situation, man könne sich probeweise mit dem Autor verbünden bzw. mit ihm konkurrieren, gar nicht erst aufkommen lässt.

"Schöne Tage" (1974) von Franz Innerhofer wird unter anderem deswegen als Autobiographie Innerhofers gelesen, weil einige wenige Angaben in der Kurzbiographie des Autor mit erzählten Teilen des Buches übereinstimmen. In Helga M. Novaks Buch "Die Eiseiligen" (1979) findet sich lediglich im Klappentext der Erstausgabe ein vager Hinweis, dass es sich um die Darstellung des eigenen Lebens von Helga M. Novak handeln könnte; trotzdem sind sich die Rezensenten von Anfang an sicher gewesen, dass die Ich-Erzählerin mit Helga M. Novak identisch ist. Die Ich-Figur bleibt im ganzen Buch namenlos; obwohl wiederholt berichtet wird, welche außerordentliche Bedeutung für die Ich-Figur der eigene Name hat - fast zwanghaft ritzt das Kind seinen Namen in das Mobiliar seiner Adoptiveltern und in den Schreibtisch des Freundes - wird trotz dieser detaillierten und wiederholten Schilderung der Name selbst nie genannt. Die Zurückhaltung der Autorin gegenüber einer Selbst-Identifikation mit den Ereignissen, von denen sie berichtet, ist nicht zu übersehen; andererseits haben Rezipienten aber auch wenig Anlass anzunehmen, die Autorin fingiere lediglich einen scheinbar autobiographischen Text. Wie schon oben kurz erwähnt, wird der Satz über einen Tieffliegerangriff - "Aus meiner Klasse hat es eine Menge Kinder auf dem Heimweg erwischt, aus der Luft erschossen." (1972, 102) - von den meisten Lesern vermutlich als so brisant eingeschätzt, dass diese Leser sich gerade auch emotional dazu verpflichtet fühlen anzunehmen, die Meldung sei "wahr", sie sei "autobiographisch". Die nicht zuletzt emotional bestimmte Reaktion hat eine Art von End-Fiktionalisierung zur Folge; es ist höchst unwahrscheinlich, dass irgend jemand diese Meldung noch für übertrieben oder für erfunden hält; ähnliches würde für die bei-

den Selbstmordversuche der Ich-Figur gelten. Rückwirkend und projektiv stabilisiert sich in der Rezeption die Annahme, man habe es mit einer "Autobiographie" zu tun.

Mary McCarthy, andererseits, besteht in ihrem Buch "Eine katholische Kindheit" (1966) geradezu darauf, dass der Leser ihr Buch als Autobiographie liest: "Diese Erinnerungen aus meinem Leben sind nach und nach, im Laufe von Jahren zusammengetragen worden. Da sie in einer Zeitschrift erschienen, hielten manche Leser sie für Erzählungen. Die Annahme, ich habe sie 'erfunden', ist selbst unter Leuten, die mich kennen, erstaunlich weit verbreitet. (...) Ist es denkbar, dass das Publikum als selbstverständlich annimmt, alle und jedes, was der professionelle Schriftsteller schreibt, sei eo ipso unwahr?" (1966, 7) In einer Diskussion anlässlich von "Der Schleiftrog" (1977) erzählte Hermann Kinder, dass er beim Schreiben überhaupt nicht an seinen Vater gedacht habe, dass aber - zu seinem Erstaunen - seine Mutter in der fiktiven Vatergestalt ihren eigenen Mann aufs genaueste wiedererkannt zu haben glaubte. Das Erkennen autobiographischer Merkmale bzw. die Zuschreibung "Das ist autobiographisch" stellt offenbar nicht nur ein Konstrukt der jeweiligen Leser, sondern auch ein Konstrukt schon von Seiten des Autors selbst dar. Insofern würde sich auch aus Kinders Korrekturvorstellung (wenn er gewusst hätte, dass die Leser die betreffende Figur für seinen eigenen Vater halten würden, hätte er eine andere Figur konzipiert) diesbezüglich keine wesentliche Änderung ergeben. Es scheint so, als würde auch die Zuschreibung "Das ist autobiographisch" auf einer Deklaration beruhen, die selbst der Autor nicht mehr bestreiten könnte, wäre es doch möglich, ihm entgegenzuhalten, dass er "unbewusst" eben doch seinen Vater habe beschreiben wollen, sich also dem starken autobiographischen Einfluss gar nicht hätte entziehen können.

Gerade im Fall der neueren literarischen Autobiographien sind selbst ausdrückliche Erklärungen eines Autors, er erzähle aus seinem eigenen Leben bzw. tue dies gerade nicht, keine zuverlässigen Indizien, dass es sich tatsächlich um einen weitgehend oder vollständig autobiographischen Text handelt; die Erklärungen könnten lediglich fingiert sein, sie könnten zu dem Spiel, zu der Illusionierung gehören, die der Autor entwickelt. Analog zu anderen, im zwanzigsten Jahrhundert gängigen literarischen Verfahrensweisen können selbstverständlich auch im Fall der literarischen Autobiographie die konventionellen Gattungsgrenzen über-

schritten werden, es kann zu Regelverstößen, Normverletzungen und Erwartungsdestruktionen kommen. - In der "Blechtrommel" (1960), die heute eher konventionell erscheint, deklariert Günter Grass den Bericht Oskar Matzeraths ausdrücklich als dessen Autobiographie: "Ich beginne weit vor mir, denn niemand sollte sein Leben beschreiben, der nicht die Geduld aufbringt, vor dem Datieren der eigenen Existenz wenigstens der Hälfte seiner Großeltern zu gedenken." Trotz dieses deutlichen Hinweises auf eine Autobiographie liest man bekanntlich "Die Blechtrommel" nicht als die Lebensgeschichte eines real existierenden Oskar Matzeraths, und das Misstrauen gegen den Autobiographie-Anspruch lässt sich nicht allein auf das Misstrauen gegen die kuriose Regel, wenigstens der Hälfte der Großeltern sei zu gedenken, zurückführen, sondern vor allem darauf, dass Günter Grass als Verfasser des Buches erscheint. Aber andererseits hält auch die Erklärung von Grass - "Personen und Handlungen des Buches sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit einer lebenden oder verstorbenen Person ist nur zufällig." - zu Beginn der "Blechtrommel" wohl auch niemanden, der nur einiges über die Biographie von Günter Grass weiß, davon ab, bei vielen Teilen der "Blechtrommel" deren "Authentizität" vorauszusetzen. Aufgrund des in den ersten Sätzen aufkommenden und sich weiter verfestigenden Ironie-Verdachts misstraut man auch hier rückwirkend und projektiv allen angebotenen Deklarationen. Die Rezeption des Buches vollzieht sich gleichsam zwischen den sich widersprechenden Erklärungen des Autors. Anhand der "Blechtrommel" wird auch klar, dass sich allein mit Hilfe von verifizierbaren Zeit- und Ortsangaben noch keine durchgängige "Nicht-Fiktionalität" herstellen lässt. Zumindest in der "Blechtrommel" bleibt auch der Erzählerische Wechsel zwischen Ich-Form und Er-Form ohne Auswirkungen auf die Einschätzung der "Blechtrommel" als weitgehend "autobiographisch".

Gelegentlich kann die gesamte Einschätzung eines Textes von den Autor-Unterstellungen abhängen; Lars Gustafsson (1970) hat diesen Fall als "Richtofens Problem" bezeichnet. Manfred von Richtofens Autobiographie erschien 1917 unter dem Titel "Der rote Kampfflieger" (die Farbe des Flugzeugs war rot). Liest man das Buch als "dokumentarisch", dann bringen historisch einigermaßen kundige Leser an Informationen und Sprachgebrauch nichts anderes zum Vorschein, als das, was diese Leser sich von einem adligen Kampfflieger, sich vom "roten Baron" auch erwartet haben: Schnoddriger Casino-Ton, dummer Nationalismus und alberne Flieger-Phantasien. Lars Gustafsson schlägt nun ein "Gedanken-

experiment" vor: "In dem Augenblick, wo ich mir Richthofens Erinnerungen als eine Fälschung denke, wird der dürftige Text, ohne dass ein einziges Wort darin verändert worden ist, in ein äußerst bemerkenswertes literarisches Kunstwerk verwandelt. (...) Das Bemerkenswerte an diesem Gedankenexperiment ist, dass Richthofens Erzählung, sobald wir uns dafür entscheiden, sie als Fälschung anzusehen, und ihr somit den Charakter einer Fiktion beimessen, sich vor unseren Augen völlig verwandelt, ohne dass etwas im Text verändert wird. Eine seiner entscheidenden Eigenschaften trägt also der Roman nicht in sich, als einen Teil seiner inneren Struktur, sondern als eine Beziehung zwischen dem Leser und der historischen Voraussetzung des Textes insgesamt." (1970, 64) Gustafssons Gedankenexperiment setzt allerdings - dies in Ergänzung zu Gustafsson - voraus, dass man sich einen Autor vorstellt, der gerade nicht wieder aus Richthofens Kreisen stammt, dem das Schreiben, das Richthofen leicht gefallen sein mag, als Rollenspiel schwerfiel.

Verschärfen ließe sich "Richthofens Problem" zum literaturwissenschaftlichen Beschreibungs-Kriterium z.B. bei der Frage, ob etwa der Roman "Tadellöser & Wolff" (1978) besser mit einem sich präzise erinnernden Walter Kempowski oder besser mit einem, groteske Präzision nur illusionierenden Autor in Verbindung zu bringen wäre. Dies wäre also eine Frage danach, ob "Tadellöser & Wolff" eher als ein Verstoß gegen konventionelle Modelle der Autobiographie oder eher als eine kuriose, pedantische, zuweilen sogar unbeholfene Fortsetzung des Modells verstanden werden sollte. Im Versuch, eine Antwort zu finden, müsste sich der Leser eine Vorstellung von der Person Kempowskis machen - hinsichtlich seiner Arbeitsweise etwa, um zu entscheiden, ob sich etwa die folgenden Sätze eher aus einer naiven, kuriosen, tollpatschigen Dokumentation ergeben, oder ob es sich eher um eine planvolle Illusionierung handelt, in der ein kleinbürgerliches Wirklichkeitsmodell gezielt über vorzugweise kuriose, gelegentlich sogar unbeholfen erscheinende Familien-Schnacks vokabulär erst konstruiert worden ist: "Elke hüpfte, wogegen Lili ernster zuwerke ging." (Zitiert nach 1980, 81) "Mit gemessenem Schritt begab sich der Oberst in die Nähe meiner Schwester." (86) "Drei Pimpfe hatte ich unter mir. Der eine hinkte, der andere hatte eine Rotznase, der dritte war in Ordnung." (239) Natürlich braucht "Richthofens Problem" im Fall von Kempowski nicht alternativ entschieden zu werden; ich neige, nach allem, was ich an "theoretischen" Äußerungen von Kempowski gelesen habe, eher zu der Ansicht von ei-

nem bemerkenswert tollpatschigen Autor: Ein Eulenspiegel, mindestens zur Hälfte unfreiwillig: "Wenn es Bücher gibt, die mich als Literaten nicht fesseln können, wenn ich nach drei oder vier Seiten feststelle, dass ich das, was der Autor meint, gar nicht verstehe, dann kann doch irgendetwas nicht in Ordnung sein. Ich bin doch schließlich sogar Fachmann." (Kempowski 1981, 110)<sup>11</sup>

Eine bestimmte Art von Selbst-Verständnis stellt die einzige Möglichkeit dar, in der ein Verständnis einer anderen Person bzw. eines Autors überhaupt realisiert werden kann; optimales Verständnis für andere ist jene Art von "Selbst"-Verständnis, ist jene Art von aktualisierter Selbst-Dynamik, die eine Entfernung von der eigenen Ich-Bezogenheit am besten (in der Sicht der anderen) simulieren kann; ein besseres Verständnis für andere ist nie zu bekommen. Der "wahre Held" der Autobiographie ist der Leser. Es gibt für den Rezipienten keinen direkten, subjektunabhängigen Zugang zu einer ihm als Autobiographie angebotenen, fremden Lebensbeschreibung.

Es geht hier nicht mehr um Identifizierungen mit oder eine Annäherung an den wirklichen Autor, sondern vielmehr um die Hervorbringung einer bestimmten Leser-Perspektive, die man in einer - allerdings rein metaphorischen - Analogie zu Iser's "implizitem Leser" als "impliziten Autor" bezeichnen könnte. Dieser "implizite Autor" ergibt sich aufgrund einer schwer vermeidbaren Konstruktionsleistung des jeweiligen Lesers, der innerhalb seiner endlos autobiographischen Tätigkeit einen gleichsam externen personellen Ausgangsort des eigenen Textverstehens erzeugt. Im Unterschied zu W.C. Booth, der - soweit ich sehe - als erster von einem "implied author" (1966) gesprochen hat, würde es sich aber im vorliegenden Zusammenhang bei der Modellierung der impliziten Autor-Perspektive gerade nicht um ein "second self" des Autors, sondern eher um eine Art "zweites Selbst", um ein "Teil-Selbst" des jeweiligen Lesers handeln. (Vgl. auch Ecos "Modell-Autor" - "Der Autor als Interpretationshypothese" 1987, 76ff.) Auch ein "autobiographischer Pakt" (Lejeune 1975) besteht eben nicht zwischen dem Leser von Autobiographien und dem "realen" Autor, sondern in der - zugegeben - attraktiven Illusionierung eines solchen Paktes. Wenn man bei der Rezeption von Literatur überhaupt von "Identifikation" reden will, dann identifiziert sich jetzt der Leser nicht mehr mit dem Autor, sondern mit einer eigenen Rolle, die

ihm innerhalb seiner Selbstbeschreibungs-Möglichkeiten kognitiv und emotional zur Verfügung steht.<sup>12</sup>

Andere Menschen sind verständlich aufgrund der jeweils mehr oder weniger stark entwickelten Fähigkeit, sich vergleichbare (Ich-)Sätze zu erzeugen. Es ist daher auch Unsinn, für jeden Fall zu behaupten, die Autobiographie einer Frau könne nur von einer Frau verstanden werden; ein bestimmter Verständnisvoller männlicher Leser (wer immer das konkret sei), der über ein breiteres Kognitions- und Emotionsspektrum als eine bestimmte Leserin verfügte, wäre von beiden der "besser" verstehende Leser. Wie häufig so etwas vorkommen kann, dass Männer in die Lage kommen, eine derartige Selbst-Rolle, Frauen zu verstehen, auszubilden, betrifft eine ganz andere Frage, nämlich die nach der kulturellen Wahrscheinlichkeit, indessen nicht die nach der prinzipiellen Möglichkeit.

Auch das Verfahren einer Biographie erscheint als spezifische Form der autobiographischen Tätigkeit; die "fremde Person" erscheint als "zweites Selbst" des Verfassers; so betont z.B. Ludwig Harig diese subjektabhängige, autobiographische Komponente seiner literarischen Darstellung von "Rousseau" (1978): "Denn was er (der Schriftsteller) erfunden hat in diesem Roman, ist ja er selbst. Er hat sich selbst neu erfunden in einem Roman, auch wenn er die Person, die in diesem Roman eine Rolle spielt, anders benennt." (zitiert nach Scheuer 1982, 18)

Von der impliziten oder expliziten psychologischen "Theorie", die ein Rezipient über das Verhältnis von Emotionen und Kognitionen hat und die seiner Vorstellung eines "fremden Autors" zugrunde liegt, wird ganz erheblich seine Einschätzung etwa des autobiographischen Textes "Mars" von Fritz Zorn (1977 bzw. 1979) abhängen. Geht man nämlich (wie z.B. Adolf Muschg in seinem Vorwort zu "Mars") davon aus, dass Zorn seinen Hass- und Depressionsgefühlen hilflos ausgeliefert sei, sie allerdings als ein "die Sprache sehr wohl handhabender Mensch" (Muschg) ungewöhnlich eindrucksvoll in Sprache gefasst habe, dann ist es genau diese Zuschreibung, die Zorn als Opfer seiner in der Vergangenheit erworbenen Gefühle und seinen Bericht darüber als eindrucksvolles Sprachdokument erscheinen lässt; man wird "Mars", will man den Text allgemein veröffentlichen, schließlich wie selbstverständlich zur Literatur rechnen. ("Gewiß doch 'Mars' ist Literatur." Muschg im Vorwort). - Wenn man jedoch umgekehrt, entweder aufgrund privater Emotionstheorien oder in



Anlehnung an Emotionstheorien der kognitiven Psychologie der Ansicht ist (wie ich hier), Hass und Depressionen seien auch bei Zorn eher eine Folge seines vielleicht früher erworbenen, von ihm selbst aber auch jetzt noch aufrechterhaltenen Denkens, dann wird man Zorn eher als Opfer seiner eigenen Selbstbeschreibung sehen, die Zorn im Umgang mit sich selbst betreibt; dann wird man mit sich zu kämpfen haben (jedenfalls ist es mir so gegangen), ob man das Buch nicht vielleicht doch eher als schmerzlich-eindrucksvolles "pathologisches Dokument" (und vielleicht weniger als "Literatur") ansehen soll: Zorn präsentiert seinen Kehlkopfkrebs als Explosion seiner im Hals steckengebliebenen Tränen; er sieht sich als Verursacher seines Karzinoms: "Ich finde, jedermann, der sein ganzes Leben lang lieb und brav gewesen ist, verdient nichts anderes, als dass er Krebs bekommt. Es ist nur die gerechte Strafe dafür." (1979, 135) Zorn, der nie mit einer Frau geschlafen hat und infolge seiner Krankheit schließlich impotent geworden ist, erhebt die Sexualität zum höchsten aller Werte: "Aber man darf in der Liebe kein Versager sein; wer zur Liebe nicht fähig ist, mit dem ist gar nichts los. Ein Mann, der kein Mann ist, ist gar nichts." (150) "So haben z.B. meine Eltern in mich gelegt, dass die Sexualität bei mir nicht stattfindet, obwohl ich dem Teil meines Ichs, den ich als "Ich selbst" bezeichnen möchte, die Sexualität der höchste aller Werte ist." (177) - Natürlich sollte es in etwa in der psychotherapeutischen Arbeit gelingen, solche Selbsteinschätzungen in jeder nur möglichen Weise zu respektieren, aber für den Bereich aller anderen Textrezeptionen besteht diese Verpflichtung zum "Gleichklang" gerade nicht.

Die meisten Leser bringen anlässlich von "Mars" eine emotionale Erpressbarkeit hervor; die jeweiligen Rezipienten schützen damit auch ihre eignen Selbsttheorien. Natürlich trifft die Behauptung, Interpreten schützen im Fall von "Mars" ihre eignen Selbsttheorien, auch auf mich zu: Tatsächlich wäre es mir höchst unbehaglich, den Ansichten von Zorn über Emotionen, über Depressionen und Krebs zu folgen; es beruhigt mich, wenn ich Begründungen "dagegen" finde: Für mich ist "Mars" keine großartige, bestürzende Anklage gegen Familie, Staat, Gesellschaft und Gott, wie es von der Kritik ausnahmslos behauptet worden ist (dafür gibt es m.E. weitaus eindrucksvollere Beispiele im Umkreis der expressionistischen Literatur), sondern ein Versuch, Harmonie in einer negativen Selbsttheorie zu finden, eine schlimme (vielleicht auch unvermeidliche),

aber im Mechanismus doch wieder unkomplizierte Selbstdestruktion. (Zur "Mars"-Kritik vgl. Schmidbauer 1980, 395; Haverkamp 1986)

Literaturkritik und Literaturwissenschaft gewähren aber dennoch denjenigen Autobiographien, die von einem schlimmen Leben (und Sterben, wie bei Zorn) berichten können, einen merkwürdigen, sogar einen exklusiven Schutz. Und umgekehrt wird alle Skepsis und alle Kraft zur Denunzierung mobilisiert, wenn jemand vom "Glück" schreiben wollte; dann wären wir uns sicher, dass es sich fast ausnahmslos um Trivilliteratur handeln müsse. Es besteht auch kein Zwang, die anerkannten "Klassiker" in jeder Hinsicht zu schonen: Folgendes scheint mir etwa Kafka weitestgehend unironisch und mit fortschreitender Erkenntnis vor allem auch in den Tagebüchern und Briefen immer "einfacher" zu betreiben: Die jeweils übergeordnete Beobachter-Rolle erscheint zugleich auch als die destruktivere Rolle - in einer freilich genau darin liegenden eigentümlichen Kompaktheit, einer nicht mehr angreifbaren Stabilität; negative, unangenehme, blamable Erfahrungen werden teilweise simpel generalisiert und nicht selten geradezu als Beweis für die totale Wertlosigkeit der gesamten Person genommen; hingegen wird jede gegenteilige, also jede "angenehme" Erfahrung häufig mit bemerkenswerter Raffinesse destruiert; eine zentralperspektivische Identität wird als Negativ-Identität beibehalten oder wiederhergestellt: Nicht mehr die Zersplitterung des Ich, nicht mehr ein multiples Ich taucht jetzt als Problem auf, sondern ein Negativ-Ich, dessen (Selbstbeschreibungs-)Teile gerade nicht ausreichend dissoziiert sind. Was dann zum Vorschein kommt, sind nicht zuletzt die Kapriolen einer höchst kreativen Koketterie; Kafka freilich übertrifft vorsorglich auch noch eine solche Kritik (und mindestens in seinem Freundeskreis wollte er sie auch vorlesen; vgl. etwa die Tagebuch-Eintragung vom 31.12.1911 oder vom 3.1.1912): "Bei einem gewissen Stande der Selbsterkenntnis und bei sonstigen für die Beobachtung günstigen Begleitumständen wird es regelmäßig geschehen müssen, dass man sich abscheulich findet. Jeder Maßstab des Guten - mögen die Meinungen darüber noch so verschieden sein - wird zu groß erscheinen. Man wird einsehen, dass man nichts anderes ist als ein Rattenloch elender Hintergedanken. Nicht die geringste Handlung wird von diesen Hintergedanken frei sein. Diese Hintergedanken werden so schmutzig sein, dass man sie im Zustand der Selbstbeobachtung nicht einmal wird durchdenken wollen, sondern sich von der Ferne mit ihrem Anblick begnügen wird. Es wird sich bei diesen Hintergedanken nicht etwa nur um Eigennützigkeit handeln,

Eigennützigkeit wird ihnen gegenüber als ein Ideal des Schönen und Guten erscheinen. Der Schmutz, den man finden wird, wird um seiner selbst willen da sein, man wird erkennen, dass man tiefend von dieser Belastung auf die Welt gekommen ist und durch sie unkenntlich oder allzugut erkennbar wieder abgehen wird. Dieser Schmutz wird der unterste Boden sein, den man finden wird, der unterste Boden wird nicht etwa Lava enthalten, sondern Schmutz. Er wird das Unterste und das Oberste sein, und selbst die Zweifel der Selbstbeobachtung werden bald so selbstgefällig werden wie das Schaukeln eines Schweines in der Jauche." (7.2.1915) Was würde daran hindern, mindestens Aspekte dessen als höheren oder auch niederen Unsinn zu beschreiben?

Mit ihren jeweiligen Autor-Intentionen, hervorgebracht im Spektrum zwischen Begeisterung und Ablehnung, befinden die jeweiligen Leser sich in einer weiteren dilemma-artigen Schwierigkeit: Wenn man bereits von den Autoren spezifische Angebote der Sonder-Beobachtung erwartet, dann wird man überhaupt nicht umhin kommen, "radikale Subjektivität" mindestens als Schreibpraxis zu favorisieren;<sup>13</sup> dafür nur drei, eher beliebig gewählte Beispiele: "Ich muss nochmals Ezra Pound erwähnen. In seinem Buch 'motz el son' sagt er: 'Der Mensch, der seiner Zeit Ausdruck zu geben versucht, statt sich selber, ist dem Untergang geweiht.' Ich bin nicht gern einer Meinung mit Ezra Pound, aber von der Wahrheit dieses Satzes bin ich, trotz des Pathos, überzeugt." (Wolfgang Hildesheimer; zitiert nach 1976, 61) "Ich versuche, über meine Zeit zu sprechen und finde plötzlich nichts als meine eigenen Fluchtträume und Phantasien, ich versuche, über meine Angst zu sprechen, und ich finde nur die privaten Tagträume, mit denen wir alle der Angst zu entgehen versuchen. Aber dann ist ja der Tagtraum uns allen gemein, dann ist er ebenso öffentlich wie der Leitartikel in Aftonbladet und die letzte Kursnotierung an der Börse? Denn ist nicht auch die Angst eine Währung? Hat nicht auch die Flucht ihre Politik?" (Lars Gustafsson 1975, 68) Susan Sontag sagt von Elias Canetti, er sei "auf charakteristisch unpersönliche Weise extrem mit sich selbst befaßt." (1983, 185) Andererseits jedoch kommen aufgrund dieser "radikalen Subjektivität" anlässlich von Literatur Probleme zum Vorschein, deren "Lösung" (falls es darauf ankäme) simpel wäre: Das Gegenstück etwa zum Ich-Verlust, zur Auflösung oder Zerstörung des Ich ist die notwendige (Selbst-)Erfahrung mit anderen. "Die crux des dandytums, überhaupt der selbstbeobachtung ohne theoretisches interesse, ist die ereignislose endlosigkeit des rückzugs nach innen. allein nicht

daran ist die Anstrengung zu messen. ins positive gewendet erlebt man ihn als andauernde Bewegung (wenn auch nur als Fahrt in einem Zug sozusagen, wenn man aus dem Heckfenster blickt)." (Oswald Wiener 1983) In der Literatur gibt es eine bemerkenswerte thematische Ausblendung von Interaktion und Kommunikation; Bernhard Vesper pointiert keine seltene Perspektive, wenn er schreibt: "Ich interessiere mich ausschließlich für mich und meine Geschichte und meine Möglichkeit, sie wahrzunehmen. Ich pfeife auf Besuche, weil ich doch nicht verstehe, was die Leute sagen. Ich distanzieren mich nicht. Ich bin überhaupt nicht arrogant. Aber ich kann fremde Probleme oder Sachverhalte überhaupt nicht aufnehmen. Es ist mir unmöglich, Beispiele zu nennen, weil ich das, was andere mir sagen, nicht einmal höre oder doch sofort vergesse." (Die Reise; hier zitiert nach 1983, 36)

Themen wie Einsamkeit, Verlorenheit, Unmöglichkeit von Beziehungen usw. sind insbesondere bei den Klassikern der Moderne selbstverständlich; ich habe in den ganzen von mir durchgesehenen "Selbstinterpretationen" keine Äußerung gefunden, die sich nachvollziehbar so verstehen ließe, als würde der Autor Erfahrungen mit anderen explizit favorisieren; selbst die folgende "Ausnahme", die von Albert Camus in seinen "Tagebüchern" angekündigten Pläne zielen vor allem auf Natur-Beziehungen und Kunst-Beziehungen, weniger auf Beziehungen zu anderen Menschen: "Sich nicht von der Welt lossagen. Man kann sein Leben nicht verfehlen, wenn man es ins Licht stellt. Mein ganzes Bemühen zielt in allen Lagen, in Unglück und Enttäuschung darauf ab, wieder Beziehungen herzustellen. Und sogar während diese Traurigkeit in mir wohnt, welches ein Verlangen, zu lieben, und welche Trunkenheit beim bloßen Anblick eines Hügels in der Abendluft. Beziehungen zum Wahren: zunächst zur Natur, dann zur Kunst der Menschen, die begriffen haben, und zu meiner eigenen Kunst, wenn ich dazu fähig bin. (...) Alle Bezüge = Kult des Ich? Nein. Der Kult des Ich setzt Laienhaftigkeit oder Optimismus voraus. Beides Unfug. Sein Leben nicht wählen, sondern es ausweiten." ("Tagebücher", Mai 1936; hier zitiert nach 1972, 20)

Die Möglichkeiten, von den eigenen subjektabhängig konstruierten Textbedeutungen auf die Person oder die Seele eines Autors zu schließen, sind nicht nur aus Gründen von "Systemdifferenz" äußerst gering; im Zusammenhang mit Franz Kafkas "Brief an den Vater" (1919 entstanden) lässt sich dies besonders deutlich machen: Der jeweilige Interpret bleibt

gleichsam sitzen auf seinen eigenen Vorstellungen über Kafka. Die Motive und Ziele, die Kafka mit seinem "Brief an den Vater" verbunden haben mag, sind schon allein deshalb uneindeutig, weil Kafka nicht darauf bestanden hat, dass der Brief den Vater tatsächlich erreicht; Kafka gab den Brief allerdings der Mutter, der Schwester Ottla und verschiedenen Freunden und Freundinnen zu lesen (das lässt sich mit unterschiedlichen Graden von Sicherheit bzw. Vermutung sagen). Die Publikation des Briefes in dem Sammelband "Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande" (1953) rechtfertigt Max Brod mit der wackligen Erklärung, dass der Brief "dem Adressaten niemals übergeben worden ist, somit die Funktion eines Briefes nie erfüllt hat." (Nachwort zu "Hochzeitsvorbereitungen"). Max Brod glaubt nicht an den dokumentarischen Wert des Briefes, er kritisiert sogar, dass Kafka "(...) in Konstruktionen verfällt, in die er neben Richtigem doch auch Halbes und Übertriebenes einschachtelt. (...) Der ihm Nahestehende hatte jedenfalls ein anderes Bild als das eines von der Vater-Imago Gehetzten, hatte das Bild des von Form, Gestaltungswillen und Können, Erkenntnistrieb, Lebensbeobachtung, Menschenliebe blühend Beschwingten." (Zitiert nach Schink 1980, 72f.) Wer aber außer Brod stellt sich schon Kafka vor als einen von "Menschenliebe blühend Beschwingten"? Andererseits und durchaus widersprüchlich will Max Brod bezeugen: "Trotz seines Umfangs von mehr als hundert Seiten war der Brief, wie ich aus den Gesprächen mit Franz bezeugen kann, dazu bestimmt, dem Vater wirklich übergeben zu werden (und zwar durch die Mutter) (...)" (Zitiert nach Binder 1976, 422) - Politzer rechnet den Brief zur Literatur aufgrund des Umstands, dass Kafka "(...) das Manuskript selbst auf der Schreibmaschine angefertigt und handschriftlich korrigiert hat." (1965, 10) Amann glaubt, der Brief sei "(...) kein eigentlicher Brief, sondern ein literarisches Selbstgespräch, vom Zweck her deformiert, eine der lügenhaftesten Konstruktionen aus Kafkas Feder, die sonst selten auf so krummen Zeilen schrieb." (1974, 126) Henkel versteht den Brief vorwiegend als "Fiktion" (1978, 176). Schink ist sicher, es gehe im Brief Kafkas, in "diesem bedrückenden Stück Literatur" um die "(...) von Brod erwähnten Übertreibungen und Verzerrungen mancher Fakten bei völliger Beherrschung literarischer Mittel; (...)" (1980, 76)

Gegenüber Milena Jesenska erwähnt Kafka den "im übrigen schlechten, unnötigen Vaterbrief"; am 4. Juli 1920 schreibt Kafka an Milena: "Morgen schicke ich Dir den Vater-Brief in die Wohnung, heb ihn bitte gut auf, ich könnte ihn vielleicht noch einmal dem Vater geben wollen. Laß ihn

wo möglich niemand lesen. Und verstehe beim Lesen alle advokatorischen Kniffe, es ist ein Advokatenbrief. Und vergiß dabei niemals Dein großes Trotzdem." Und am 23. Juni 1920 schreibt Kafka an Milena: "(...) der Brief ist doch zu sehr auf sein Ziel hin konstruiert." Kafka hat, wiederum schreibend, jede eindeutige Bestimmung von Motiven und Zielen des Briefes systematisch destruiert; wir können nicht einmal wissen, dass die Bezeichnung "Advokatenbrief" nicht ihrerseits auch einen "advokatorischen Kniff" gegenüber Milena darstellt (Kafka hätte sich bei Milena als weniger "vorgeschädigt" darstellen wollen, als es aufgrund des Briefes erscheinen könnte; vgl. Binder 1976, 426f.) Die Abwertung der eigenen Briefe erscheint Kafka nicht eben selten praktiziert zu haben: "Gestriger Brief an Max. Lügnerisch, eitel, kommödiantisch." (Tagebuchnotierung vom 19.9.1917) Aber vielleicht ist auch dies wiederum nicht "so" gemeint. Auch in seinen "Tagebüchern" arbeitet Kafka seine eigenen Formulierungen über seine Erziehung, über seine Vergangenheit fortlaufend um; die gleichen Sätze tauchen variiert mit unterschiedlichen Fortsetzungen auf. (Vgl. etwa die Aufzeichnungen von 1910).

Zutreffend ist jedenfalls die eine Annahme, Kafkas Brief sei als "Dokument" einer tatsächlichen Vater-Sohn-Beziehung von zweifelhaftem Wert. Wo allerdings die Kafka'schen "Lügen", "Erfindungen", "Konstruktionen" anfangen und wie weit sie reichen, ist (entgegen der Voreiligkeit vieler Interpreten) nicht genau genug zu ermessen. Das spricht nicht generell gegen interessante Unterstellungen, wohl aber gegen Formulierungen, die so gestaltet sind, als dokumentierten sie Gewissheiten über die Kafka'sche Psyche und gerade keine interessanten Einfälle der Interpreten. Erstaunlicherweise haben die Einschätzungen, der Brief sei erfinderisch, fiktiv oder lügenhaft (jedenfalls "literarisch") die (zum Teil gleichen) Interpreten dann doch nicht davon abgehalten, den Brief als "Dokument" und daran anschließend als Basis für psychologisch orientierte Kafka-Deutungen zu akzeptieren. (Vgl. Beicken 1974; Karst et al. 1976; Kruusche 1974)

Was also lässt sich in der hier vorgeschlagenen Perspektive über Kafka und den Brief sagen? In dem "Brief an den Vater" beschuldigt ein Autor einen Vater, nimmt aber die jeweilige Anschuldigungen wieder zurück; er entschuldigt den Vater, sucht gleichzeitig die Schuld bei sich, konstatiert schließlich beider Schuldlosigkeit, um dann später auch diese

Schuldlosigkeit (freilich auf etwas anderer Ebene) gegenüber einer Freundin in einem Brief wieder aufzuheben und diese Aufhebung ihrerseits wieder zu destruieren usw. usw. Hinzu kommen Wahl- und Entscheidungsmomente, Spielräume der Uneindeutigkeit, die allein durch den Umstand der Sprachverwendung gegeben sind: der sprachliche Bericht von einer Erfahrung impliziert die neue Erfahrung des Davon-Berichtens; diese Umsetzung in Sprache impliziert eine Verfügbarkeit des Autors über seine vergangenen Erfahrungen. (Siehe auch unten S.256 die Hinweise von Pavese, Hildesheimer oder Meckel.)

Gerade bei Kafka wird, so scheint mir, nicht illusioniert, vergangene Erfahrungen lägen dem Text gleichsam als Stoff, als Tatsache voraus, von vergangenen Erfahrungen brauche also einfach nur erzählt werden: "(...) denn endgültig durch Aufschreiben fixiert dürfte eine Selbsterkenntnis nur dann werden, wenn dies in größter Vollständigkeit bis in alle nebensächlichen Konsequenzen hinein sowie mit gänzlicher Wahrhaftigkeit geschehen könnte. Denn geschieht dies nicht - und ich bin dessen jedenfalls nicht fähig -, dann ersetzt das Aufgeschriebene nach eigener Absicht und mit der Übermacht des Fixierten das bloß allgemein Gefühlte nur in der Weise, dass das richtige Gefühl schwindet, während die Wertlosigkeit des Notierten zu spät erkannt wird." (12.1.1911) Oder: "Haß gegenüber aktiver Selbstbeobachtung. Seelendeutungen, wie: Gestern war ich so, und zwar deshalb, heute bin ich so, und deshalb. Es ist nicht wahr, nicht deshalb und nicht deshalb und darum auch nicht so und so." (9.12.1913) Kafka beschreibt fortlaufend die bedeutsamen Umsetzungsprozesse, die sich aus dem Übergang von seiner "inneren Existenz" zur sprachlichen Mitteilung ereignen, wenn also Überzeugungen, Hoffnungen, Tagträume und Vergangenheitsbewältigungen als Text entworfen werden; die Erfahrungen stellen sich (zum Teil jedenfalls) überhaupt erst im Schreiben her.

Franz Kafkas Tagebücher könnten fortlaufend die unauflösbaren Widersprüche der schriftstellerischen Selbstbeschreibung zeigen; Franz Kafka erscheint geradezu als ein Artist des Dilemmas, wonach - wie es scheint - die forcierte Erinnerung oder Selbstbeobachtung an die Hoffnung nach Heilung oder zumindest doch nach Ruhe gekoppelt wird, und die schließlich doch zu kaum etwas anderem führt als zu einem "stehenden Sturm". (Eintragung vom 20.11.1911)

Was immer man als Interpret an Kafka delegieren möchte, was immer man als "subjektunabhängig" ausgeben will, man befindet sich in einem methodischen Dilemma: Entweder findet man Gründe, mit deren Hilfe man den "Brief an den Vater" als "nicht-fiktiver" nehmen kann, als andere Kafka-Texte (was aber aus den oben genannten Gründen nicht möglich ist) - oder man nimmt ihn als "literarisch", dann jedoch ist der Brief als Grundlage zu weiteren Deutungen anderer literarischer Texte von Kafka nicht tauglich, weil er prinzipiell auf gleicher Ebene rangiert - in potentieller Einbeziehung all der literarischen "Kniffe", über die Kafka in den übrigen Texten verfügt. - Auch Zwischenlösungen derart, von einem "literarischen Dokument" (Poltzer 1965) zu sprechen, ändern im Grunde nichts daran, dass man sich als Interpret - abgesehen von unstrittigen Gemeinplätzen über den Brief - bei allen weiterreichenden und differenzierten Aussagen über Kafka auf sich selbst zurückverwiesen sieht. Die Lage würde sich auch nur geringfügig verbessern, wenn Kafka der Deutung des Interpreten über ihn schließlich zustimmte, wenn Kafka sich also in die spezielle Beobachtungs-Theorie seines Interpreten versetzen könnte. Das, was der Autor "selbst macht", bliebe allerdings auch in diesem Fall eine methodisch wacklige Grundlage für die darauf aufbauenden Deutungen.

Wenn "autobiographische Tätigkeit" grundsätzlich vorhanden ist als fortwährende Selbstbeschreibung, nicht nur auf Seiten des Lesers, sondern "analog" und "leser-intentional" auch auf Seiten des Autors, dann ist zwar auch die schriftliche Formulierung eines autobiographischen Textes davon selbstverständlich nicht in jeder Weise unabhängig, indessen lässt sich gleichwohl der Weg von der jeweiligen nicht-schriftlichen oder nicht-sprachlichen Selbstbeschreibung zum Text (ähnlich wie der Weg vom Text zur Selbstbeschreibung des jeweiligen Rezipienten) keinesfalls simpel modellieren.

Im 20. Jahrhundert simulieren wohl nur noch die Autoren von Trivialliteratur (und einige Interpreten von "Hoch-Literatur") die Existenz einer kohärenten Lebensgeschichte, die gleichsam zufällig jetzt aufgeschrieben worden sei. Die Produktion eines (autobiographischen) Textes bedeutet nicht zugleich die Stabilisierung, die Fest-Schreibung vergangener und gegenwärtiger Erfahrungen; die Imagination anderer Lebensromane, die gleiche Erfahrungssituation betreffend, findet in den Selbstbeschreibungen weiterhin statt; der jeweils präsente Text kann nur als einer der auto-



biographischen Texte verstanden werden, die dem Autor möglich sind; "zwingend" ist der jeweils vorliegende Text allenfalls in äußerlicher Hinsicht, insofern meist kein anderer Text, die gleiche Situation betreffend, vorliegt.

Der Zusammenhang zwischen Autor und Text ist bekanntlich nicht in dem Sinne "kausal", dass nur genau ein bestimmter Text mit Notwendigkeit auf die Ursache "Autor" folgern könnte; sieht man einmal von der banalen Kausalität ab, dass jeder Text einen Autor braucht, dann ist z.B. auch das autobiographische Unternehmen ähnlich wie ein biographisches Unternehmen keineswegs mit der zu einem bestimmten Zeitpunkt vorgelegten, einen Autobiographie schon ein für allemal geleistet; es wäre ohne weiteres möglich, den gleichen Stoff fortlaufend neu zu bearbeiten; dass dies in der Regel nicht geschieht, resultiert weniger daraus, dass der Stoff erschöpft oder zuverlässig verarbeitet worden ist, sondern daraus, dass der Autor wohl nicht die Zeit und das Interesse aufbringt, eine Etüde an die andere zu reihen. Immerhin schrieb der französische Politiker und Schriftsteller Chateaubriand (1768-1848) aus drei verschiedenen Anlässen seine Memoiren neu (vgl. Mazlish 1972, 266), die Mechanismen der Historiographie eigentlich erst vollziehend. Beim Verfassen von "Abenteuer meiner Jugend" griff Gerhart Hauptmann unter anderem auf das "Material" zurück, dass sein erster Biograph, Paul Schlenker, in Verehrung erarbeitet hatte. Michel Leiris erprobt - etwa in "La Règle du Jeu" (1948; dt. "Die Spielregel" 1982) - fortlaufend neue Entwürfe, zum Teil den "gleichen" Lebensabschnitt betreffend, der zuvor in "L'Age d'Homme" (1939; dt. "Mannesalter" 1963) dargestellt wurde. - Herbert Achternbusch kürzt den Text von "Die Stunde des Todes" (1975) für die Taschenbuch-Ausgabe von 1978. Unausgesetzte "Überarbeitungen" bestimmen von vornherein den Sprechverlauf etwa in Friederike Mayröckers "autobiographischen" Büchern "Die Abschiede" (1980) bzw. "Die Reise durch die Nacht" (1984). Autobiographien haben anscheinend immer nur die Intentionen und die Funktionen, immer nur die Wirkungen, die vom jeweiligen Produzenten bzw. Rezipienten vorab etabliert oder zugelassen worden sind.

Interpretation richtet sich nicht nach den Intentionen des Autors, sondern Interpretation setzt schon ein mit der subjektabhängigen Bestimmung dessen, was die Intentionen seien. Ohne weiteres ist mittlerweile vorstellbar, dass ein Autor seinen eigenen expliziten Intentionen nicht traut oder

dass dies zu einem ironischen Spiel gehört, das der jeweilige Leser nie mit Sicherheit beenden kann. Der Autor tritt als Leser seinem eigenen Text gegenüber, und die Verbindung, die nun zwischen Autor und Text besteht, ist je nach Situation durchaus variabel: Michel Leiris hat erhebliche Schwierigkeiten, seine eigenen autobiographischen Texte zu interpretieren, und es besteht kein Grund, diese Schwierigkeit hier als pure Koketterie zu deklarieren. In "Mannesalter" von Michel Leiris heißt es: "Je mehr ich schreibe, umso mehr entzieht sich mir der Plan, den ich mir entworfen hatte, und man könnte sagen, je länger ich in mein Inneres schaue, desto verworrener wird alles, was ich sehe, denn die Themen, die ich ursprünglich zu unterscheiden gemeint hatte, enthüllen sich als unbeständig und willkürlich, so als wäre diese Einteilung letzten Endes doch nur eine Art abstrakter Eselsbrücke, ja nur eine simple Methode ästhetischer Komposition." (Zitiert nach 1983, 130; vgl. auch Müller 1981)

Es bleibt pure Spekulation, wenn nach dem tatsächlichen Suizid eines Autors ein Kritiker "nachweist", dieser Suizid habe sich deutlich in den Texten eines Autors angekündigt - Michael Schneider (1981) beschreibt Bernhard Vespers Roman "Die Reise" als "Außen- und Innenansicht eines Selbstmörders"; hingegen hatte der Lektor Jörg Schröder, dem große Teile der "Reise" noch zu Lebzeiten Vespers vorlagen, zwangsläufig einen "anderen Text"; probeweise wäre es reizvoll, als Leser in einer spezifischen Autor-Imagination zu prüfen, wie viele Textpassagen der "Reise" dafür "sprechen", dass Vesper nicht seinen Suizid, sondern sein Überleben "intendiert" habe.

Viele der Intentionen, die von Autoren expliziert werden, sind "falsch" (ohne dass wir sagen könnten, wie genau sie "richtig" zu stellen wären); sie erklären zumindest nicht hinreichend, warum der betreffende Text publiziert worden ist; in Vespers "Reise" finden sich verschiedentlich Bemerkungen des Autors, ihn interessierten die Reaktionen eines Lesers überhaupt nicht (mit denen er aber offenbar doch rechnet, da er den Leser wiederholt anspricht); zum Beispiel: "DIESE AUFZEICHNUNGEN FOLGEN nicht im geringsten einer Assoziationstechnik. Sie haben nichts mit Kunst oder Literatur zu tun. Ich bin darauf angewiesen, die Spitzen der Eisberge wahrzunehmen. Das ist alles. Es interessiert mich nicht, ob sich jemand durchfindet oder besser, ich habe es aufgegeben, zugleich genau und verständlich zu sein. Ich interessiere mich ausschließlich für mich und meine Geschichte und die Möglichkeit, sie wahrzunehmen."

(1983, 36) So gut wie nie geraten wir an literarische Texte, bei denen wir mit Sicherheit unterstellen können, eine Publikationsabsicht habe unter gar keinen Umständen im Interesse des Autors bzw. der Autorin gelegen.

Was man relativ unabhängig von den eigenen Konstruktionsleistungen herausarbeiten kann, wäre allenfalls eine mehr oder weniger zuverlässige Vermutung über das, was - aufgrund historischer Bedingungen - die Intentionen eines Autors nicht gewesen sein dürften. Kein Autor und kein Leser wird noch staunend entdecken, wie das möglicherweise noch bei Rousseau und seinen Zeitgenossen der Fall gewesen ist, dass es so etwas wie Individualität und persönliches Seelenleben überhaupt gibt. Kaum jemand wird derzeit eine literarische Autobiographie schreiben, um seine "Ehre" zu festigen oder zu retten. Traditionelle Intentionen haben stark an Bedeutung verloren: Jung-Stilling wollte offenbar mit seiner Autobiographie seinen Gott loben und seinen Lesern (und sich selbst) als Vorbild erscheinen; Rousseau versuchte offenbar mit den "Bekenntnissen", das Bild, das die Öffentlichkeit über ihn hatte, zu korrigieren; es ging ihm also anscheinend nicht so sehr um die heute übliche Selbstvergewisserung und Selbstveränderung, sondern hauptsächlich um die Manipulation bestimmter anderer Leute, die er sich zugleich als Leser erhoffte. Eine Autobiographie wird nicht mehr ohne weiters als Beginn eines "wissenschaftlichen" Selbsterforschungs-Unternehmens gelten können, wie das bei Karl Philipp Moritz wohl noch der Fall war.

Die Vorstellung vom Autor erscheint nur dann nicht als eine vor allem auf den jeweiligen Leser zu beziehende Selbstbeschreibung, wenn der einzelne Leser bzw. Interpret sich auf unstrittige Konventionen und Routinen "herausreden" kann; auch so genannte obszöne Texte sind so gesehen nicht lediglich ein Problem der Phantasie des jeweiligen Lesers; anders verhält es sich, wenn solche Wertungen wie "heikel", "brisant" oder gar "pervers" und "abartig" ins Spiel kämen; natürlich hätten Leser und Interpreten bei Verletzungen von akzeptierten Werten gegebenenfalls ein Recht, sich durch die "Schuld" eines Autor in ihren Gedanken und Gefühlen verletzt zu glauben.

Zusammengefasst gesagt: Die Ich-Identität des Lesers wird im Vorgang der jeweiligen Textrealisation nicht aufgelöst durch die Kopplung an einen externen Autor, vielmehr wird die Ich-Identität des Lesers aktualisiert durch das, was allenfalls oberflächlich als ein Sich-in-den-Autor-

Versetzen erscheint, was aber eher eine Aktualisierung oder sogar eine Neuformulierung aus dem Potential der in der Selbstbeschreibung des Lesers verfügbaren Rollen darstellt. Die "idealen Leser" wären diejenigen Frauen und Männer, die omnipotent alle Rollen bei sich selbst durchspielen können, die anlässlich eines Textes aktuell werden; wir kommen sofort an unsere Grenzen: "Ich möchte in Wien und in Kalkutta sein, alle Züge und alle Schiffe nehmen, Es mit allen Frauen treiben und alle Speisen fressen. Weltmann, Chemiker, Hure, Saufbold, Musiker, Arbeiter, Maler, Akrobat, Schauspieler; Greis, Kind, Hochstapler, Gauner, Engel, und Lebemann; Millionär, Bourgeois, Kaktus, Giraffe oder Rabe; Feigling, Held, Neger, Affe, Don Juan, Zuhälter, Lord, Bauer; Jäger, Industrieller, Fauna und Flora; ich bin alle Dinge, alle Menschen und alle Tiere!" (Arthur Cravan 1913; zitiert nach 1978, 32) Welche Leserin, welcher Leser kann es schon nachvollziehen, was es bedeutet, kann sich hineinversetzen in einen Autor, der dann tatsächlich gegen einen Schwergewichtsweltmeister zum offiziellen Boxkampf antritt - wie Arthur Cravan gegen Jack Johnson in Madrid am 23. April 1916? Zum Leidwesen der Literatur und des imaginierenden Lesers muss allerdings gesagt werden, dass Cravan in der ersten Runde zu Boden ging - ohne Comeback. - Weitere Ausführungen zur Autor-Intention des Lesers enthält der Abschnitt 3.4 "Aporien der literarischen Autobiographie".

"Der akzeptable Zustand ist gefunden, wenn die gehörte Äußerung so auf eine Welt bezogen werden kann, dass sie in ihr sinnvoll ist. Unsere subjektive Ansicht von der Welt (und nicht eine linguistische Kompetenz!) entscheidet also über die Akzeptabilität!" (Hörmann 1980, 209)

"Die Objektivität des Textes ist eine Illusion, und mehr noch, sie ist eine gefährliche Illusion, weil seine materielle Gegenwart so überzeugend ist. Es ist die Illusion der Selbstständigkeit und der Vollständigkeit." (Stanley Fish 1975, 210)

### **3.3 Text: "Hauptsächlich Lebenspfade"<sup>14</sup>**

Lektüre vermittelt keine konsistenten Informationen, Lektüre ist keine Übertragung von Wissen, sondern veranlasst ein Aktivieren und Ausweiten des spezifischen Selbstbeschreibungs-Spektrums des jeweiligen Lesers. Texte können als (Selbst-)Orientierungs-Anlässe verstanden werden. Texte haben keine in ihnen selbst liegende Bedeutung, sondern Texten werden von Beobachtern erst Bedeutungen zugeschrieben: Zwar überwiegend ähnlich (aus der Sicht von Beobachtern), aber stets auch eigenwillig. Ein Leser konstruiert nicht nur seine Beobachtungen "am Text", sondern er konstruiert auch noch den Text, auf den sich seine Beobachtungen (dann) beziehen. So gesehen kann es auch keinerlei iteratives Fortschreiten einer oder mehrerer Interpretationen zu einem vorab formulierten Ziel geben; die Annäherung hat keinen Messpunkt und keinen Maßstab. Interpretationen sind "vom Text her" nicht zu sichern: Die stets vorhandenen Ähnlichkeiten mit der Lektüre anderer garantieren allenfalls für die trivialen semantischen Bausteine eines Text-Verständnisses. Aber auch das jeweilige Maß der Ähnlichkeit richtet sich nach der Stereotypie, der Routine der Textorganisations-Verfahren, nicht nach subjektunabhängigen Bedeutungen. (Vgl. Schmidt 1985, 123f.) Selbstverständlich wird hier nicht behauptet, dass sich über Text-Bedeutungen nicht reden und streiten ließe; hier wird allerdings behauptet, dass ein Reden und Streiten nur möglich sei als eine Diskussion über Regeln der Zuschreibung von Bedeutung. Der Text kann nie sagen, was wir sagen sollen, und auch das "Vetorecht" (in Anlehnung an Koselleck 1979 bzw. 1989, 206),

wonach der Text uns hindere, Aussagen zu machen, die wir nicht machen dürfen, auch dieses "Vetorecht" ist ein Diskurs-Prinzip, keine Text-Eigenschaft. Wenn Bedeutungen immer nur in individuellen und individuell-sozialisierten Lebens-Zusammenhängen erfahren werden können, wenn also Bedeutungen vor allem in diesem Sinne "kontext"-abhängig sind, dann ist die Rede von der "wörtlichen Bedeutung" einigermaßen sinnlos geworden, und sie ist allenfalls noch so zu verwenden, dass man einen hochähnlichen Standard-Kontext bei allen Benutzern veranschlagt, eine triviale Grundsemantik, den "Null-Kontext" der Linguistik. "Bereits der Begriff des Kontexts ist in gewisser Weise mißlich, denn er verweist schon in seiner sprachlichen Form zurück auf den 'Text', bezogen auf dessen 'materiale' Singularität er eine gewisse Beliebigkeit und Austauschbarkeit zu signalisieren scheint." (Stanitzek 1989, 4) - Bedeutung ist das, was beim Wahrnehmenden als eine Zeichenfolge an früheren Wahrnehmungen und gegenwärtig veränderbaren Wahrnehmungen ausgelöst werden kann; selbstverständlich sind daran auch soziale Erfahrungen beteiligt. Jackendoff (1983) geht davon aus, dass auch die Referenten natürlichsprachlicher Ausdrücke nicht in der "wirklichen Welt" zu finden sind, sondern in einer kognitiven Welt, die er "projected world" nennt.

Erst von den jeweiligen Selbstbeschreibungen ausgehend (aber nicht von einem Objekt "Text" herkommend) lassen sich die weitgehend ähnlichen, jedoch nie gleichen Anteile der jeweils unterschiedlichen Textrealisierungen schließlich als gemeinsamer "Gegenstands"-Bereich für das Reden und Schreiben über Texte bestimmen. Was die einzelnen Diskursteilnehmer bei sich selbst als (vermutlich) hochähnliche Text-Bedeutung voraussetzen können, dient gleichsam als notwendige "Geschäftsgrundlage" (in Anlehnung an Hejl 1985, 108) für das allgemeine oder professionelle Reden über literarische Texte.

"Text" ist selbst in seiner denkbar reduziertesten Form, nämlich als materielles Substrat (Papier und Druckerschwärze) nur fassbar als etwas, was immer schon interpretiert ist. Auch dieser Teil von "Text" kann immer nur von denjenigen Rezipienten überhaupt hervorgebracht werden, die in ihrem eigenen Selbstbeschreibungs-Bereich die jeweils erforderlichen Unterscheidungen treffen können: Sie müssen hinreichend genau zwischen bloß gemustertem Papier, Druckerschwärze und Lettern unterscheiden können, und sie müssen in der Lage sein, diese Unterscheidungen als "Text" zu interpretieren. Entsprechendes würde natürlich auch für

Handschriften gelten bzw., wenn auch komplizierter, für mündlich tradierte Texte. Natürlich kann man davon ausgehen, dass alle Nicht-Analphabeten diesbezüglich ähnlich handeln; die Verständigung über einen solchen "Text"-Begriff dürfte dort krisenlos sein, wo überhaupt mit Texten umgegangen wird. (Ähnliches würde gelten für die Kenntnis "einfacher" syntaktischer Muster.) Das materielle Substrat ist der einzige Text-Teil, von dem sich sinnvoll sagen ließe, er sei nicht vom Leser "erzeugt". Nur im Fall der "Konkreten Poesie" oder der "Visuellen Poesie" besteht auch diese "Geschäftsgrundlage" der Diskussion über die ansonsten weitgehend semantisch unstrittige "Materialität" des Textangebots gerade nicht; hier ist das "Material" so arrangiert, dass bereits in diesem Bereich verstärkt eine eigenwillige Interpretation möglich wird. Im Übrigen kann natürlich keine Lektüre nur "materiell" oder "syntaktisch" sein; auch bei den forciertesten Angeboten der sog. "Phonetischen Poesie" ist die Suggestion von "Bedeutung" nicht stornierbar. (Vgl. Scheffer 1978, 231ff.)

Niemand kann indessen beim Reden oder Schreiben über literarische Texte so verfahren, als bedeute das Wort "Katze" für ihn selber oder für andere "Hund" oder ein anderes Mal auch "Pferd". Über das materielle Substrat hinausgehend definiert man also sinnvoller Weise einen weiteren inhaltlichen, semantischen Textteil, der von allen Hörern oder Lesern weitgehend ähnlich verstanden wird - basierend auf den Bedeutungs-Zuschreibungen, die aufgrund von Sprachkonvention und Sprachroutine im hohem Maße ähnlich hervorgebracht werden. Dieser Bereich hochähnlicher Text-Bedeutungen ergibt zusammen mit dem hochähnlichen materiellen Substrat die für das Reden und Schreiben über Texte notwendige Diskussionsgrundlage. Jeder einzelne Rezipient verfügt über Erfahrungen, welcher Typus von eigenen Aussagen von anderen akzeptiert wird, und jeder einzelne Rezipient kann aufgrund dieser Erfahrungen nun auch seine Erwartungen einrichten, d.h. er kann "Verständlichkeit" und "Verstehen" hypothetisch vorwegnehmen.

Auf der Ebene von materiellem Substrat und Grundsemantik verfährt der einzelne Rezipient - das können alle beteiligten Rezipienten in einer Art Vergleich beobachten - ähnlich wie die meisten anderen Rezipienten zur gleichen Zeit in der gleichen Kultur. Man kann mit anderen Lesern über Texte überhaupt nur reden, wenn man diesen operationalen "Konsens" über die Grundbedeutungen eines Textes bei sich selbst herstellt und

aufrechterhält. "Operationaler Konsens" heißt hier: Kein Konsens über eine identische Sache, die allen Beteiligten in gleicher Weise gegeben wäre, sondern eine rein operationale, zumeist krisenlose Schein-Einigung bezüglich eines Schein-Objekts.

Eine Annäherung an herkömmliche Text-Auffassungen findet nicht statt: Der operationale "Konsens" ist kein greifbarer Gegenstand, ist nichts, was für alle identisch wäre: Der "Text selbst" ist damit keinesfalls erreicht; der "Konsens" ist nicht "objektiv", sondern jeweils subjektabhängig in Quantitäten und Qualitäten, die sich nach Zahl und Möglichkeiten der Beteiligten richten. (Externe) Beobachter können lediglich das Verhalten der Leser so beschreiben, als ob sie sich einig werden, als ob ein Text-Objekt unabhängig von ihnen bestünde, als ob sie das gemeinsam hätten, "was zunächst dasteht". Auch die Kriterien der operationalen Einigung ergeben sich lediglich aus den jeweils gängigen Diskursregeln und den Mechanismen der "Konsens"-Herstellung, keineswegs aber aus irgendwelchen Eigenschaften des Textes, die vom jeweiligen Rezipienten unabhängig wären. Und schließlich muss man sich - wiederum skeptisch - darüber im klaren sein, dass diese semantischen Ähnlichkeiten kaum über Banalitäten, über Selbstverständlichkeiten hinausreichen: Die Übereinstimmungen betreffen etwa solche nachprüfbaren Dinge wie Überschrift, Wortzahl, Zeilenlänge, Absätze und dergleichen; im Bedeutungs-Bereich gehen die Übereinstimmungen kaum hinaus über offenkundige semantische "Klarheit" des Typs: "Katze" ist für niemanden gleich "Hund". Auch ein einzelner Leser kann bei wiederholten Lektüre und längeren Zeitabständen zweifeln, ob er es noch mit einem gleichen, "identischen" Text zu tun hat; Wir hätten etwa Peter Weiss' "Abschied von den Eltern" (1961) im Verlauf der Jahre insgesamt dreimal gelesen; die erste Lektüre hätte uns aufgrund vorherrschender anderer Interessen so wenig beeindruckt, dass wir über sie nichts mehr sagen könnten außer der Tatsache, dass wir das Buch als Geschenk an die eigenen Eltern weitergeben hätten; später hätten wir uns - allgemeinen Trends folgend - mit unsere eigenen Kindheit auseinandergesetzt und nun wären wir von der Lektüre tief bewegt, mit einem Kloß in dem Hals bis zu Tränen gerührt gewesen; und schließlich hätten wir uns, als wir ein Referat über den "Abschied von den Eltern" schreiben sollten, nur noch über den uns plötzlich "wehleidig" erscheinenden Text kritisch geäußert; wer wollte behaupten, dieses letzte, gründlichste und durch die schriftliche Form reflektierteste "Verständnis" sei das textadäquateste?



Die (u.a. Phänomenologisch) übliche Unterscheidung zwischen "Sinn" und "Bedeutung", wonach der Sinn über alle Zeiten stabil bleibe, die "Bedeutung" aber jeweils schwanke, diese Unterscheidung ist von einem konstruktivistischen Standpunkt aus nicht mehr zu halten;<sup>15</sup> ein subjektunabhängiger "Sinn", eine "Sache selbst" soll ja gerade nicht mehr als Vorgabe fungieren. "Hamlet im Busch" (Laura Bohannon 1982) würde so "radikal" die "Bedeutung" wechseln, dass von der Idee eines universellen "Sinns" nichts bliebe? "Hamlet im Busch" müsste seinen Onkel geradezu zwingen, die Mutter zu heiraten? Ein Racheauftrag des Vaters wäre vollkommen unvorstellbar? Vollkommen undenkbar, dass Ophelia ins Wasser geht und nicht ertränkt worden ist? - Man kann somit auch nicht von der Annahme ausgehen, der literarische Text enthalte "alles", er sei gleichsam die Summe aller denkbaren Interpretationen über ihn, und die jeweilige Interpretation stelle immer nur eine Art von Probebohrung dar. Auch eine solche Konzeption wäre wieder nur der Versuch, die eigene Interpretation innerhalb der Grenzen eines vorgegebenen Text-Objekts unterzubringen.

Die subjektabhängige Einschätzung, man habe es überhaupt mit einem literarischen Text zu tun, ergibt sich aus einer zumindest hypothetisch vorweggenommenen Gruppen-Erfahrung, aus der Annahme, als Leser befinde man sich nun mit anderen Lesern im Literatur-Zusammenhang. Bei bildender Kunst oder Musik wird dieser Zusammenhang durch Eintritt ins Museum, in die Galerie oder in den Konzertsaal hergestellt, und selbst noch die Frage, ob das dort Gebotene "denn nun Kunst sei" oder nicht, wird ja auch erst dadurch ermöglicht, dass der Zweifler sicher sein kann, sich an einem Ort zu befinden, wo solche Zweifel akut werden dürfen. - Den Literatur-Zusammenhang haben in nahezu allen denkbaren Fällen Autor, Verlag, Kritiker und Literaturwissenschaftler durch entsprechende Deklarationen schon hergestellt: Untertitel wie "Roman" oder "Gedichte", Verlage bzw. Verlagsreihen, in denen bislang nur Belletristik publiziert wurde, Buchbesprechungen, öffentliche Auftritte der Autoren machen jeden eigenwilligen "a-sozialen" Versuch, einen Text, der einmal als "literarisch" gegolten hat, nicht als "literarisch" zu akzeptieren, von vornherein aussichtslos. Der umgekehrte Fall ist eher denkbar: Texte, die zuvor nicht zu den literarischen Texten gerechnet worden sind, werden als "Literatur" deklariert, und sie werden als "Literatur" akzeptiert, weil die Deklaration praktisch nicht zu widerlegen ist, weil niemand den aus-

sichtslosen Versuch unternimmt, aufgrund irgendwelcher Texteigenschaften beweisen zu wollen, dass es sich um keinen literarischen Text handelt. Prädikate wie "literarisch" oder auch "ästhetisch" sind relationale Qualitäten, die von einzelnen Lesern oder Lesergruppen in sozialen Kontexten aufgrund mehr oder weniger konventioneller Unterscheidungen zuerkannt werden.

Auch "Offenheit", "Polyvalenz" (oder "Latenz") sind keine Text-Eigenschaften, sondern diese Erfahrung oder Mehrdeutigkeit kommt zustande aufgrund einer Entscheidung, die auf der hypothetischen, mehr oder weniger wahrscheinlichen Annahme beruht, man selbst und andere Rezipienten könnten ebenfalls keine eindeutige und allgemein verbindliche Bedeutung finden; Texte erscheinen um so offener, um so polyvalenter, je kürzer die vermuteten Übereinstimmungen hinsichtlich einer krisenlosen Bedeutungs-Zuordnung reichen. "Polyvalenz" und "Latenz" sind Resultat einer unausgesprochen antizipierten Vereinbarung.

Der Eindruck höchster literarischer Qualität kommt immer dadurch zustande, dass man selber als Leser in ganz außergewöhnlichem Maße außergewöhnlich umfassende Inhalte heranträgt; der jeweilige Text erscheint innerhalb einer solchen Konstruktions-Mechanik als eine minimale Vorformulierung dessen, was anlässlich von ihm dann als komplexer und reizvoller Selbstbeschreibungs-Prozess in Gang kommen kann.

Wenn allerdings eine "Eigentätigkeit des Textes" überhaupt nur als eine beim üblichen Lesen erfolgreiche, mühelose Täuschung aufgefasst werden kann, dann werden in einem literaturwissenschaftlichen Erklärungs-Zusammenhang die mittlerweile gängigen Metaphern von der "Interaktion" (Iser) bzw. vom "Dialog" (Jauß) des Lesers mit dem Partner "Text" einigermaßen grundlos; "Interaktion" bzw. "Dialog" setzen, jedenfalls streng genommen, eine soziale Relation mit zwei, im Prinzip gleich aktiven Positionen gegenseitiges Verstehen und gegenseitiger Korrektur voraus; eher müsste man von einem spezifischen "Monolog", von einem besonderem "Alleingang" des Lesers reden. Auch Groeben behält, wenn auch sehr eingeschränkt, ein "Interaktions-Modell" bei; er beansprucht zwar seinerseits eine "(...) Absage an den essentialistischen Textbegriff der klassischen hermeneutischen Literaturtheorie, bei dem Bedeutung der sprachlich objektivierten Manifestation selbst zugeschrieben wird" (1989, 255); entsprechend lehnt Groeben auch die in dieser Tradition stehenden

verbreiteten Modelle einer Text-Leser-Interaktion ab; andererseits kritisiert Groeben vehement die s.E. inakzeptable Mindergewichtung des Textfaktors in den (radikalen) konstruktivistischen Ansätzen und er plädiert für modifizierte Formen eines Text-Leser-Modells im Bereich einer empirisch verfahrenen Literaturwissenschaft. Sofern es sich um "Wissenschaft" und um "Empirie" handelt, soll hier über Groebens Kritik nicht gestritten werden; wenn es indessen um den Versuch einer möglichst weitreichenden Ablösung eines substantialistischen Textbegriffs gehen soll, dann muss die "Mindergewichtung des Textfaktors" geradezu als die Anstrengung erscheinen, um die es in erster Linie geht.

Von einem "Textfaktor" und einer "Text-Leser-Interaktion" lässt sich allenfalls in Standard-Handlungsbereichen sprechen, in denen einzelne Rezeptionsergebnisse als weitgehend ähnlich verstanden werden können; der "Textfaktor" wäre dann das, was in einer Standard-Situation mit konventionell eingelösten Regeln der Bedeutungs-Konstruktion als weitgehend unstrittig erscheint; das könnte gegebenenfalls auch noch solche Bedeutungskonstruktionen wie "Metaphorik" und "Ironie" umfassen. Demgegenüber soll hier aber gezeigt werden, dass Textinterpretationen nicht pure Routine und Unstrittiges betreffen, sondern gerade Eigenwilligkeit in prekärer Relation zu ja nicht ganz unsubstantialistischen Konzepten wie "Konsens", "Routine" und "Konvention"; im übrigen: zur Lösung von "Richthofens Problem" müsste man die "Textfaktoren" wechseln in Abhängigkeit von der jeweiligen Rezipientenperspektive, was aber wiederum dem Konzept von Groeben widersprechen müsste, insofern "Textfaktoren" genau das wären, was dabei ausgewechselt werden muss; nur das materielle Substrat (Papier und Druckerschwärze) und die trivialste Grundsemantik bleiben weitgehend gleich.

Wenn beispielsweise ein Ich-Erzähler berichtet, er sei fast täglich von seinem Vater geschlagen worden, und hinzufügt: "Bei jedem andern hätte diese Art der Zucht entsetzlich schädliche Wirkung getan, bei mir aber - man glaube es auf mein Wort - war es eine unumgänglich nötige Erziehungsmethode; denn meine leichtsinnige Sinnlichkeit ging in unbewachten Augenblicken unglaublich weit; niemand als Gott und ich weiß es, welche entsetzlichen Gedanken, Wünsche und Begierden in meiner Seele geweckt wurden; es war, als ob eine mächtige feindselige Kraft unschuldige, nichts Böses wollende Menschen aufgereizt hätte, mich in die giftigsten und schrecklichsten Versuchungen und Gefahren

für meinen sittlichen Charakter zu stützen, allein, es gelang nie; nicht mein religiöser Grundtrieb, nicht meine Grundsätze - denn wo hat ein Kind Grundsätze? - sondern bloß meines Vaters strenge Zucht und Gottes gnädige Bewahrung sind die Ursache, dass ich nicht hundert- und tausendmal in den Abgrund des Verderbens gestürzt bin." - wenn man dies also liest, dann wird man sich zu jeder Zeit noch leicht darüber verständigen können, hier berichte jemand über die strengen Erziehungsmethoden seines Vaters, aber kaum ein heutiger Leser wird diesen Text von 1804 aus Jung-Stillings "Rückblick auf Stillings bisherige Lebensgeschichte" (hier zitiert nach 1968, 227) - parallel zu der unterstellbaren "Intention" Jung-Stillings - noch glaubwürdig finden. In anderen Kulturen hingegen, zu anderen Zeiten (etwa zur Zeit der Nazi-Herrschaft) kann der Text, so muss man befürchten, durchaus als Argument für notwendige Erziehungshärte zitiert werden. Die Frage, was der "eine Sinn" eines solchen Textes sei, der sich in verschiedenen Kulturen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Interpreten stets unverändert durchhalte, ist offenkundig sinnlos geworden, und ebenso sinnlos ist es, eine "intentionsgerechte" Interpretation zu fordern (im Sinne von E.-D. Hirsch 1972); eine "intentionsgerechte" Interpretation, sofern man darunter eine Interpretation verstehen wollte, die den Intentionen des Autors verpflichtet wäre und sie schützen wollte, wird im vorliegenden Fall in der westlichen Literaturkritik wohl kaum noch jemand riskieren. Jedoch nicht der "Text" von Jung-Stilling" ist unglaubwürdig, die Zweifel liegen ja nicht im "Text selbst", sondern die Zweifel sind verursacht durch Beobachtungsperspektiven, wie sie etwa durch die Psychologie im 20. Jahrhundert möglich geworden sind.

Anlässlich des Jung-Stilling-Textes darf man als hochähnliche Bedeutungszuschreibung bei den meisten Lesern unterstellen, der Verfasser sei (aus heutiger Sicht) ungewöhnlich religiös, er berichte über eine (aus heutiger Sicht) ungewöhnlich strenge Erziehung, die er zugleich (aus heutiger Sicht) aller Wahrscheinlichkeit nach, und zwar nicht ironisch, ungewöhnlich beschönige; jedoch über das Ausmaß der Beschönigungen oder Verleugnungen Jung-Stillings werden sich auch die heutigen Interpreten, je nachdem, welcher psychologischen Richtung sie anhängen, uneinig sein. - Ich stelle mir vor, die Selbstgewissheit Jung-Stillings, seine Erziehung sei gottgefällig und vorbildlich gewesen und sein Leiden habe sich daher allemal gelohnt, bewahrte ihn vor den Folgen, die ohne eine solche grandiose Selbstbeschreibung hätten drohen können; die Be-

drohungen dieser "inneren" autobiographischen Tätigkeit könnte Jung-Stilling zusätzlich dadurch in Grenzen gehalten haben, dass er versuchte, diese Selbsttheorie nicht nur schriftlich niederzulegen, sondern sie auch zu publizieren und damit der Öffentlichkeit zu einer damals aussichtsreichen Ratifizierung vorzulegen: Es gibt keinen wirksameren Mechanismus, Schäden zu verarbeiten, als eine bei sich selbst funktionierende und durch andere gestützte Selbstbeschreibung. Jung-Stilling schrieb den "Rückblick" im Alter von 64 Jahren, nach einem zumindest öffentlich erfolgreichen Leben.

Entgegen einigen Tendenzen des "Poststrukturalismus" und der "De-konstruktion": Texte haben auch keinen "latenten Inhalt" (neben dem "manifesten Inhalt"), allenfalls eignen sich bestimmte (nicht alle) Texte zu solchen Interpretationen. Dies setzt allerdings voraus, dass der Interpret bereits vorab eine bestimmte Vorstellung von "seinem" Text und "seinem" Autor intendiert: Ein Text wie "Nicht rauchen!" als Tagebuch-Eintragung eines erwachsenen Autors wird vermutlich selten etwas an Latenz hergeben; als schriftlich fixierter Zukunfts-Plan eines (dann altklugen) Achtjährigen dagegen wird "Nicht rauchen!" psychologisch wieder aufschlussreich. Was man also für eine an den Beobachter gebundene und von ihm hervorgebrachte Unterscheidung zwischen "manifest" und "latent" braucht, ist die Erzeugung einer Rezeptions-Situation, die von Anfang an schon jene Ungewöhnlichkeit und psychologische Bedeutsamkeit antizipiert, die sie dann in der Folge vermeintlich erst am "Text" und am "Autor" zu registrieren scheint. So gesehen handelt es sich eben nicht nur um das pure Bonmot, zu behaupten, eine psychoanalytische Beobachtung, zum Beispiel, lasse in erster Linie Rückschlüsse auf die Dispositionen des jeweiligen Analytikers zu. Texte "haben" also auch keine semantische Teil-Substanz, der mittels Dekonstruktion dann zu misstrauen wäre. - In seiner Kritik an den m. E. "erfreulich" weit geführten Positionen von Stanley Fish versucht Jonathan Culler (1988, 77ff.) soviel als möglich für die "Haben"-Seite des Textes substantialistisch zu retten; Cullers Argumente sind zwar "gut", aber bedauerlich ist, dass die Anstrengung der "Rettung" nicht dem Zweifel gilt.

Im Unterschied zum "Werk"-Begriff, der einigen weiterreichenden Korrekturen unterzogen wurde<sup>16</sup>, blieb der Text-Begriff in der Literaturwissenschaft einigermaßen unangefochten. - "Text" gilt demgegenüber hier als eine hypothetisch vollzogene (und selten empirisch überprüfte),

mehr oder weniger treffsichere Schein-Verabredung über "den Text". Der Quasi-Objektcharakter von "Text" entsteht durch eine Unterstellung, die unwidersprochen bleibt. Dieser Bereich ohne Widerspruch, dieser Bereich, der noch keine Verständniskrisen auslöst, ergibt die Diskussionsgrundlage. - Es lässt sich in der Tat nicht angeben, was das genau ist, ein "Text" bzw. ein "literarischer Text". "Text" ist offenbar etwas, was ständig zwischen Text und Leser hin und her geht, was bei keinem von beiden stehen bleibt, was weder in der Situation des Lesens selbst liegt, was sich weder an den Text, noch an den Leser delegieren lässt, was sogar die Einheitlichkeit von "Text", aber auch die Einheitlichkeit des Konstrukts "Leser" fragwürdig erscheinen lässt; auch die Vorstellung von "Text" ist bestimmt von der "eigentliche(n) Grundlosigkeit" (Varela 1981, 308) aller Objekt-Erfahrungen, die man in konstruktivistischer Perspektive überall bemerkt. Gerade dann, wenn "Text" ein Angebot für Selbstbeschreibungen darstellt, auf Selbstbeschreibungen trifft und dort erzeugt wird, wenn in hohem Maße der Eigenanteil des jeweiligen Lesers betont wird, dann kann die Bezeichnung "Text" nur mehr als Metapher, als Umschreibung für die Diskussionsgrundlage, für jenen hochähnlichen Bedeutungsbereich fungieren, und das, was der Einfachheit halber (und oft unvermeidlich) dem "Text" zugeschrieben wird, betrifft nur mehr diesen begrenzten Aspekt von Text; "Text" wird jetzt in einem bedeutend engeren Sinne als bislang verwendet.

Was man über einen Text - relativ subjektunabhängig - sagen kann, ist im Grunde nur, dass es ihn gibt, dass er von jemand anderem, von dem Autor bzw. von der Autorin verfaßt wurde, dass das Text-Angebot, das schließlich vorliegt, eine größere, aber buchstäblich nicht zu ermessende kreative Leistung des Autors darstellt - aber alles, was darüber hinausgeht, alle Präzisierungen, auch hinsichtlich der Autorleistung, hängen ab von den Unterscheidungsmöglichkeiten des jeweiligen Rezipienten im Prozess seiner Selbstbeschreibung. Bei Texten, die im Zitat selbst nicht vorliegen, lässt sich für den Leser einer Text-Interpretation überhaupt nicht entscheiden, was nun die hoch-konsensuellen Textbedeutungen wären und was schon als Interpretation im engeren Sinne zu gelten hat. Eine Interpretation also, die ihren Bezugstext nicht zitiert, lässt ihre Leser im Unklaren über das jeweils hergestellte Verhältnis von Ähnlichkeit und Eigenwilligkeit. Insofern ist es natürlich nicht gleichgültig, welchen Text man liest, und welchen Text man schreibt, denn stets muss ein plausibler Zusammenhang zwischen hochähnlicher Grundsemantik und jeweiliger

Resonanz angegeben werden können. Im Fall von Literatur unterstellen wir eine äußerste Labilität dieses Zusammenhangs, und wir interpretieren Texte dann, wenn wir voraussetzen, dass der Zusammenhang zwischen "vollständigem" Textverständnis und hochähnlicher Grundsemantik instabil ist und instabil bleibt.

Im Fall der Interpretation kommt es nunmehr darauf an, dass der jeweilige Interpret für andere Leser einen handhabbaren Mechanismus angibt und anstößt, damit nun diese Leser sich auf ihre Weise ein ähnliches Phänomen erzeugen können - ähnlich dem Phänomen, das der Interpret mit Hilfe seines Lebens-Romans am Text hervorgebracht hat: Dieser Interpret präpariert seinen Lebens-Roman für andere, zur Aktivierung der Lebens-Romane anderer; auch der Essayist ist auf parallele Hervorbringung aus.

"Autobiographie. - Keine Gattung der Literatur steht derart schlimm im Verdacht, überflüssig zu sein. Wir stehen oder liegen sowieso geschrieben. Soweit es notwendig ist, können wir uns auch lesen, freilich nur mit uns selbst. Wir lesen, und es darf auch heißen: wir schreiben uns selber und andere werden von anderen, die sich selber schreiben, geschrieben. - Es kann sich also nur um ein anderes, bestenfalls ein neues Wesen handeln, das von einem Einzelwesen, einem Autor geschrieben wird. Um es kurz zu machen: es gibt keine Autobiographie." (Paul Wühr: "Der faule Strick" 1987, 60)

### **3.4 Das fortlaufende Ende der literarischen Autobiographie**

"Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" betrifft komplexe Erfindung von "Autobiographie", nicht jene "Selbsttäuschung", nicht jene Fixierung eines Ablaufs, die zumeist mit "Autobiographie" verbunden werden. Die gängigen, mittlerweile schon routinemäßigen Zweifel der Autobiographen an ihrer eigenen Lebenserfahrung betreffen fast ausnahmslos Erinnerungsverluste, periphere Täuschungen, nicht aber

den grundsätzlichen Prozess der "Erfindung", der Konstruktion von "Leben". Die Zweifel der Autoren bekräftigen eher den Verdacht, es ginge ihnen um ein historiographisches Unternehmen reduzierter Komplexität, es ginge eher um Rekonstruktion und nicht um Konstruktion. Und solange man auch als Literaturwissenschaftler akzeptiert, dass authentisches, autobiographisches Material aus einer persönlichen Lebensgeschichte zu gewinnen und wieder an ein "tatsächliches" Leben erzählerisch zu delegieren sei, solange man also gängige Autor-Ansprüche und Leser-Erwartungen übernimmt, würde man das Phänomen "endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" nur innerhalb der Grenzen konventioneller Modelle erzeugen.

"Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung" impliziert also gerade nicht jene Autobiographie-Konzepte, die auf folgenden problematischen Annahmen basieren: Die Annahme einer "äußeren" Wirklichkeit, die Annahme einer sprachlichen "Abbildung" dieser Wirklichkeit, die Annahme der "Linearität" von Zeit und Geschichte, die Annahme einer "Kausalität" von Handlungen und die Annahme einer stabilen Autor- bzw. Leser-"Identität" (zu diesen Angaben vgl. Schmidt 1984, 16f.) Das Problem der Narrativität, das mittlerweile etwa in der Geschichtswissenschaft die Frage nach der Zulänglichkeit von Historiographie hat aufkommen lassen, taucht in den meisten Lebensbeschreibungen allenfalls in einer Art folgenloser Präambel auf; die Übernahme von Techniken, die ehemals als Kennzeichen avancierter Literatur gelten konnten (etwa "innerer Monolog", "Montage") bleibt zumeist ohne besonderen neuen Effekt und wirkt zitathaft. In den "Normaltexten" der literarischen Autobiographie berichtet ein eloquentes Ich formal völlig unangefochten von seiner Zersplitterung oder sogar von seiner Auflösung.

Ausgehend von den Vorschlägen, die hier bislang schon dargestellt wurden, ergibt sich also der Verdacht, die literarische Autobiographie sei ein von Anfang an verfehltes Unternehmen, was etwa "Freischreiben" (auf Seiten der Autoren) oder "Bewältigungshilfe" (auf Seiten der Leser) betrifft. Die "geglückteste" Autobiographie wäre - trotz oder gerade wegen der Unmöglichkeit psychischer Systeme, zu kommunizieren - die Ansammlung von Texten, die ausschließlich von den "Anderen" stammt.

Gleichwohl gehört autobiographisches Sprechen, wenn auch ohne weitreichende literarische Ansprüche, zu den "Grundformen menschlicher



Kommunikation überhaupt. (...) In zahllosen formellen und informellen, privaten und öffentlichen Redeanlässen finden die Menschen seit je Gelegenheit, Erfahrungen aus ihrem Leben mitzuteilen. Das Autobiographische in diesem Sinn ist nicht ein bestimmter historisch gewachsener Texttypus, sondern eine allgemein subjektive Wissensstruktur, die sich in zahlreichen Texttypen erst verwirklichen kann." (Sloterdijk 1978, 21) Sloterdijk nennt zum Beispiel Gespräch und Selbstgespräch, Beichte und Gebet, Grabinschrift, neben Briefen, Tagebüchern, Gedichten oder Romanen. Jemand, der sein Leben erzählt (in welcher Form auch immer) erzählt zugleich die Geschichte dieser Erzählform; Erzählungen sind zeittypisch und schichtenspezifisch variabel. (Vgl. Thomae 1968; Leitner 1982)

Soziologen, Pädagogen, Geschichtswissenschaftler und Psychologen haben verstärkt begonnen, autobiographisches Material und gerade auch literarische Autobiographien auszuwerten, um aus ihnen "zu lernen". (Baacke und Schulze: "Aus Geschichten lernen" 1979; vgl. etwa auch Bühler 1933; Bühler und Massarik 1969; Hennigsen 1962; Hoffmann 1960; Hurrelmann 1976; Levy 1977; Kohli 1978; Loch 1979; Matthes et al. 1981) Aus der Perspektive der Literaturwissenschaft wäre aber erneut zu fragen, ob ein "Lernen", jedenfalls in der Art, wie es in diesen Lebenslauf-Forschungen angenommen wird, überhaupt möglich sein kann. Natürlich wird es auf im Fall der literarischen Autobiographie nach wie vor immer auch denjenigen Leser geben, der in den "(...) Lebensberichten anderer zu erfahren wünscht, wie es an anderen Orten aussieht, wie man in anderen Zeiten, in anderen Gesellschaftsordnungen, in anderen Ländern lebte oder lebt." (Möller 1967, 9) - dieses Interesse lässt sich aber, wie jetzt deutlich geworden ist, nicht generalisieren zu der Behauptung: "Alles läuft also darauf hinaus, dass die Autobiographie ohne das Interesse an ihrem Autor ihren Sinn verliert." (Ebd.) Aus einem solchen Leserverhalten wird man keine aktuelle theoretische Überlegung zur Beschreibung der literarischen Autobiographie ableiten können, sondern allenfalls eine Theorie über das Hobby "Lesen" am Beispiel leicht eingängiger Texte. Diltheys Einschätzung: "Die Selbstbiographie ist die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt." (Gesammelte Schriften, Bd. VII, Stuttgart 1958, 199) lässt sich nur noch zur Umschreibung jenes Hintergrundes verwenden, vor dem die veränderten Einschätzungen der literarischen Autobiographie praktiziert werden. (Entsprechend problematisch sind die theoretischen

Abgrenzungen des Dilthey-Schülers Georg Misch; so fordert Misch in seiner monumentalen Geschichte der Autobiographie etwa von der Autobiographie die "Synthese", während s. E. das Tagebuch der "Analyse" zu dienen hätte.)

Carl Einsteins Konzept einer literarischen "Halluzinatorik" in seinem Goethe-Nekrolog (1932) gründet sich, die Verbindlichkeit Goethes im Kanon der Literatur voraussetzend, auf die Attacke gegen einen unhalluzinatorisch verfahrenen, permanenten Autobiographen: "Es ist wahrhaft widerlich zu sehen, wie Goethe jeden Augenblick seines Lebens für bedeutend hält und aus Angst vor dem Tode sein biographische Denkmal vorbereitet." (Zitiert nach 1962, 143) "Er glaubt kindischerweise an eine einheitliche und kontinuierliche Kausalität, ohne einzusehen, dass es sich dabei - wie bei allen Gesetzen - nur um bequeme, schmale Auszüge handelt und dass alle Kontinuität aus Angst vor dem Tode fabriziert wird." (1962, 147) "Diesem Menschen, der besessen war von seiner Eigenliebe (mit anderen Worten diesem unekstatischen Menschen) war sein Ich, welches er in Autobiographien zu konservieren trachtete, eine höchst wichtige Angelegenheit. Völlig von sich eingenommen übersah er ganz, dass das Ich in der Tätigkeit untertaucht und vergessen wird, dass wir nur soweit handeln, als das Ich zerstört wird. Denn das Ich ist nichts weiter als eine nachträgliche Rückschau; alles Tun ist ekstatisch und kann nur durch Zerstörung des Ichs eintreten." (1962, 148) Im vorliegenden Zusammenhang ist es weniger wichtig, ob Carl Einsteins Kritik speziell im Fall Goethes zutrifft oder nicht;<sup>17</sup> interessant ist vor allem Einsteins Kritik an einem bis heute verbreiteten Typ von autobiographischer Literatur, eine Kritik, die Einstein mit der Proklamation vom Verschwinden des Ich, von der Auflösung der Autor-Kategorie verbindet. Carl Einstein bezeichnet sein Buch "Bebuquin" als "Totenbuch des Ich" (vgl. Kiefer 1986, 288)

Friedrich Schlegel, Paul Valery, Jorge Luis Borges bis hin zu Paul Wühr (um nur einige wenige, eher zufällige Namen zu nennen) sind umfassende Kritiker der literarischen Autobiographie, gerade aufgrund ihrer Zweifel an der Stabilität der Autor-Kategorie. Bei Friedrich Schlegel liest man: "Reine Autobiographien werden geschrieben: entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, wohin Rousseau mit gehört; oder von einer derben künstlerischen oder abenteuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini; oder von geborenen Geschichts-

schreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind; oder von Frauen, die auch mit der Nachwelt kokettieren; oder von sorglichen Gemütern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten und sich selbst nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen lassen können; oder sie sind ohne weiteres bloß als Plädoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine große Klasse unter den Autobiographen machen die Autopseusten aus." (Friedrich Schlegel: "Athenäums-Fragment Nr. 196) Bei Paul Valery liest man später: "Wie also lässt sich der eigentliche Hervorbringer eines Kunstwerks ausfindig machen? In Tat und Wahrheit ist er niemand. Was ist denn das eigene Selbst, wenn ich sehe, dass es im Verlauf meiner Arbeit Ansicht und Meinung wechselt und dabei unter meinen Händen die Form entstellt; wenn jede Korrektur weitreichende Veränderungen zur Folge haben kann und wenn tausend Zufälligkeiten des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit oder der Wahrnehmung, die meinem Geist widerfahren, sich schließlich in meinem vollendeten Werk als die wesentlichsten Antriebe und die originärsten Elemente meiner Bemühung erweisen? Und dennoch stammt dies alles aus mir selber, da ja auch meine Schwächen und meine Stärke, meine Rückfälligkeit, meine Eigenheiten, meine Schatten- und Lichtseiten sich stets erkennen lassen in dem Produkt, dass aus meinen Händen hervorgegangen ist. Geben wir die Aussichtslosigkeit zu, von diesen Dingen eine deutliche Vorstellung zu gewinnen (...)" (Paul Valery: Über den "Adonis".) Und Jorge Luis Borges schreibt: "Dem anderen, Borges, passiert immer alles. (...) Ich muss in Borges verbleiben, nicht in mir (sofern ich überhaupt jemand bin), aber ich erkenne mich in seinen Büchern nicht so sehr wieder wie in vielen anderen oder im beflissenen Gezupf einer Gitarre. Vor Jahren wollte ich unser Verhältnis lösen; von den Mythologien der Außenviertel ging ich zu den Spielen mit der Zeit und dem Unendlichen über, doch treibt heute Borges diese Spiele, und ich werde mich nach etwas anderem umsehen müssen. So ist mein Leben eine Flucht, und alles geht mir verloren und fällt dem Vergessen anheim oder dem anderen. Ich weiß nicht einmal, wer von beiden diese Seiten schreibt." (Zitiert nach 1963) Bei Elias Canetti schließlich liest man: "Sätze, die nicht mehr von ihm sind, das sind Sätze." (Das Geheimherz der Uhr 1987, 136) Oder: "Erkläre nichts. Stell es hin. Sag's. Verschwinde." (Ebd. 148) Nichts wäre falscher, als diese Zitate als eine neuerliche autobiographische Koketterie zu verstehen. Und selbstverständlich gibt es in Praxis umgesetzte Zweifel an autobiographischen Texten nicht erst in der modernen Literatur. Spätestens Jean Pauls "Selberlebensbeschrei-

bung" (1818) kann als eine literarische Autobiographie verstanden werden, die in wesentlichen Teilen erzählerisch dadurch vorankommt, dass vom Nicht-Erzählen erzählt wird, dass erzählend gerade eine konventionelle Erzählung über das Leben des Autors von ihm selbst verhindert wird, wenn freilich auch spielerisch, ironisch und wohl eher nicht aufgrund einer mit heutigen Bedenken vergleichbaren Skepsis gegen das autobiographische Unternehmen. (Vgl. auch Lehmann 1988, 166ff.; zur Autobiographie-Skepsis bei Eichendorff vgl. Kunisch 1985; generelle Fragen der "älteren" Autobiographie behandelt Groppe 1990; vgl. Anm. 18)

In der Gegenwartsliteratur geht es den wenigsten Autobiographen um eine erzählerische, literarisch-innovative Bearbeitung ihres Themas. Von den meisten Autoren wird der Zugriff auf die vermeintlich neue Variante ihres gelebten Lebens illusioniert auf Kosten der Variationen der Beschreibungsmöglichkeiten. Die literarische Autobiographie bildet gleichsam ein Refugium konventioneller literarischer Verfahrensweisen. Die autobiographische Mode der siebziger und achtziger Jahre zeigt "(...) ein stoffliches Interesse, das den literarischen Prozess (...) nirgendwo verändert, keine neuen Schreibweisen provoziert hat. Auch grundsätzlich neue Erkenntnisse sind ihr nicht zu verdanken." (Vormweg in *Süddeutsche Zeitung* 11./12.4.1981) Auch über die gängige Literaturkritik lässt sich diesbezüglich wenig Schmeichelhaftes sagen, hat sie doch die wenigen Ausnahmen, die "Randtexte" literarischer Autobiographie, zumeist ignoriert oder verrissen. Soweit ich sehe, gibt es auch kaum eine literaturwissenschaftliche Arbeit, in der eine fundamentale Skepsis gegenüber der literarischen Autobiographie zum bestimmenden Thema wird; der Geschichtspessimismus und der Geschichtenpessimismus stammt hauptsächlich von den Autoren selbst, die von den gängigen Modellen abweichen.<sup>18</sup> Trotz zweier Jahrzehnte "Rezeptionsästhetik" liegt auch, soweit ich sehe, keine literaturwissenschaftliche Monographie vor, die die literarische Autobiographie vorwiegend und explizit von der Leserperspektive her begründet; selbstverständlich wird inzwischen routinemäßig nach dem Leser von Autobiographien gefragt, aber hinsichtlich Stabilität und Bedeutsamkeit bleibt die Autor-Kategorie vorrangig. Und doch gibt es keine verfügbare Theorie von "Selbst", "Ich", "Subjekt", "Individuum" (aus welcher philosophischen oder psychologischen Richtung auch immer), aus deren Perspektive ein "reibungssloses" autobiographisches Erzählen nicht als "unreflektiert" erschiene.

Versteht man unter "Literatur" bzw. "literarisch", um die Bezeichnungen nicht sinnlos inflationär zu gebrauchen, eine in irgendeiner Form doch unterschiedene Verfahrensweise, im Zuge derer im 20. Jahrhundert nun Sprache und die Methoden ihrer Verwendung ebenfalls thematisch werden (etwa in der sog. "experimentellen Literatur"), dann müsste man bei fast allen neueren Texten daran zweifeln, dass die "literarische Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben", die beinahe schon notorisch im Verlagsprospekt oder im Klappentext reklamiert wird, überhaupt stattgefunden hat. Die neuere Autobiographie, auch diejenige, die als "literarisch" gilt, ist zumeist bestimmt vom Primat des Stoffes, von der Emphase auf Inhalt, von der Suggestion einer authentischen Beschreibung.

Was meint hier die Bezeichnung "literarische Autobiographie", wenn dieses Genre von vornherein derart in Zweifel gezogen wird? Die Bezeichnung "literarische Autobiographie" erreicht ohnehin nicht mehr den Status eines ausreichend klar definierten Begriffs. Eine Definition erscheint streng genommen unmöglich, weil sie soviel umfassen müsste, dass sie keine Definition mehr wäre oder weil sie soviel ausschließen müsste, dass gerade die für die Entwicklung der literarischen Autobiographie relevanten Texte überhaupt nicht mehr eingeschlossen werden könnten. Die Fragen können also nicht mehr lauten "Was ist Autobiographie?" oder "Was ist eine literarische Autobiographie?", vielmehr ist zu fragen, aufgrund welcher Beschreibungsziele es jeweils sinnvoll ist, einen einzelnen Text als "autobiographisch" und als "literarisch" zu verstehen. Orientierte man sich hingegen an den bisherigen Definitionsversuchen, angefangen bei den Arbeiten von Georg Misch (1907ff.) bis hin zu den Arbeiten von Roy Pascal (1965) Klaus-Detlef Müller (1976), Bernd Neumann (1970), Wulf Segebrecht (1967), Ralf-Rainer Wuthenow (1974), David Bronson 1980 oder Reinhold Grimm und Jost Hermand 1982, dann wird es in zumindest einigen Fällen unmöglich, eine Reihe von Texten, die für die Entwicklung der literarischen Autobiographie bedeutsam sind, überhaupt noch zu literarischen Autobiographie zu rechnen; definiert man nämlich, um nur ein Beispiel zu nennen, eine "(...) Grenze zum Privaten, die nicht überschritten werden darf, wenn nicht zugleich der Anspruch auf dichterische Verbindlichkeit der Autobiographie aufgegeben werden soll" (Segebrecht 1967, 221; ähnlich Müller-Seidel 1953, 30), dann könnten noch mehr als dreißig Jahre nach ihrem Erscheinen die autobiographischen Texte von Michel Leiris oder Henry

Miller nicht zu den literarischen Autobiographien gerechnet werden; die "Selbstentblößung", das Überschreiten der Grenze zum Privaten stellt indessen seit langem einen festen Bestandteil der Autobiographie-Gattung dar. (Vgl. Heißenbüttel 1966 b)

Es besteht indessen auch kein Grund, dass Definitionsproblem zu überschätzen: Bei fast allen Texten, die hier zur Diskussion stehen, ist der Anspruch, dass man es mit einer "Autobiographie" und mit "Literatur" zu tun habe, durch Autor, Verlag und Rezeption schon vollzogen; die Frage nach dem literarischen bzw. autobiographischen Charakter ist also vorläufig immer schon entschieden; die jeweiligen Texte werden von der Leser-Öffentlichkeit als "Autobiographie" und als "literarisch" rezipiert. Und damit die Bezeichnungen "Autobiographie" bzw. "autobiographisch" nicht von vornherein alle Unterscheidungsmöglichkeiten verlieren - etwa durch die durchaus richtige Pauschalerklärung, jedes Schreiben sei irgendwie autobiographisch - werden diese Bezeichnungen hier nur für solche Texte verwendet, bei denen das herkömmliche Modell der Autobiographie zumindest den Kontrast darstellen kann, aufgrund dessen nun die veränderten Funktionsweisen der jeweiligen Texte genauer erläutert werden können. Das Modell der literarischen Autobiographie lässt sich als Phänomen so erzeugen, als könne die meist retrospektiv orientierte Sprechposition im jeweiligen Text mit dem gelebten Leben des jeweils imaginierten Autors in eine nachvollziehbare Verbindung gebracht werden - zumindest aufgrund der hochwahrscheinlichen, wenn auch im Einzelfall undifferenzierten und keineswegs verifizierbaren Hypothese, dass eine solche Verbindung überhaupt besteht. Auch im Fall der "Ästhetik des Widerstands" von Peter Weiss gibt es eine solche Verbindung, und zwar gerade weil diese "Wunschautobiographie" (wie Peter Weiss die "Ästhetik des Widerstands" zunächst selbst genannt hat) sich über weite Strecken als Gegenentwurf zum gelebten Leben von Peter Weiss definieren lässt. (In der "Zeit" vom 17. Oktober 1975 nennt Peter Weiss die "Ästhetik des Widerstands" eine "Wunschautobiographie"; aufgrund vieler Missverständnisse der Kritik schränkt Peter Weiss diese Deklaration später ein.)

Trotz aller Ansprüche, die hier erhoben werden, bleibt durchweg unbestritten, dass sich das Phänomen "literarische Autobiographie" auch ganz anders erzeugen ließe, dass also Autobiographie in der Folge andere Beschreibungs- und Voraussetzungssysteme auch ganz anders erscheinen

könnte; eine psychoanalytische Studie zur literarischen Autobiographie hätte etwa von vornherein einen anderen "Gegenstand".

Der Vorschlag, der hier unterbreitet wird, geht dahin, die literarische Autobiographie mit einer zeitlichen, thematischen und formalen "Krise" zu verbinden. Zwar beginnt die massenhafte Veröffentlichung autobiographischer Texte mit literarischem Anspruch bereits am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, aber zumeist werden sie von konformistischen Autoren für konformistische Leser produziert. In der Weimarer Republik wuchert dann "(...) die Prominentenautobiographik, ein restlos von der Kulturindustrie determinierter Zweig des Literaturbetriebs, in dem larvenhaft 'Selbstdarstellungen' vermarktet werden." (Sloterdijk 1978, 7) Jemand, der sich umfassend durch genetische oder gesellschaftliche Einflüsse determiniert sieht, genauso wie jemand, der meint, über eine umfassende Außenwelt-Kontrolle zu verfügen, wird keine ungewöhnliche literarische Autobiographie schreiben (oder lesen wollen), weil "Selbstbeschreibung" (wieder im umfassenden Sinne verstanden) in diesen Fällen nicht als grundlegend "krisenhaft" verstanden wird. Nur auf der Grundlage krisenhafter Selbstbeschreibung lässt sich z.B. fragen, ob nicht die Produktion und Rezeption der literarischen Autobiographie - jedenfalls so, wie sie zumeist betrieben wird - auf völlig falsche Vorstellungen zurückgeht, nämlich auf die Suggestion einer Lebenssituation, in der Vergangenheitserforschung in traditioneller Weise für möglich (und daher auch für nötig) erachtet wird und bei der darauf vertraut wird, dass gerade auch Schreiben und Lesen von Literatur zu dieser "Vergangenheitsbewältigung" taugen. Die Autosuggestions-Möglichkeiten im Prozess der jeweiligen Selbstbeschreibung auf Seiten des Autors und auf Seiten des Lesers können als Erklärung dafür dienen, warum Autobiographien anscheinend immer nur die Wirkungen haben, die vom jeweiligen Produzenten bzw. Rezipienten gleichsam vorab etabliert worden sind bzw. zugelassen wurden.

Höchst verbreitet ist bei der Produktion und Rezeption der meisten literarischen Autobiographien zum Beispiel die Voraussetzung, Selbst-Erkenntnis habe bei den "Wurzeln" zu beginnen und den kausalen Zusammenhang des "Wachstums" zu beschreiben, Selbst-Erkenntnis habe Vergangenheit zu rekonstruieren, um die Mechanismen zu durchschauen, die bis in die Gegenwart aktuell geblieben sind, weil allein sie Gegenwart erklären könnten. Nicht nur "konstruktivistisch", sondern auch kogniti-

onspsychologisch lässt sich bezweifeln, dass man "Kindheit wie ein dumpf schmerzendes Geschwür" (Peter Weiss 1969, 25) in sich hat. Kognitionspsychologen könnten sagen, es sei eine irrationale Vorstellung anzunehmen, "(...) dass die eigene Vergangenheit entscheidenden Einfluss auf unser gegenwärtiges Verhalten hat und dass etwas, was sich früher einmal auf unser Leben auswirkte, dies auch weiterhin tun müsse." (Ellis 1977, 84) "Trauma"-Theorien und "Wiederholungszwänge" fungieren, folgt man solcher Kritik, im unter Umständen schwer vermeidlichen, aber auch nicht notwendig unveränderlichen Rahmen persönlicher Mythologien. Der Eindruck gleich bleibender und stark nachwirkender Erinnerungen ergibt sich in dieser Sicht aus einem Prozess permanenter kognitiver Angleichung: Die Kognitionen und Emotionen müssen laufend verändert werden, damit eine Erinnerung als stabile Erfahrung überhaupt durchgehalten werden kann.

Obwohl Franz Kafka für sich selbst das eigene gegenwärtige Verhalten aufgrund seiner Kindheit völlig unangezweifelt als absolut unveränderlich hinstellt, beobachtet er - an den Vater schreibend - genau das, was er schlechthin für unmöglich hält, bei seiner Schwester: "Die Elli ist das einzige Beispiel für das fast vollständige Gelingen eines Durchbruchs aus Deinem Kreis. Von ihr hätte ich es in ihrer Kindheit am wenigsten erwartet." Wenn man einmal annimmt (was sich freilich nicht gut annehmen lässt), Kafka hätte Freud nicht gelesen ("Gedanken an Freud natürlich." Tagebücher 1912), Kafka hätte nicht die geringste Ahnung von Psychoanalyse gehabt, dann wären in diesem (wie gesagt, nicht gut denkbaren) Fall in einem "Brief an den Vater" selbstverständlich auch andere Probleme zum Vorschein gekommen. Was allerdings Kafkas Versuche außerordentlich interessant macht, ist die selbst-aggressive Raffinesse, mit der er seine Selbstbeobachtung betreibt und deren Aussichtslosigkeit in immer neuen Wendungen vollzieht; fast alle Briefe, fast alle Tagebuchstellen können dies zeigen: "Wie wäre es, wenn man an sich selbst ersticke? Wenn durch drängende Selbstbeobachtung die Öffnung, durch die man sich in die Welt ergießt, zu klein oder ganz verschlossen würde? Weit bin ich zu Zeiten davon nicht. Ein rücklaufender Fluss. Das geschieht zum großen Teil schon seit langem." (9. März 1922) Kafka, so scheint mir, will nicht an der Produktion jener Suggestionen gehindert werden, mit Hilfe derer er die Demonstration seiner dilemmaartigen Situation fortsetzen kann; würde er aufhören zu schreiben, würde sich etwas ändern; da-



mit wäre zugleich der Beweis erbracht, dass sich etwas ändern ließe; aber genau diese drohende Erfahrung verhindert das Schreiben.

Die Freud'sche Psychoanalyse ist zugleich das "Fenster", durch das viele Autobiographen ihre eigene Lebensgeschichte "psychologisch" verstehen. (Vgl. Mazlish 1972, 280; ähnlich Greiner 1982) Die psychoanalysierende, vor allem die sexuelle Selbstentblößung war bei vielen Autoren offenbar mit der Hoffnung verbunden, wenn nicht schon Rettung, so doch wenigstens noch die "Wahrheit" über sich selbst entdecken zu können. Michel Leiris' spezifische Erfahrung seiner persönlichen Vergangenheit in "Mannesalter" ist überhaupt nicht denkbar ohne Leiris' Kenntnis der Freud'schen Theorie von persönlicher Vergangenheit; die Freud'sche Psychoanalyse liefert für Leiris nicht lediglich eine Erklärungs- oder Darstellungsmöglichkeit, sondern sie trägt wesentlich dazu bei, dass Leiris bestimmte Erfahrungen überhaupt erst machen kann.

Doch auch hinsichtlich der literarischen Autobiographie hat auch die Psychoanalyse nicht das gehalten, was man sich von ihr im französischen Surrealismus noch versprochen hat. "Es ist schon einige Jahre her, dass wir jene 'dunklen Bereiche der Psychologie' verlassen haben. Jene Schattenwelt, wo man vor kaum dreißig Jahren glaubte, Schätze schimmern zu sehen, hat uns nur wenig beschert. Man muss klar erkennen, dass diese Eroberung, so kühn sie auch durchgeführt wurde, so weit sie auch vorgezogen sein mag und so beträchtlich auch ihre Mittel waren, letztlich doch zu einer Enttäuschung geführt hat. Und die Kühnsten und Ungeduldigsten unter den Romanciers zögerten auch nicht zu erklären, dass der Preis die Mühe nicht wert gewesen sei und dass sie vorzögen, ihre Bemühungen nun auf anderes zu richten." (Nathalie Sarraute: "Gespräch und Infragegespräch" 1956; hier zitiert nach 1971, 398)

Auch für die Interpreten bleibt heute sehr wenig zu "entschlüsseln", zu "entdecken"; was sollte noch "gegen den Strich" gelesen werden, wenn Elias Canetti, dessen Kenntnis der Psychoanalyse außer Frage steht, nichts mehr verbirgt: "Während einiger Monate nach seinem Tod schlief ich im Bett des Vaters. Es war gefährlich, die Mutter allein zu lassen." (1977, 55) Hier lohnte es vielleicht, den Rest der Textpassage nachzulesen; ein "ödipales" Geständnis unterläuft Canetti nicht, er inszeniert es "offen". Psychoanalytisch verführende Interpreten haben ihren Autor oft an vorgegebenen Standards eines doch einigermaßen strikt definierten

Normal-Verhaltens gemessen; zumindest in den älteren Arbeiten der psychoanalytisch orientierten Literaturwissenschaft wurden Texte danach beurteilt, ob dem Autor im Sinne der durch die Theorie vorgegebenen Standards eine überzeugende Konfliktlösung gelungen sein, was ja den Autor gleichsam um die Chance gebracht hat, einen ungelösten Konflikt überhaupt unkritisiert darstellen zu können. (Vgl. Altenhofer 1982)

Weit verbreitet sind pathetisch-einfache Kausalsuggestionen; Peter Handkes Satz über das Leben seiner Mutter - "Als Frau in diese Umstände geboren zu werden, ist von vornherein schon tödlich gewesen." (1972, 16) - erscheint einigermaßen fraglich; alle Umstände sind "tödlich"; selbst wenn gemeint wäre, bestimmte Umstände seien "selbstmörderisch", dann kann Handke auch diese Aussage selbstverständlich nur in einer retrospektiven Kausalanalyse erst nach dem faktischen Selbstmord seiner Mutter publizieren; ähnliches würde gelten für Handkes Suggestion absoluter Determiniertheit: "Sie war also nichts geworden, konnte auch nichts mehr werden, das hatte man ihr nicht einmal vorauszusagen brauchen." (1972, 34) Solche Suggestionen sind in ihrer simplen Struktur durchaus steigerungsfähig: Brigitte Schwaiger führt ihre eigenen Satzanfänge jeweils in der (für sie?) katastrophalsten Variante zu Ende: "Ich möchte bleiben, bis er zum letzten mal ausatmet. Aber er ist zäh. Und er wird alles solange wie möglich hinausziehen, weil er schadenfroh ist." (1980, 100) "Ich habe nichts gegen meinen Vater, außer dass er mein Vater ist." (Ebd. 104) "Selbstsüchtig, wie er immer war, will er schlafen." (Ebd. 99; gemeint ist der sterbende Vater.)

In den "Randtexten" der literarischen Autobiographie hingegen erscheinen Erinnerungen als grundsätzlich variable Konstrukte in der Perspektive der jeweils gegenwärtig gewählten Selbstbeschreibung, und so gesehen besteht das Gesamtproblem der Autobiographie nicht in einer wie auch immer präsentierten "tatsächlichen" Vergangenheit, sondern in der jeweils gewählten, also konstruierten Auffassung von ihr. In der traditionellen Darstellung wird simuliert, die Lebenserfahrungen und die Erfahrungskrisen lägen als fertiges Thema dem Text gleichsam voraus. Indessen macht der Autobiograph seine Erfahrungen erst im Schreiben; er erlebt seine Vergangenheit, gewinnt seinen Stoff erst im Vollzug des Textes. Wolfgang Hildesheimer bezeichnet den scheinbar "zweitrangigen" Vorgang der schriftlichen Eintragung als "primär" bei der Produktion von Texten: "Ich denke gern: was ich in wachen Augenblicken, in

jenem Zustand also, in dem die Selbstkritik ihre Pflicht tut oder tun sollte, nach dem Schreiben, bei der Korrektur des Manuskripts, bei der zweiten oder dritten Fassung, beim Revidieren der Maschinenseiten, beim Lesen der Fahnen oder des Umbruchs, vorfinde: all das ist zweite Wahl. Das Wesen der Eintragung erster Wahl ist, dass sie nicht gemacht werden. (...) Daher: nicht die Eintragungen sind zweiter Wahl: die Wahl ist nicht gegeben. Eine Eintragung ist nichts anderes als Verarbeitung des in unbewusster und damit unfreiwilliger Vorwahl bereits gesiebten Stoffes. Das Erlebnis selbst entzieht sich der Eintragung, es wehrt sich dagegen, zu Geschriebenem zusammenzuschrumpfen. Alles Mitteilbare ist zweitrangig, und erst auf der Ebene des Zweitrangigen entscheidet sich, ob es dennoch mitteilenswert bleibt oder nicht." ("Zeiten in Cornwall" 1971, 99) Christoph Meckel schreibt in seinem Buch "Suchbild über meinen Vater" (1980): "Über einen Menschen schreiben bedeutet: das Tatsächliche seines Lebens zu vernichten um der Tatsächlichkeit einer Sprache willen. Der Satzbau verlangt noch einmal den Tod des Gestorbenen. Ihn zu vernichten und zu erschaffen ist derselbe Arbeitsprozess. Aber ich will nicht im Recht sein gegen mein Thema. - Was bleibt übrig vom lebendigen Menschen? Was wird von ihm sichtbar im Triebwerk der Sätze? Vielleicht eine Ahnung von seinem Charakter, die flüchtigen oder festen Konturen eines Suchbildes. Ohne Erfindung ist das nicht zu machen. Ich habe nichts zur Person erfunden, aber ausgewählt und zusammengefasst (unmöglich, darzustellen ohne Bewertung). Ich habe Sätze gemacht, also: Sprache erfunden. Die Erfindung offenbart und verbirgt den Menschen." (1980,80) In einer Tagebucheintragung vom 20. April 1936 liest man bei Cesare Pavese: "Aber ein Dichter dürfte nie vergessen, dass sein Seelenzustand für ihn noch gar nichts ist, dass für ihn einzig und allein die künftige Dichtung zählt."

Bei kaum einem anderen Genre wird der sog. "Innere Monolog" (Literaturübersicht etwa bei Smuda 1981) so stark eingesetzt wie bei der literarischen Autobiographie; andererseits finden sich äußerst wenig Textangebote, die auch nur annähernd so komplex angelegt sind wie etwa die inneren Monologe im Werk von James Joyce. Das Interesse der meisten Autoren scheint auch beim "Inneren Monolog" eher auf Einsträngigkeit, auf Ordnung, Übersicht und traditionell verlaufendes Erzählen gerichtet zu sein. Michel Butor kritisiert: "Beim üblichen inneren Monolog (...) wird das Problem des Niederschreibens einfach nur ausgeklammert und verwischt. Wie kommt es, dass diese Sprache bis zum Geschriebenen hat

gelangen können, in welchem Augenblick hat die Schrift sich ihrer bemächtigen können? Das sind Fragen, die sorgfältig im Dunklen gelassen werden. Man steht infolgedessen auf einem höheren Niveau vor denselben Schwierigkeiten, wie beim Bericht in der dritten Person: man sagt uns, was geschehen und was erlebt worden ist, aber man sagt uns nicht, wie man es erfahren hat, wie man es in der Wirklichkeit bei Begebnissen dieser Art erfahren könnte. - Dieses Außerachtlassen, diese Verwischung bei den großen Handwerkern des inneren Monologs hat den ungeheuren Nachteil, ein noch viel ernsteres Problem zu verdecken, nämlich das der Sprache selbst. Man nimmt bei der Erzählperson eine artikulierte Sprache an, wo es gewöhnlich gar keine solche gibt." (1969, 167) Die meisten Texte können als Illusionierungen verstanden werden, im Text werde ein Inneres Sprechen zitiert und damit dokumentiert, das Innere Sprechen werde gegenwärtig lediglich wiederholt. (Zur Kritik vgl. Smuda 1981)<sup>19</sup>

Michel Leiris bedient sich der Metapher vom "Stierkampf", um das Risiko zu illustrieren, dass er sich vom Schreiben unabdingbar erwartet: "(...) ist das, was auf dem Gebiet der Schriftstellerei vor sich geht, nicht jeden Wertes bar, wenn es 'ästhetisch' bleibt, harmlos und straffrei? Wenn es in dem Vorgang, ein Werk zu schreiben, nicht etwas gibt, das (und hier schiebt sich eines der dem Verfasser besonders teuren Bilder ein) etwas, das dem entspräche, was für den Stierkämpfer das spitze Horn des Stieres ist? Denn einzig und allein diese materielle Bedrohung verleiht seiner Kunst eine menschliche Realität und bewahrt sie davor, nichts weiter zu sein als eitle Grazie einer Ballerina. - Gewisse Anfechtungen seelischer oder sexueller Art bloßzulegen, gewisse Schwächen und Verzagtheiten, deren er sich am meisten schämt, öffentlich zu bekennen, darin bestand für den Verfasser das Mittel - ein grobes, gewiß, aber er gibt es an andere weiter, in der Hoffnung, es verbessert zu sehen -, wenigstens den Schatten eines Stierhorns in ein literarisches Werk hineinzubringen." ("Manesalter" 1939; zitiert nach 1983, 8)

In den "Randtexten" der literarischen Autobiographie geht es vornehmlich um Selbst-Irritationen und weniger um Selbst-Gewissheiten - und gelegentlich auch um Selbst-Mystifizierung, darum also, die eigene Person unerforschlich und exotisch erscheinen zu lassen. "Aber ich habe im Sinn, mir eine Überraschung zu bereiten. Wenn ich daran zweifeln würde, wäre ich nichts mehr. Ich weiß, dass ich mich über einen bestimmten Gedanken wundern werde, der mir alsbald kommen wird - und dennoch

verlange ich diese Überraschung von mir; ich baue auf sie und rechne mit ihr, wie ich auf meine Beständigkeit zähle. Ich setze die Hoffnung auf etwas Unvorhergesehenes, das ich entwerfe: ich brauche mein bekanntes und mein unbekanntes Wesen." (Paul Valéry: Über den "Adonis" 1921; zitiert nach 1971 a, 96)

Das Streben nach Risiko in der Art der Beschreibung zeichnet nur wenige Autoren aus. Die meisten Autoren vertrauen offenbar darauf, dass ihr gelebtes Leben an sich schon einmalig, abenteuerlich, leidvoll und riskant genug gewesen sei. Hier ereignet sich dann - in Umkehrung des häufigeren Effekts, wonach ein einzelner auch grundlos immer noch Konsens unterstellt bzw. erhofft (vgl. Ross et al. 1980) - der Irrtum, auch für die anderen sei das präsentierte Leben aufregend und neu, sofern es einem selbst nur in dieser Weise erscheint. Innovationen in der Autobiographie lassen sich mittlerweile fast nur noch durch formale Neuerungen erzielen. Jeder Autobiograph muss sich der bis ins Zitathafte gehenden Ähnlichkeit auch seines eigenen Lebens gleichsam schreibend widersetzen. (Thomas Mann spricht in seinem Vortrag "Freud und die Zukunft" vom "zitathafte[n] Leben").

Mittlerweile hat sich die Autobiographie-Mode gewandelt: Noch vor ein paar Jahren wurde der pure Selbstdarstellungswille allein als ausreichendes Publikationsmotiv akzeptiert; die tautologischen Erklärungen der Autoren und Autorinnen, sie wollten einfach schreiben und publizieren, waren für ein bestimmtes Publikum offenbar deshalb attraktiv, zeigte es ihnen doch, dass sie gleichsam nur aus Versehen noch nicht das gleiche Ziel erreicht hätten. Der eigentümlich "asoziale" Charakter der Publikation einer Autobiographie tritt in solchen Texten hinter den leutselig-arroganten Ansprüchen zurück, "Selbstdarstellung als Orientierungshilfe für andere" (dies beansprucht Bazon Brock 1977, 480) zu liefern.

Wolfgang Werth hat in seiner Rezension von Peter Härtlings Autobiographie "Nachgetragene Liebe" (1980) angemerkt, dass Autobiographen ein Revisionsverfahren vortäuschten, dessen Ausgang aber schon feststehe, ein Verfahren, bei dem die Rollen des Richters und des Anklägers identisch seien: "Ankreiden aber muss man Härtling, dass er (...) so tut, als begäbe er sich unter den Augen des Lesers in einen Prozess mit ungewissem Ausgang. In Wahrheit führt er ja nur ein Revisionsverfahren durch, bei dem gar nichts schiefgehen kann, weil der einzige Zeuge (Peter

Härtling) nur aufgerufen wird, um dem Anwalt (Peter Härtling) Erlebnisse zu schildern, die dessen schon vorab feststehende Beurteilung des Vaters rechtfertigen." (Süddeutsche Zeitung 23./24.2.1980) In der Auseinandersetzung mit Vätern oder Müttern unterliegen die Eltern der Sprachfähigkeit der schriftstellernden Töchter und Söhne, und dabei nennen diese Autobiographen explizit oder implizit oft völlig illusionäre Wünsche, die genau jener Mensch, träfe die Beschreibung des Autobiographen zu, niemals hätte erfüllen können: Man beschreibt die Eltern als unveränderlich und insistiert dennoch auf einen Veränderungs-Wunsch. Heinrich Vormweg hat unter Berufung auf Elias Canetti<sup>20</sup> auf die keineswegs sonderlich beeindruckenden Siege der Autobiographen aufmerksam gemacht - herauszulesen aus "(...) den recht häufigen Andeutungen, dass man es als Sohn oder Tochter weiter gebracht hat: ideologisch in der Fähigkeit zu verstehen, im Verhalten anderen, speziell auch den eigenen Kindern gegenüber, in Selbstbewusstsein und Bildung - in seinem ganzen Selbst." (Süddeutsche Zeitung 11./12.4.81) Es gibt, so weit ich sehe, keinen einzigen autobiographischen Text, in dem die Schikanen der Kinder gegenüber den Eltern das einzige oder auch nur ein partielles Thema wären.

Welche "autobiographisch" orientierten Texte also sind es, die hier favorisiert werden? - Im 20. Jahrhundert etwa die Texte der Dadaisten, zum Beispiel die "Happenings" von Johannes Baader oder die schriftlichen und mündlichen "Gerüchte", die Walter Serner über seine eigene Person in Umlauf setzte. Oder die Texte und Aktionen von Arthur Cravan, der sich nicht zivilisieren lassen will, der sich literarisch und gerade auch athletisch zur Wehr setzt, der mit Worten und Fäusten zuschlägt, der sich der öffentlichen Gewalt entzieht: " - (apropos Krieg) ich hätte mich geschämt, mich von Europa mitreißen zu lassen - es soll sterben, ich habe keine Zeit - (...)" ("Notizen"; zitiert nach 1978, 84) Aus der "Gegenwartsliteratur" müsste man Rolf Dieter Brinkmann und Herbert Achternbusch nennen.

Ausschließlich aus Sprachformeln, die kalauerartig verbunden sind, bestehen die unvergleichlichen Weltkriegs-"Erinnerungen" von Otto Nebel: "Zuginsfeld" (1918/19 entstanden). Franz Jungs prägnanteste Selbstbeschreibung entwickelt sich als Beschreibung eines "Torpedokäfers": "Das Besondere an diesem Käfer ist die Kraft, mit der er sein Ziel anfliegt, vorwärtsgetrieben wird, wie ein Torpedo. Der Antrieb dieser Kraft ist am

Körper selbst nicht zu finden, im koordinierenden System der Nerven vielleicht, in der Ausscheidung von Wärmetropfen in den Gelenken. Der Käfer hebt sich vom Boden, scheint schwerfällig und ungeschickt und beinahe, würde man sagen, mit einigem Widerwillen. Und dann setzt die Triebkraft ein. Der Käfer kommt in Fahrt, schnell nach vorwärts, ständig akzellerierend dem Ziel entgegen. - Die Flugkraft wird zu einer selbstständigen Wesenheit, vibrierend mit eigenen Empfindungen von Lust und Widerspruch, Angst und der Triumph über Enge und Weite... ich erinnere mich, dass es weh tut, selbst im Jubel der Ungewißheit, wie das so im Leben ist und sein wird." (1972, 405)

Die meisten Interpreten halten zwar die autobiographische Komponente im Werk von Robert Walser für "ungewöhnlich stark." (vgl. etwa Mächler 1966); demgegenüber aber lassen sich Robert Walsers Texte so lesen, als habe ein Autor gerade einer dokumentarischen Tendenz explizit entgegengearbeitet. Robert Walser bevorzugt Beschreibungen dessen, was üblicherweise als belanglos gilt; der (Selbst-)Protagonist erscheint jünglingshaft, bis zur Devottheit bescheiden, höflich, freundlich, manierlich und beflissen, edel, heiter und ironisch - kurz gesagt: als eine außerordentlich "vergangene" und auch darin nur halluzinatorisch vorstellbare Figur. Der Protagonist wird von Robert Walser als "Poet", "Reflektant" oder als "Mittelpunkt dieser Zeilen" bezeichnet; scheinbar "normal" setzen die jeweiligen "Lebensläufe" von Robert Walser ein, um dann aber wenige Zeilen später vollständig umzukippen (vgl. das Gesamtwerk, Bd. XII, 1, 283ff.). Nach traditionellen Maßstäben gemessen nahezu inhaltslos wäre der folgende Text: "BASTA. - Ich kam dann und dann zur Welt, wurde dort und dort erzogen, ging ordentlich zur Schule, bin das und das und heiße so und so und denke nicht viel. Geschlechteswegen bin ich ein Mann, staateswegen bin ich ein guter Bürger (...)." (1917; zitiert nach das Gesamtwerk Bd. II, 262)

Walter Benjamins "Berliner Kindheit um Neunzehnhundert" "(...) hat den autobiographischen Anspruch, Lebensgeschichte als Kontinuum von Geburt, Kindheit, Jugendzeit, Erwachsenwerden zu erzählen, aufgegeben." (Lindner 1981, 125) - Walter Mehring entwirft seine Autobiographie nur noch als "Fabel einer mir verlorenen Bibliothek" (1964, 271) in seinem Buch "Die verlorene Bibliothek. Autobiographie einer Kultur" (erste deutsche Ausgabe Hamburg 1952, hier zitiert nach der erweiterten und revidierten Ausgabe von 1964). Mehring verzichtet bei-

nahe durchweg auf Berichte aus seinem Leben, die sich nicht in Literatur überführen lassen; auch noch der Kapitän, der es ablehnt, Mehring mit seinem Schiff zur Flucht zu verhelfen, ähnelt Josef Conrad, und den Flüchtling weist er zurück mit einem Zitat aus "Moby Dick". Mehring verflucht die Bücher wegen ihrer Ohnmacht (was ohnehin nur Bücherfreunde tun) und attackiert die Dichter-Kollegen auf das Heftigste; gerade auf die Autobiographen hat er es abgesehen, aber schon im gleichen Zuge schlägt er sich wieder auf deren Seite: "Ich bin in den 'wachsenden Kerker' geraten, als ich mir ein Stell-Dich-Ein gab mit meines Vaters Bibliothek. Es ist kein Segen dabei: Der Geist ist entgeistet. Weiß der Kuckuck wohin er sich versteckt hat; hinter dem Byronismus oder dem Baudelairischen "ennui" ("Tu le connais, lecteur, ce monstre delicat!"). - Doch mit den Büchern habe ich mich nun einmal eingelassen, und mit Büchern muss ich nun einmal auskommen, bei jedem Anfall von Zeitschwindel. Der Umgang mit ihnen ist vielleicht nicht sauberer als wenn man sich ins Bett trinkt oder mit einer literarischen Selbstbefriedigung schlafen geht." (1964, 236)

Ernst Meister verfährt "autobiographisch" nur im Selbst-Zitat der eigenen Lyrik: "Ungeachtet so beschaffener Weltangst, der ich Solides hätte entgegensetzen sollen, ließ ich, vielleicht schon angesteckt von Rimbaud, 'den Menschen' einen anderen werden, machte ihn zum 'homme machine bleu', setzte seine gewachsene Kausalität außer Kraft ('das dunkle Auge träumt den dunklen Leib' oder 'die Hände tragen dem Gang'), illuminierte die Physis in einer Art von Ekstasis ('der hochgedrehte Kopf dreht sich im Traum'), ja, schritt gelassen zur Auflösung der Kreatur, entband die Teile vom Ganzen und objektivierte sie, wie es mir beliebte ('mein eines Bein liegt im Garten vor dem Haus')." (Zitiert nach Beda Allemann: "Fülle, der Leere abgetrotzt. Kleine Rede für Ernst Meister", in: Süddeutsche Zeitung vom 25./26.9.1971)

Konrad Bayer befasst sich mit der Physiologie des (seines?) Ohres: "(...) und das schwingt da mit den luftwellen herum, hinaus und herein und da dämpft mir der hammergriff, der ganz fest am trommelfell anliegt, ganz schnell diese schwingungen, und beim anderen ohr ist das auch so und im mittelohr, das ist bei mir mit schleimhaut tapeziert, hängen die gehörknochen herum, und die haben alle namen 1. der hammer 2. der amboss, 3. der steigbügel." (1977, 352) - Bei Gunter Falk liest man: "ich koordinierte meine bewegungen. Das verhaltensmuster war sorgsam geübt. Mein



zentralnervensystem korrigierte die handlungen und pendelte sie ein. Wir starteten." (1982, 89) "sein nervensystem ist irritierbar und auch beruhigbar, sein bewusstsein kann empfindungen aufnehmen oder auch den rhythmischen seiner eigenen monotonie verfallen: immer aber ist er oder auch sein bewusstsein objekt, passivum, leidend. Tätig, subjekt, herr und autor seines erlebens aber sind ihm die daten, die also gegebenen und hinzunehmenden strukturen seines körper oder seiner welt, seiner beine oder seiner tage, fluktuationen von schmerz und von licht. Bewusstsein aber, wähnt er, träumt den stillen, öden traum seines funktionierens, inhalte endlos permutierend, die abbildungen seines eigenen bauplans sind." (ebd., 55) In dieser Reihe sind etwa noch Hartmut Geerken zu nennen: "Obduktionsprotokoll" (1975) oder Paul Wühr: "Der faule Strick" (1987)

Ingomar von Kiseritzky inszeniert ironische, süffisante Anti-Bildungsromane in "eigener" hypochondrischer Angelegenheit: "Damals arbeitete ich eine Viertelstunde täglich, zwischen zwei Ruhepausen, an einer Art von privatem Schmerz-Wörterbuch. Ich stellte mit einem Silberstift meinen Körper noch einmal auf dem Papier her, versehen mit den Zonen und ihren Zuständen. Zur Darstellung der verschiedenen Empfindlichkeiten und Befindlichkeiten, Zuständen und Beschwerden benutzte ich rote, blaue, schwarze und grüne Tusche." (1978, 44)

Noch weiter reichen solche Texte, in denen das "Ich" nicht mehr als Instanz, nicht mehr als feste autobiographische Kategorie erscheint, sondern als Redeperspektive, als Stil- und Gestaltungsmittel, als Attitüde, als eine im Prinzip geläufige Sprechweise, die zunächst nicht mehr anders zu identifizieren ist denn als Erste Person Singular. Und die Ich-Sprechweise wird jetzt gerade dort attraktiv, wo autobiographische Ansprüche nicht mehr deutlich erkennbar sind, wie etwa in Ror Wolfs "Pilzer und Pelzer" (1967): "Jedesmal, wenn ich in den Spiegel sah, fand ich mein Äußeres verändert. Ich fand mich zusammengeschrumpft oder auseinandergesgangen, ich fand mich plötzlich bärtig, mit einem farblosen gewellten Bart, oder ich fand mich stark aus der Pfeife dampfend lächelnd mit einem sehr breiten Hut. Ich war, stellte ich fest, mit einem Mal Brillenträger geworden, oder ich fand überhaupt nichts an mir, was der Rede wert gewesen wäre." (1967, 106) - Ernst Jandl hat seine "Sprechoper", das Stück "Aus der Fremde" (1980) eingeleitet mit Bemerkungen über "Autobiographie und Literatur mit autobiographischen Zügen". Der äußerst skeptisch prä-

sentierte, aber immerhin nicht bestrittene autobiographische Bezug "spiegelt sich in einer Sprache, in der es kein Ich, kein Du und keine bestimmte Aussageweise gibt; an ihre Stelle sind ausschließlich die dritte Person und der Konjunktiv getreten." (Gesammelte Werke, 3. Bd., S. 352)

Unausgesetzte Überarbeitungen "eines" Stoffes bestimmen von vornherein den Sprechverlauf in den Texten von Friederike Mayröcker. Von einem konstruktivistischen Standpunkt aus sind Mayröckers Texte auch "inhaltlich" die avanciertesten Texte: "(...) ich brenne ja nur so darauf einen halluzinatorischen Stil zu schreiben, ich meine ich brauche mich ja nur führen zu lassen, ich brauche nur die Augen zu schließen und mich führen zu lassen ach, wie das Blut wallt die Adern ... und bin ich nicht vielmehr ein Mann Goya ist zum Beispiel mein Vater, bin ich vielleicht mein Vater mein eigener Vater, mein Vatervergolder, oder meine Mutter, oder bin ich vielleicht mein VORSAGER auch JULIAN genannt (...)" (1986, 10) "(...) aber vielleicht spielt sich alles nur in meinem Kopf ab, vielleicht ist es so dass wir nur noch in der Vorstellung leben, dieses und jenes zu tun, vielleicht vollziehen wir alles nur noch in unserem Kopf, sage ich, wir leben womöglich nur noch dank unserer Vorstellungskraft die wir jahrzehntelang gepflegt und betätigt haben, das sind jetzt alles nur Vermutungen, sage ich (...)" (1986, 13) "Seit längerem spielt mir der Kopf merkwürdige Streiche, indem er liest, und wiederliest, sage ich, und dann noch immer keine Ahnung hat. Hier geht nichts hinaus, hier kommt nichts herein, eine Art Festung, Bollwerk: man unterhält sich hermetisch oder wie sagt man." (1989, 81)

Und diese Überarbeitungen sind radikaler als jene Umarbeitungen autobiographischer Texte, die wir von zahlreichen Schriftstellern kennen (vgl. Pilling 1981, 118), weil sie gar nicht mehr herkömmlichen autobiographischen Interessen dienen. Demonstriert erscheint bei Mayröcker nicht nur die Zitierbarkeit, die Spielbarkeit von sprachlichen Wendungen, sondern gerade auch noch die "Zitathaftigkeit" von Selbst-Erfahrungen und Lebens-Erfahrungen generell. Es gibt in diesen Büchern keine chronologisch geordnete Abfolge von Ereignissen. "Ich" erscheint als Sprechweise, als Redeperspektive, die nicht mehr identifikatorisch rückbeziehbar sind auf Friederike Mayröcker. "Ich" ist "autobiographisch", "pseudonym" und "anonym" gleichermaßen. Ungewöhnlich deutlich wird nun in dieser Rezeption der Eigenanteil der Leser: Mit zunehmender Lektüre eines Buches von Friederike Mayröcker verstärkt sich der Eindruck,

man kenne jedes Wort, jede Wortkombination, jede Wendung bereits aus anderen vorherigen Zusammenhängen (auch aus früheren Büchern), man kann mit weiteren Variationen rechnen (sofern man überhaupt noch ein Buch von Friederike Mayröcker von vorne nach hinten liest), und diese Sicherheit der Variationen hält gerade auch über das Ende der unmittelbaren Lektüre an. Eben darin wird die Wendung zum Leben der Leser verstärkt möglich; diese Bücher erscheinen als "Lebensstudie" für den Leser (vgl. Müller 1984; Schröder 1984; Schmidt 1989 b). Wenn es plausibel erscheint, literarische Autobiographien gerade auch als "Lebensstudien" des jeweiligen Lesers zu verstehen, dann hat ein Text nur in denkbar äußerlichster Hinsicht (als Papier und Druckerschwärze) einen Anfang und ein Ende, "Objektgrenzen" also. Auf Seiten der Autoren ist die Vorstellung, dass Texte immer schon begonnen haben, dass die Niederschrift nur in einen längst gegebenen Ablauf gerät, nicht ungewöhnlich: "Der Prozess des Schreibens hat etwas Unendliches. Auch wenn er jede Nacht unterbrochen wird, ist es eine einzige Niederschrift, und am wahrsten erscheint sie, wenn sie sich durch keinerlei wie auch immer geartete Kunstmittel in Szene setzt." (Canetti 1987, 7; siehe auch Anm. 2)

Neue Dimensionen des autobiographischen Sprechens lassen sich hervorbringen mit den Foto-Texten, die in verschiedenen Varianten vorliegen; etwa Rolf Dieter Brinkmanns "Rom, Blicke" (1979); natürlich wären von Brinkmann auch noch zu nennen "Erkundungen für die Präzisierung des Gefühls für einen Aufstand" (1987) und "Schnitte" (1988). Foto-Texte gibt es etwa von Jürgen Becker: "Eine Zeit ohne Wörter" (1971); "Die Zeit der Beschreibung" (Erstes bis Viertes Buch 1974, 1976, 1980, 1983) von Jochen Gerz enthält Fotos und Kurztexte - versehen mit der offenkundig an den Leser gerichteten Ankreuzungs-Möglichkeit "gelebt" bzw. "nicht gelebt", und der Spielraum, der dabei eröffnet wird, erscheint um so mehr als ein Spielraum des Lesers, weil die Texte im konventionellen Sinne nicht zu den Fotos "passen"; die Fotos sind ihrerseits "inhalts-reduziert": "Es war anzunehmen, dass sich der Gegenstand des Interesses außerhalb des Bildes aufhielt" (26/1/74). Aufschreiben und Fotografieren blenden das Nicht-formulierbare, das Unbelichtete aus und stellen ihre eigenen Resultate verändert dar; Gerz "entstellt Kenntlichkeit", präzise und genau: "Das, worüber sie sich jeweils aufhielten, veränderte sich zu schnell als dass es möglich gewesen wäre, einen Namen dafür zu finden. Schon dem bloßen Hinsehen schien es nicht gewachsen, viel weniger aber der Wiedergabe. Die Kenntlichkeit hätte es nur ent-

stellt." (23/11/73) Und von einem der radikalsten autobiographischen "Texte" sei zum Schluss wenigstens noch die "harmlose" Einleitung zitiert, - von Peter Weibels "Identitätstransfer-Aktion": "seit den ersten vorbereitungsarbeiten für Trigon 75 bin ich in graz nicht als sprechender aufgetreten. diesen teil meiner identität hat karl zuckriegl, ein metallspritzer, der mehr als 10 jahre im gefängnis verbracht hat, übernommen. bei den arbeitssitzungen, beim mittagessen usw bin ich stets schweigend neben ihm gesessen und habe nur über ihn als buffer - vorteil einer watierten kommunikation, teilweiser ausschluss aus der kommunikation - mit meiner umgebung sprachlich kommuniziert. er hat für mich gesprochen, meine arbeiten vorgetragen und erläutert, für mich beim ober bestellt, er hat meine (ihm ins ohr geflüsterten) fragen gestellt und an mich gerichtete fragen beantwortet. der kommunikation mit mir war durch das double ein filter, ein intermedium, vorgeschoben. kommunikation über einen dritten." (1976, 234)

Die gegenwärtige und zukünftige Chance der Autobiographie, die als literarische Autobiographie gelten soll, besteht darin, dass der Autobiograph, im Versuch Literatur zu produzieren, von vornherein in seiner Selbstbeschreibung anders verfährt als der Historiker oder der Psychologe. Vielleicht macht es sogar überhaupt keinen Sinn, Autobiographie als literarische Gattung aufrechtzuerhalten - oder positiv formuliert: Die literarische Zukunft der literarischen Autobiographie liegt in ihrem gleichsam restlosen Untertauchen in der übrigen Literatur.

### **3. Zwischenspiel: "Vasallensaft". Die einzig textadäquate Interpretation ist das Zitat<sup>1</sup>**

Beim Reden über Texte, z. B. beim Reden über Texte von Jean/Hans Arp kann man endgültig und generell nicht mehr so tun, als beschreibe man das, was im Text steht. ARP ist da, keiner versäume ARP zu besichtigen (...) e s i s t v i e l und oft versucht worden ihn zu klassifizieren. bis jetzt jedoch gelang noch nie ein schuß in sein herz. (1.53)<sup>2</sup> Das wird so bleiben, selbstverständlich. - Was passiert, wenn man, wie Arp, schönes Verständliches, Unverständliches schreibt, liest, versteht und darüber spricht? die fische ergreifen den wanderstab und rollen in sternen dem ausgang zu. (1.34) Wird demgegenüber eine immer noch vorstellbare Realsituation bezeichnet, wenn es heiát aus den bergen kommen die schlechtgescheitelten schatten der hirten (1.41)? Notfalls ließe sich das noch filmen. Was versteht man, wenn man liest im schneeschränk brüllt der phosphorstier (1.112), oder: In großen Bögen pissen die Karyatiden des Himmels die Zeit von sich wie Vasallensaft (1.122), oder: gehörnte fässer / erlegen ein barfüßiges echo (1.239)? Ist wirklich etwas gewonnen, wenn man sagen kann, dass der Satz Das Euter läutet an dem Wasserast (1.117) verständlich wird durch die entfernte Ähnlichkeit eines Euters mit einer Glocke und dass ein Wasserast eine Flussverzweigung oder eine besondere Form eines Eiszapfens meint? so reicht das luftschluß der geldkatze die hand (1.192) Was sind gedengelte rosen (1.58)? Was ist das, der gekeltern engel (1.75)? Wer oder was ist der vertraute Hausfreund "Odradek" (Kafka: "Die Sorge des Hausvaters")? Wer oder was sind Günter Eichs "Maulwürfe" (Andern Nasen einige Meter voraus. Wir sind schon da, könnten sie rufen, aber der Hase täte ihnen leid.)? Bis hin zu der Frage: Wieso sind verrückte Kinderbücher für Kinder verständlich?

Leicht fasslich, aber schwer festzulegen, ergibt sich für jeden Leser anlässlich von schönen verständlichen, unverständlichen Formulierungen zwangsläufig ein jeweils bestimmtes Wirklichkeits-Gefühl, eine bestimmte Wirklichkeits-Vorstellung, und gleichzeitig ordnen sich diese Formulierungen in diese Vorstellung ein: so, als seien sie nachfolgende Formulierungen einer immer schon vorgegebenen Situation; so, als seien sie gleichsam nur exemplarische Sätze über einen immer schon voraussetzbaren, größeren Wirklichkeits-Zusammenhang; auch Sätze, auch

Wörter mit ganz neuen Inhalten bezeichnen etwas, was ihnen vorausliegt, was ihnen zugrunde liegt - das ist zwar eine Illusion, aber man kann sich ihr nicht entziehen. "Mit Sprache konstruiere ich synthetische Halluzinationen und versuche rückwärts an ihnen zu spiegeln, was ist." (Heißenbüttel an Heinrich Vormweg 1969, 56) - Was immer irgendwo zur Sprache kommt, es erscheint als gleichsam sprachunabhängig Vorgegebenes: Es muss Vasallensaft geben! Wie denn könnte man sonst davon sprechen? - So oder ähnlich beschreibbar vollziehen sich die Täuschungen, denen man sich nicht entziehen kann, wenn man liest und versteht. Man kann nicht nichts verstehen.

Für einen Dichter wie Arp ist es ein Leichtes, etwas zur Sprache zu bringen, vorzustellen, sinnfällig zu machen, vor Augen zu führen, was es in der Alltags-Wirklichkeit so überhaupt nicht gibt. In großen Bögen pissen die Karyatiden des Himmels die Zeit von sich wie Vasallensaft. Sich dabei nichts vorzustellen, ist unmöglich. Schwierigkeiten gibt es eigentlich erst, wenn man die Vorstellung, wenn man das Verstehen verstehen will. Offenbar kann man das Verstehen dann leicht verstehen, wenn mit einem Text eine Situation bezeichnet wird, die ähnlich auch anders bezeichnet werden könnte, eine Situation, die jeder sich selbst oder anderen leicht "nacherzählen" kann. Was soll man über Vasallensaft sagen? Klar scheint soviel: Nur wenigen zergeht Vasallensaft auf der Zunge, und einige schlucken schwer daran. Also muss man über die verschiedenen Leser oder über sich selbst als Leser sprechen.

Das, was da steht (oder richtiger: was da zu stehen scheint), ergibt sich aus einer Bedeutungs-Zuschreibung, die der jeweilige Leser vornimmt, keinesfalls aber aus einer Text-Eigenschaft. Poche mit deinem Finger daran wie Gott daraus tönt. Schau durch diese Ritzen. Da schwimmt Gott. (1.21) Ist das nun ernsthaft-religiös? Usinger meint, dies vom (Gesamt-)Text und von den Intentionen Arps her "sichern" zu können. (1965, 4 bzw. 50) Oder ist es eher albern-blasphemisch? Oder soll man Arps Verhältnis zu Gott geschwollen darlegen: "Die transzendente Vorstellung eines Göttlichen, einer Weltseele, von Kant als 'transzendentaler Schein' entlarvt, wird zwar von Arp in der Frage nach dem Verbleib der Seele bewahrt, doch eine Antwort durch die sich heterogen einstellende Lexik vereitelt. Nietzsches Postulat 'Gott ist tot' wird Arp Anlass zum Recherchieren, wohin er sich verflüchtigt haben könnte (...)." (Philipp 1980, 202) - Was soll man tun, wenn man liest und stößelt abermals und nochmals /

und für und für / und einmal zweimal dreimal bis tausend / und fängt von vorne wieder an / und stößelt das große einmaleins und das kleine einmaleins / und stößelt und stößelt und stößelt / seite 222 seite 223 seite 224 und so fort bis seite 229 / überschlägt seite 300 und fährt mit seite 301 fort bis seite 400 / und stößelt (...). (1.137) Kann man sagen, wie Döhl: "Der vorliegende Text erzählt eine im wörtlichen Sinne absurde, unsinnige Geschichte, genauer: er führt im Einzelnen die sinnlosen und banalen Tätigkeiten eines Er auf"? (1967, 195) Immerhin käme man aus der Zuschreibung "sinnlos" heraus, wenn man den eben zitierten Arp-Text zu einem der vielen Anlässe für die Unterstellung nimmt, anlässlich von Arps Gedichten sei auch immer etwas über das Machen von Gedichten zu erfahren: rückbezüglich, selbstinterpretatorisch, reflexiv, poetologisch. Seltsame Vermischungen von Natursäften und entlegenen Künstlichkeiten (1.18), oder: auf dem meer verwirrt er die schiffe mit dem wörtchen parapluie und die winde nannte er bienenvater (1.25), oder: Du schluckst die Flaschenpost hinab (1.91), oder: Ein Komma das den Berg versetzt (1.102), oder: kündigt die lieder / und stellt die sprache dafür an (1.131), oder das Nennen und Setzen in der Mechanik des Strickens er nimmt zwei vögel ab / er nimmt zwei vögel zu (1.133), oder als Illustration für die Rätselhaftigkeit, für das schöne Verständliche, Unverständliche? verummte muhmenwörter stehen ihm spalier (1.138), oder: die geheime feder wird nie losgehen (1.182) als Hilfestellung für die, denen die Nicht-Dechiffrierbarkeit teuer ist. Unterstellbar ist die Bedeutung, mit Hilfe der Gedichte ließe sich deren Mechanismus, deren Bedeutung erklären: Selfmadeeuter platzen (2.100), oder: seidene worte laufen nur vorläufig (1.220) bis hin zu: ordnet die eintagsstühle und den schöpfungstisch streng in der form einer interimsbrezel an (1.141). - Bezugspunkt bleibt der Beobachter, nicht der Text selbst. Text-Eigenschaft? Dieser ölbaum ist heute die krawattennadel der fachlichen kurzschlüsse geworden. (Hans Arp und Vicente Huidobro 1963, 16) Der Text gibt keine Auskunft; nie geben Texte eine verlässliche Auskunft; sie entscheiden nichts, sie sichern nichts; wie auch sollten sie es anstellen, sich in den Interpreten zu versetzen, in dessen Probleme? Schmerzlich oder dankbar (je nach eigener autobiographischer Tätigkeit) entbehren wir die Texte, die uns ins Wort fallen. - Texte ermöglichen Interpretationen. Alles, was Texte von sich aus zu sagen scheinen, sind bereits Interpretationen. Interpretationen fallen als Interpretationen dann nicht auf, wenn alle Leser annähernd gleich interpretieren. Der Vasallensaft hat keine festgelegte Bedeutung, weil es

über Vasallensaft anders als beim Apfelsaft noch keine öffentliche Debatte mit fortlaufender Volksabstimmung gegeben hat.

Volksabstimmung: Das, was da steht, das "Objektive", ist das, was wohl von niemandem bestritten wird: Vasallensaft ist nicht Apfelsaft. Und: Die Möglichkeiten der Bedeutungs-Zuschreibung durch den Leser sind bei Vasallensaft freier, vielfältiger, weniger festgelegt durch hochkonsensuelle und damit ziemlich verbindliche Bedeutungszuschreibungen - wie im Fall von Apfelsaft. Volksabstimmung: Das Gleichbleibende eines Textes ergibt sich aus dem gleichbleibenden Reden über ihn.

und stößelt abermals und nochmals / und für und für / und einmal zweimal dreimal bis tausend / und fängt von vorne wieder an / und stößelt das große einmaleins und das kleine einmaleins / und stößelt und stößelt (1.137). Immerhin käme man aus der Zuschreibung "sinnlos" heraus, wenn man diesen Text zu einem der vielen Anlässe nimmt für die Unterstellung, man müsse das penetrierend "obszön" verstehen. Texte bekommen Bedeutungen, die man teilen kann (oder auch nicht): chauvinistisch und frauenfeindlich (oder dies kritisierend, wer weiß) geht es zu: die männer ihren mann stehen / die frauen ihre frau liegen (1.153), oder: einige frauen aus meinem lager um aufzuräumen (1.47), oder: willst du meine einzigartige frauensammlung geschenkt haben (1.51), oder: Er hackte Kerben in sein Fleisch / weil er bei Nacht vergeßlich war (1.93), oder: Manu propria verjagte er die Böcke von den Eingängen seiner Frau (1.208). Literaturwissenschaftler zählen, wie häufig etwas vorkommt; also: fast ausnahmslos die phallische Stimulierung: der eigenen Leib fällt aus der Braut (1.82), oder: nahen sie aber mit ihren markerschütternden schwänzen / so fühlen die exhumierten jungfrauen eine zirkulierende musik / und aus spazierstockdunklen frauenzimmern ohne fenster und türen / werden klunkrige sisters / (...) ihre antipathie gegen drahtseilnummern ist wie weggeblasen (1.161). Der manuellen Stimulierung bzw. der Masturbation wird eher ein Spott- als ein Loblied gesungen: durch mein eierbrett wird der stubenhocker von der eingefleischten onanie / unter beibehaltung der liebgewordenen bewegung / zur laubsägerei und von dieser zum glockenläuten geführt (1.168). Und wenn nicht der "Kontext" wäre - engel in goldenen schuhen leeren säcke voll roter steine in jedes glied bzw. stangenklettern und leiblicher ringkampf erfüllen die nacht mit wauwau - , dann würde ich zögern, verschlungene knaben blasen das wunderhorn (1.37) in diesem Zusammenhang als nicht nur poetisch orale



Stimmulierung zu zitieren, oder: unter gebildeten leuten fragt man gerne mit einem briefbeschwerer auf der zunge / haben sie einen guten stuhl / und meint damit den überirdischen Gang/ der an der genitalkammer vorüber / in das kloster der warmen milchbrüder führt (1.167). Dies allein "fäkal" verstehen zu wollen, wäre zaghaft; im übrigen: Die Darmentleerung und die Flatulenz (auch Meteorismus genannt) sind Grundthemen Arps. Er sang aus seinem Hinterteil. (1.93) Und schließlich wird das Lecken zur allgemeinen Kommunikations-Metapher: und jeder mit dem Hut bedeckt / grüßt seinen eigenen Körperteil / indem er den vom anderen leckt. (1.97)

Das Dilemma des Redens über Texte: Einerseits kann man das, was der Text zu sagen scheint, nicht anders sagen - andererseits muss man das, was der Text zu sagen scheint, anders sagen, um überhaupt etwas verstehen zu können; kein Text kann für sich selber sprechen. Das, was da steht, gibt es erst durch das Darüber-Reden (mit sich selbst, mit anderen).

Einerseits sind Texte aus ihrer Unverwechselbarkeit (sie haben diese und keine andere Zeichenfolge), aus ihrer Einzigartigkeit, aus ihrer Verfremdung nicht mehr rückholbar. die poesie ist nicht verpflichtet, das zu sein, was gewisse herren in ihr sehen oder wünschen und glauben, dass sie sei. (Arps Freund Vicente Huidobro 1963, 10) Jede Interpretation verkürzt, entschärft, domestiziert. Die einzig textadäquate Interpretation ist das vollständige Zitat. Daher blamieren sich Interpreten grundsätzlich, mehr oder weniger stark. Welche Interpretation liefert schon einen "besseren" Text als der Ausgangstext?

Andererseits: Dass ein Text, zumal ein poetischer Text (auch ein Abstimmungsergebnis) sich nicht anders sagen lässt als genau so, wie er da steht, ist trivial und ist lediglich für den Druck, für die Edition und für die Zitiertechnik von Bedeutung. Texte können nämlich überhaupt nur dann verstanden werden, wenn sie sich auch anders sagen lassen. Sprachgebrauch lässt sich immer nur in dem Ausmaß verstehen, in dem man den vorgegebenen Text in diesem Verstehensprozess verändert, paraphrasiert, assoziiert, mit Folgesätzen umstellt, übersetzt etc. Das Darüber-Reden ist unentbehrlich, das Darüber-Reden geschieht im Inneren Sprechen, im lauten Denken, in der Konversation, im Vortrag, in der Debatte mit anderen. Wissenschaftliches Reden ist lediglich eine Form des Darüber-Redens - die Vorzüge liegen keinesfalls in der Text-Adäquatheit, sondern

allenfalls in den verlässlicheren Regeln dieser Methode des Darüber-Redens. Die Qualität von Interpretation ist am "Gegenstand" nicht zu messen. Die Eigenwilligkeit, die Subjektivität einer Interpretation entschärft sich in dem Ausmaß, in dem sie von anderen Lesern geteilt werden kann. Das Darüber-Reden ist keine Textauslegung, sondern ein Versuch, die Bedeutungsmöglichkeiten auf bestimmte zu Wege zu reduzieren und im Fortgang dieser Wege auszuweiten - abhängig von vorab gewählten Fragestellungen und Zielen.

Ist Arp selbstgefällig, narzisstisch, auto-erotisch? und leib an leib / mit seinem leib (1.133), oder: jedermann weiß es / jedes kind kennt ihn / jeder greis grüßt ihn erfürchtig und raunt dazu ah / da kommt der ARP (1.54), oder: Ich bin der große Derdiedas (1.80). Oder hat man letzteres als Kasperletheater-Zitat zu verstehen (vgl. Döhl 1967, 43)? Sind Ich und Er ohnehin nur mehr Kunstfiguren oder gar nur noch grammatikalische Redeformen: Ich Du Er WIR IHR SIE (5.35)? Muß man Arps Texte als "'ichllose' Anonymität" (Giedion-Welcker 1973, 275) verstehen? "Eine 'po,sie pure', die alles Anekdotisch-Spezielle und Psychisch-Individuelle in das große Sammelbecken bizarrer, unberechenbarer alltäglicher Menschlichkeit münden läßt. Aus ihm tönt es vielstimmig, anonym." (Giedion-Welcker 1973, 249) Oder sind diese Gedichte (zumal die späteren Arps aus dem "Logbuch des Traumkapitäns") doch eigentümliche, neue, bemerkenswerte Ich-Erfahrungen? Oder muß man doch davon ausgehen, dass der Satz ich bin in straßburg geboren (1.204) nun auf der gleichen Ebene rangiert wie der Satz, der ihm vorausgeht: ich bin in der natur geboren, oder wie der Satz, der ihm nachfolgt: ich bin in einer wolke geboren, oder: denn ich bin ein pferd (1.236)?

Sind Arps Gedichte als Ausdruck von Sprachmystik, Sprachalchemie, Sprachesoterik und Sprachfetischismus zu lesen? Fast alle Interpreten der Texte Arps haben darauf hingewiesen. Schon zu "Dada"-Zeiten in Zürich trug Arp aus Jakob Böhmes Werken vor (vgl. Hugo Ball: "Flucht aus der Zeit", Eintragung vom 12.5.1917). Wenig spricht dagegen, Arp als religiös oder als antirational zu deklarieren: Dada ist die Sehnsucht nach Glauben. Dada ist der Ekel vor der albernen verstandesmäßigen Erklärung der Welt. (1957, 67) Aber es besagt wenig, wenn Arp das selber (später) so sah. Wir sind für die heiligen Märchen / weil sie die einzige Wirklichkeit sind. (1961a, 44) Die Texte verlangen nicht, dass man sprachmystische Bedeutungszuschreibungen berücksichtigt. Aber kann

man die Interpretation um diese Interpretations-Dimension verkürzen, nur weil man (wie ich) die Texte ohne diese Dimension lieber liest? Dann aber übersieht man die sprachmystischen oder sprachmagischen Implikationen, zu denen seit jeher alle Autoren gekommen sind, die Poesie äußerst stark auf Sprache gestützt haben. (Am Beginn der sprachmagischen Tradition der deutschen Literatur der Moderne wären zu nennen Arno Holz, Paul Scheerbart, Rudolf Blümner, Lothar Schreyer, Hugo Ball, Otto Nebel; noch bis hin zu Helmut Heißenbüttel; vgl. Scheffer 1986 a) Kann man die Interpretation der Texte Arps um diese sprachmystische Möglichkeit der Bedeutungszuschreibung verkürzen, zumal sich der Zusammenhang mit dem Zufallsprinzip bei der Produktion der Texte nicht übersehen lässt?

Inwieweit ist Arps Meinung, der den "Zufall als kultische Instanz" (Döhl 1967, 56) sah, für eine Interpretation maßgeblich? Wer den Zufall mitspielen läßt / wird lebendiges Gewebe wirken. / Der Zufall befreit uns / aus dem Netze der Sinnlosigkeit. (2.87) Werden durch den Zufall Geheimnisse, tiefere Vorgänge des Lebens (Arp in "Zweiklang" 1960, 60) erschlossen? Inwieweit ist es sogar bedeutungslos, wie Texte entstanden sind, wenn man als Leser doch nicht mehr dabei sein kann und ein mindestens in der Zeichenfolge zwingendes Endergebnis vorliegen hat; jede Vorstellung über den Produktionsprozess ist eine retrospektive Unterstellung. Natürlich kann ein Text aus zufälligen oder tranceartigen Produktionsbedingungen entstehen, aber selbst aus der Produktionsperspektive (die man ohnehin nur simulieren könnte) erscheint es so, als würden die Gesetze des Zufalls und der Automatik (*écriture automatique*), als würden der ja einkalkulierte Zufall und die einkalkulierte Automatik eine Art der sprachlichen Organisation nur durch eine andere ersetzen. Spätestens aber mit der Niederschrift und mit dem Druck sind auch diese Texte in der gleichen Weise bestimmt wie alle anderen Texte. Arps Texte machen es möglich, sich daran zu erinnern, dass wir zwar fortlaufend über Texte reden und schreiben, dass wir dies aber nach wie vor "grundlos" tun.

Sind Arps Texte kindlich-naiv oder kindlichweise? Aus der "Grundlosigkeit" des Redens über Texte folgt der Verdacht, all diese Fragen seien falsch gestellt und falsch beantwortet worden. Arps Kinderstuben-Romantik? Und wieder findet man ein Kind mit einem Kind im bessern Ich. (1.96) Oder Arps Skepsis dagegen? keiner findet mehr die spur von

seinen kinderschuh, von ihnen zieht nicht einmal ein fadendünn  
Wanderliedlein durch die Luft. (1.35) Und trotzdem kommen mir die  
Schiffe - Arps wohl häufigstes Requisit - immer vor wie Badewannen-  
Schiffchen. Liegt's am Leser?

Sind Arps Gedichte harmlos? Mir erscheinen - abgesehen von einigen  
frühen Gedichten Arps - alle Gedichte Arps ziemlich harmlos; mich stört  
es wenig; im übrigen "erlauben" die Texte andere Meinungen. Arp sagt in  
keinem Gedicht etwas, was auf die beiden Weltkriege, die er erlebte,  
auch nur hindeuten würde; viel dagegen über Sophie. Während Arp im  
"Wortspiel" die Traumsiegel erbricht und die Schlagbäume aufhetzt (1.64),  
haben andere... Oder hat man es selbstinterpretatorisch und selbstkritisch  
zu verstehen, wenn man in späten Gedichten liest: Sie lösen das Böse in  
heitere Linien auf. Trübsinn ist ihnen fremd. Harte Wolken und kalte  
Höcker meiden sie. (2.115) Oder: Ich spreche kleine, alltägliche Sätze /  
leise für mich hin. / Um mir Mut zu machen, / um mich zu verwirren, /  
um das große Leid, die Hilflosigkeit, / in der wir leben, zu vergessen, /  
spreche ich kleine, einfältige Sätze. ("Zweiklang" 1960. 56) Dass dies  
kein "gutes" Gedicht mehr ist, wird man auch anderen Lesern eini-  
germaßen leicht zeigen können. - Nach 1950 wird Arp zusehends "politi-  
scher", aber wenig eindrucksvoll, wie ich finde - mit wenigen Aus-  
nahmen: Worte vom Mund zum Abgrund / Worte um in trüben Wassern  
zu fischen / Entsprechende Wortspäße / für verteufelt finstere Gründe.  
(1961b, 1) Insgesamt aber bezieht sich Arp eher auf einen Knopf und  
etabliert mit solchen Themen - wenn auch weniger entschlossen und ein-  
drucksvoll als etwa Kurt Schwitters - eine bewußte, reflektierte Tri-  
vialpoesie: da ist doch dieser Knopf ein anderer Geselle / seit Monaten  
liegt er weise auf den gleichen Platz / ein göttlicher Nabel ist er / ich will  
ihm eine Pyramide errichten (1.175) Doch nicht harmlos?

Was sonst nie vorkommt: Bei der Lektüre der meisten Gedichte Arps  
habe ich ständig das Gefühl, sie seien von einer Frau geschrieben; bei der  
Lektüre der Texte von Walter Serner, Richard Huelsenbeck oder Raoul  
Hausmann (diesen überdurchschnittlichen Machos) gelänge mir diese  
Vorstellung nicht. Woran liegt's? - Eine Frage wie die Frage: Sind Arps  
Texte harmlos? läßt sich von den Texten her nicht entscheiden; extrem  
gegenteilige Antworten sind gleichermaßen "textadäquat"; es hängt tat-  
sächlich davon ab, was einer jeweils damit anfangen kann. - Im übrigen:  
Die Frage nach der Harmlosigkeit impliziert, dass Literatur (in besonde-

ren Fällen) etwas sein könne, was nicht harmlos wäre. Anlässlich eines Musikhörens erwartet auch keiner, dass man danach emotional geläutert herauskommt. "Antizipation herrschaftsfreier Zustände?" Vasallensaft. Prophetisch auch dann noch, wenn die Apokalypse zur Platitüde geworden ist? Der Mensch ist ein Bogenschütze, der Fingerhüte erlegt, ein hoffnungslos vernagelter Mörder, ein Atompilzzüchter mit Großvaterkappchen auf dem Kopf, der alles bisher Erreichte mitsamt seinem Erreichten in den endgültigen Schatten stellen wird. (2.185)

Zurück zum frühen Arp: Lässt sich das schöne Verständliche, Unverständliche in den Texten Arps genauer fassen, wenn man die Mechanik erklärt, wenn man zeigt, dass ein schönes verständliches, unverständliches Hagelwittchen aus einer Analogie zu Schneewittchen (beide 1.88) hervorgeht, die leunase vom leumund (1.168) kommt, die purzelfrüchte vom purzelbaum (1.159) kommen, die kataspitzen von den katafalken (1.174) und die schlipsgärtnerei aus der schürzenjägerei (1.201)? Damit ist sehr wenig von den Bedeutungen eines Hagelwittchens, einer leunase, einer schlipsgärtnerei erfaßt; dem Wirklichkeitsgefühl, das dabei entsteht, ist mit der Erklärung der Mechanik allein nicht beizukommen. Beim Kallauer - pisse matin und pisse soir (1.158) - amüsiere ich mich über die zuschreibbare Bedeutung, nicht über die Mechanik allein. Immerhin kann man beim Bezug auf die Mechanik ansetzen: Wörter, die unterschiedliche Wirklichkeits-Zusammenhänge bezeichnen, treffen gleichsam erstmalig aufeinander: wolkenpumpe; aber auch sie ist mehr als z. B. eine Lokomotive. Indessen gehört der Eindruck, bei der Lektüre der Texte Arps erwische man Sprachgebrauch gleichsam im Entstehungszustand, zu den inhaltlichen Eindrücken, zum Wirklichkeitsgefühl. Aber was soll man hier überhaupt noch als einzelne Texte bezeichnen, wenn sie aufgrund der völlig unüberschaubaren Überarbeitungen und Weiterverarbeitungen noch nicht einmal mehr einen Anfang und ein Ende haben, wenn die Werkkategorie sich auch in äußerlichster Hinsicht aufzulösen beginnt? Was erfährt man schon über die Bedeutungen des Gedichts "kaspar ist tot", wenn man liest, die Form der Totenklage sei hier gewahrt und gebrochen zugleich? Wenn Literaturwissenschaft zweifelsfrei richtig interpretiert, zucken die Achseln hilflos vor Zustimmung.

Zweifellos muss man bei Arp von einer "Freilegung der Grundelemente (der Sprache) und Revitalisierung der Ausdrucksmittel" (Giedion-Welcker 1973, 209) ausgehen, aber für die gesamte experimentelle Li-

teratur (zu der ich Arps Texte rechne, jedenfalls die vor 1930 entstandenen) gilt, dass auch diese Literatur weder allein noch primär sprachtheoretisch zu erfassen ist (versus "welt"-theoretisch). Noch beim radikalsten Text phonetischer oder visueller Poesie wird das Sprachmaterial als "bedeutsam" wahrgenommen, so als verweise es über sich hinaus auf "Welt"; "Sprache pur" läßt sich noch nicht einmal ausdenken. Die häufig wiederholten Behauptungen, Nonsens-Literatur, experimentelle Literatur oder Konkrete Poesie seien sinnlos, inhaltsleer, gehaltlos, rein formal, pure Spielerei, sind nichts als ein Fehlurteil der jeweiligen Kritiker; das immerhin lässt sich demonstrieren: man kann nicht nichts verstehen. Aber genauso falsch sind auch die zahlreichen - zustimmenden - Behauptungen, experimentelle Literatur spiele sich nur in der Sprache ab, Sprache sei die handelnde Kraft dieser Texte, das Sprachmaterial führe ein Eigenleben, die Texte hätten mit nichts anderem zu tun als mit Sprache selbst.

Arps Texte bleiben auf Außersprachliches bezogen, weil ihnen zwangsläufig "Welt" zugeschrieben wird: eine historische oder gegenwärtige oder imaginäre oder halluzinatorische "Welt"; es gibt keine reine Strukturmitteilung. Gedichte werden eben doch nicht aus Worten gemacht, sondern aus Lebensideen (und damit in gewisser Weise doch aus "Ideen"). Auch Bilder werden nicht aus Einzelteilen gemacht, sondern - paradoxerweise - aus den Zusammenhängen, die schließlich erst erscheinen. - Leicht fasslich, aber schwer festzulegen, ergibt sich anlässlich von schönen verständlichen, unverständlichen Formulierungen zwangsläufig ein bestimmtes Wirklichkeitsgefühl. Was ist das Schöne daran? Die Albernheit? in schweden heißt der kleiderschrank schwedische gardine / in spanien spanische wand / in china chinesische mauer / in helvetien stier von uri (1.166). Die Lockerheit? Es geht auch düsterer: die drei rasierten sommer und die drei rasierten kreuze wackeln wie der mai auf krücken fort (2.18). Zur Erfüllung welcher Wünsche geben Arps Texte Anlaß? Vielleicht besteht das Schöne allein darin, dass man sieht, es könnte alles auch ganz anders gesagt und beschrieben werden. Vorläufig aber läßt sich auch darüber nur "grundlos" reden.

#### **4. Zwischenspiel: Don Quixote als Poet, Essayist und Wissenschaftler**

Wo liegen die Unterschiede zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen? Was unterscheidet den Essay von Wissenschaft und Poesie? Welche Ansprüche sind an die jeweiligen Akteure, an den Standard-Beobachter bzw. an den Sonder-Beobachter zu stellen? - Wir hätten (angeregt durch Alfred Schütz 1954 bzw. 1972) zunächst zwei Kandidaten für die zu vergebenden Rollen: Don Quixote und Sancho Panza. Sancho Panza repräsentiert das Alltagswissen: alles was er selbst erlebt, und alles, was er zu hören bekommt, kann er mehr oder weniger mühelos einordnen, indem er sich auf das allen Zeitgenossen gemeinsame konventionelle Alltagswissen beruft. Vielleicht gelänge es, Sancho Panza zum Wissenschaftler auszubilden; seine Fähigkeit, in Anlehnung an Konventionen und Standards zu handeln, sein Desinteresse an bzw. seine Furcht vor Welt-Konstruktionen wie Magie, Poesie, Sonder-Beobachtung, Konstruktivismus, Feminismus und Vegetarismus würden dafür sprechen - und lassen andererseits daran zweifeln, dass er zum Poeten oder Essayisten taugt.

Zweifellos ist Don Quixote der interessantere Bewerber, weil er im Grunde für alle Rollen gleichermaßen geeignet (und ungeeignet zugleich) ist: Don Quixote kennt und beherrscht das Alltagswissen, aber es interessiert ihn zumeist wenig, weil er andere, über das Alltagswissen hinausgehende Beobachtungen favorisiert. Seine Kreativität steht außer Frage: Die Rolle des Poeten wäre ihm zuzutrauen, obwohl er sie nicht ausübt; er produziert keine Texte, die er selbst als Poesie verstanden wissen will, und die Aussicht hätten, von anderen als Poesie verstanden zu werden. Die beiden Rollen, die Don Quixote am stärksten, aber schließlich dann doch nicht vollständig genug ausübt, sind die Rolle des Essayisten, aber gerade auch die Rolle des Wissenschaftlers. Don Quixotes Argumentationen sind wesentlich genauer als die Sancho Panzas; die Regeln formaler Logik beherrscht er ungleich besser; seine Kausalschlüsse sind einwandfrei; seine Aussagen sind tadellos begründet (und Don Quixote könnte, mit Verlaub, beim frühen Habermas als Spitzen-Repräsentant "wahrer" Aussagen fungieren); selbst Don Quixotes Prämissen sind für die Zeitgenossen prinzipiell akzeptabel: Durch ihr inquisitorisches Vorgehen gegen Zauberer und Hexen bestätigt die katholische Kirche (die ja die damals

absolut maßgebliche Wirklichkeitskonstruktion erließ) drastisch die Prämisse von Don Quixote, dass es Zauberer und Hexen "wirklich" gibt.

Alfred Schütz hat in seinem Aufsatz "Don Quixote und das Problem der Realität" gezeigt (zuerst 1954; hier zitiert nach 1972), dass auch "das fiktive Subuniversum Don Quixotes 'Tatsachen' und doxische Setzungen kennt, welche kontrollierte Analyse und empirische Verifikation erlauben, und dass es mit dem Subuniversum der Wissenschaft im gleichen Ausmaß verträglich oder unverträglich ist wie unsere Alltagswelt." (1972, 122) ("Subuniversum" gebraucht Alfred Schütz in Anlehnung an William James, der in seinen "Principles of Psychology" (1890) Ansätze zu einer Theorie subjektabhängiger Wirklichkeitskonstruktion bzw. zu einer Theorie multipler Wirklichkeiten - eben der "Subuniversa" - unternommen hat). - Don Quixote bestreitet nicht, dass Mambrinos unendlich wertvoller Helm für jedermann (auch für ihn selbst) wie eine einfache Babierschüssel aussieht; der Helm sieht deshalb so einfach aus, damit er seinem Träger nicht von Dieben und Räubern abgejagt wird; dagegen läßt sich in der Tat nur schwer etwas sagen. Don Quixote bestreitet gleichermaßen nicht, dass die Riesen, gegen die er kämpft, jetzt die Form von Windmühlen angenommen haben; genau darin liege ja die Macht der Zauberer, die Täuschung gleichsam restlos perfekt machen zu können. Don Quixote ist nicht zu widerlegen. Methodische Fehler in seiner Art der Wirklichkeitskonstruktion macht eher Sancho Panza, nicht Don Quixote. Die von Sancho Panza repräsentierte Alltagswirklichkeit ist - auch das hat Alfred Schütz gezeigt - ähnlich phantastisch wie die Phantasiewelt von Don Quixote. Sancho Panza halluziniert nicht weniger als Don Quixote.

Worin liegen nun aber die Unterschiede, was macht Don Quixote so scheinbar offenkundig zum "Spinner", und was macht Sancho Panza so scheinbar offenkundig zum "Realisten" (wenn auch zum "naiven Realisten")? Bei den unterschiedlichen Welten Sancho Panzas und Don Quixotes handelt es sich um prinzipiell gleichwertige Wirklichkeitskonstruktionen, um prinzipiell gleichwertige "Subuniversa", aber die Folgeunterschiede und die Folgebewertungen zwischen diesen einzelnen Weltbildern sind enorm. Gleichwohl hängen sie ausschließlich davon ab, welche Weltinterpretation, welches Auslegungsschema jeweils als Konvention, als Standard akzeptiert wird, d. h. welchem "Subuniversum" also von den anderen Menschen der "Wirklichkeitsakzent" verliehen wird. - Als Poet oder als Essayist kann Don Quixote nicht vollends hervortreten,



denn seine halluzinatorischen Sonder-Beobachtungen scheitern daran, dass sie bei anderen keine ernsthafte Irritation anstoßen und dass auch die Chance, sie könnten jemals aufgenommen und übernommen werden, im Grunde gar nicht besteht. Das Abrücken, die Einsamkeit Don Quixotes, die ihn überhaupt erst zu einem Sonder-Beobachter werden lässt, hält ununterbrochen an: Don Quixote gibt zwar Impulse zu veränderten Weltinterpretationen, aber es gelingt ihm noch nicht einmal ansatzweise, Partner zu finden, (operational) konsensuelle Bereiche aufzubauen. Sancho Panza folgt ihm zwar gelegentlich aus Sympathie oder aus Unlust am Widerspruch, nie aber aus folgenreicher Überzeugung. Don Quixotes Vorschläge werden gerade auch deshalb nicht zur "Realität", weil sie von anderen nicht ernsthaft kommuniziert werden. Aber Don Quixotes Vorschläge sind nicht deshalb "unrealistisch", weil sie durch irgendwelche objektiven Verhältnisse widerlegt werden, sondern sie sind und bleiben "unrealistisch", weil sie nicht geglaubt werden, weil sie nicht "konsensfähig" sind; man könnte sogar sagen: weil sie nicht geglaubt werden können, weil sie nicht "konsensfähig" werden können; selbstverständlich sprechen eine Menge von Folgelasten, die kein Roman erfassen und bedenken kann, für die vorherrschende Wirklichkeit. Gleichwohl ist andererseits die Vorstellung nicht gänzlich absurd, ein Kongress hinreichend abgehobener Esoteriker könnte Don Quixote als "Urvater des wahren Realismus" feiern. Don Quixote steht zwar nicht gänzlich, aber doch zu weit außerhalb jener kommunikativen Handlungen, die die vorherrschende Wirklichkeit aufrecht erhalten; er bleibt ohne "common sense"; seine ungeschriebenen Essays wären zeitgenössisch nur um den Preis andauernder Lächerlichkeit publizierbar. Auch sein Abweichen, sein Desinteresse an Alltags-Beobachtungen und Alltags-Handlungen, seine Reflektiertheit lässt ihn nicht als den Wissenschaftler hervortreten, der er immerhin sein könnte, wenn es viele Don Quixotes gäbe. Statt dessen bleibt Don Quixote ein Einsamer, der an der schönen Literatur Schaden genommen hat.

"ein Plakat (...) für die neueröffnete Animierkneipe  
'Essay'" (Carl Einstein: Bebuquin)

"In der Tat kann keine Literatur auf die Dauer ohne  
Kritik bestehen (...)." (Friedrich Schlegel: Lessing.  
Vom Wesen der Kritik, 1804)

"Das Vergnügen, einen Essay zu schreiben, besteht  
vielleicht darin, daß man auf versteckten Wegen zu  
sich selbst gelangt (zu diesem Ich, das ein alter Be-  
kannter ist, dem man nie nahe genug kommt." (Jean  
Starobinski 1987, 5f.)

#### **Kapitel 4: Interpretation und Essay**

Von einer "Grundlagen-Krise" der Literaturwissenschaft wird wohl auch noch weiter beharrlich die Rede sein, indessen könnte das Ausmaß der Klagen dann erheblich vermindert werden, wenn man von Anfang an auf alle Versuche verzichten würde, "(...) eine vernünftige, und das heißt hier methodisch verifizierbare Interpretationspraxis" (Pinkerneil 1975, <sup>1</sup>) auf der Basis von Wissenschaft entwickeln zu wollen. In diesem Kapitel, in dem es darum geht, die Relationen von Wissenschaft, Interpretation, halluzinatorischer Sonder-Beobachtung und Essay genauer darzulegen, sollte allerdings schon zu Anfang nicht der Eindruck entstehen, als sei es nun in jeder Hinsicht "sonnenklar", dass die Interpretation literarischer Texte nicht als "wissenschaftliches", sondern "nur" noch als "essayistisches" Verfahren durchführbar sei. Allein die Situation, dass es keine ausreichende Übereinstimmung darin gibt (nicht einmal in "konstruktivistischer" Sicht), was als "Wissenschaft" bzw. was als "Interpretation" gelten soll, dass man vor allem auch über keine umfassende "Theorie des Essay" verfügt, sollte den Vorschlag-Charakter der folgenden Überlegungen hinlänglich unterstreichen; es geht um die pointierte Verdeutlichung eines zentralen Problems der Literaturwissenschaft, nicht um den Anspruch, kurz vor seiner Lösung zu stehen. Andererseits erschien es in der Kontinuität der bisherigen Überlegungen und des bisherigen Stils konsequent, die eine oder andere Voreiligkeit in Kauf zu nehmen. Wesentliche Vor-

entscheidungen sind zum Beispiel bereits dadurch getroffen, dass hier die Annahme von grundsätzlich verschiedenen "Wissenschaftssorten" ebenso wenig geteilt wird wie die Konsequenz, "Geisteswissenschaft" (und "Interpretation") sei gerade deshalb ihrerseits "wissenschaftlich", weil sie "ganz anders" wären und nicht die szientistischen "Fehler" der "harten" empirischen Wissenschaften hätten. So geht etwa Szondi von der "Erkenntnis" aus, "(...) dass die Literaturwissenschaft gerade um ihrer Wissenschaftlichkeit willen nicht die Wissenschaft sein kann, die sie, den älteren Schwesterwissenschaften nachstrebend, oft sein möchte." (1967) Und Frank, der Verstehen durch Konsens und Intersubjektivität für "wissenschaftlich" (?) kontrollierbar hält, versteht "Hermeneutik als Herausforderung aller szientistischen Interpretationskonzepte." (1984) Vor allem aber wird hier - trotz des Anspruchs "Interpretation und Lebensroman" - "Leben" und "(hermeneutisches) Erkennen" nicht in emphatischer Weise gleichgesetzt wie in der hermeneutischen Tradition (vgl. oben S. 165), wo eine solche Gleichsetzung auch ontologisch verankert und bisweilen in "reizvoller Tragik" offeriert wird.<sup>1</sup>

"Interpretation und Lebensroman" stellt eine grundlegende, weitreichende, aber eher unemphatische Verbindung dar, und ihre nicht-wissenschaftlichen oder gegen-wissenschaftlichen Varianten werden nicht weniger praktiziert als ihre wissenschaftlichen. Das "Klima", in dem im deutschsprachigen Raum eine Diskussion um den Wissenschaftsanspruch und die "ontologische" Bedeutung der Interpretation geführt wird, unterscheidet sich offenkundig von der Lage in den angelsächsischen Ländern und der Lage in Frankreich: Mit dem Vorschlag, Interpretation unter bestimmten Umständen nicht als wissenschaftliche Tätigkeit zu verstehen, unterliegt man dort allenfalls dem Vergehen, offene Türen einzurennen. Schließlich dürfte eine weitere Vorentscheidung dadurch gefallen sein, dass hier Wissenschaft und Essay zumindest als unterschiedliche methodische Tendenzen gesehen werden, die sich gegebenenfalls eher komplementär und im Regelfall nicht "überschneidend" verhalten.

Bevor der Vorschlag, Interpretation als essayistische Tätigkeit zu verstehen, eingehender begründet wird, sollen auf den nächsten Seiten zunächst die möglichen Abgrenzungen und Zuordnungen im Feld von "Kunst", "Wissenschaft", "Kritik", "Literaturkritik" und "Essay" diskutiert werden. - Welchem Bereich soll die Interpretation literarischer Texte zugeordnet werden? Die Hauptschwierigkeit des Vorschlags liegt nicht

darin, dass die Interpretation literarischer Texte dem Essay zugerechnet wird, sondern die Hauptschwierigkeit liegt in der Frage, welchem Bereich nur der Essay seinerseits zugerechnet werden soll: Der Kunst, der Wissenschaft oder einem dritten Bereich, den der Essay selber konstituiert, oder einem journalistischen Bereich?

Einigermaßen plausibel lässt sich im Folgenden wohl zeigen, dass Interpretation als essayistische Tätigkeit weder zur Wissenschaft noch zur Kunst gerechnet werden sollte, andererseits muss man wohl auch zögern, die essayistische Tätigkeit als eigenes System zu entwerfen - etwa mit dem binären Code "interessant/uninteressant (trivial, geläufig, konventionell)". Die Chancen für den zumindest konsequenten Vorschlag zur Etablierung eines eigenen Bereichs stehen schlecht, angesichts der deutschsprachigen Tradition und Macht von Kunst und Wissenschaft. Und gegen die Zurechnung zu einem journalistischen Bereich spricht, dass Interpretationen (abgesehen vom noch zu klärenden Fall der Literaturkritik) in der Regel nicht in journalistischen Organen publiziert werden. So bleibt vorerst kaum etwas anderes übrig, als eine Konvention paradox zu bestätigen: Interpretation als essayistische Tätigkeit kommt im Kunstbereich und vor allem im Wissenschaftsbereich vor, wird dort toleriert, obwohl sie sich einigermaßen deutlich von den "Regeln", die in diesem Bereich ansonsten gelten, unterscheidet.

Viele Versuche, die für einen dritten Bereich "neben" oder "zwischen" Kunst und Wissenschaft oder beides "verbindend" plädieren, betreffen die "Philosophie" (zuletzt Gabriel 1991; Gabriel und Schildknecht 1990). Könnte man diesen Bereich ähnlich "autonom" konzipieren wie den Bereich von Wissenschaft und Kunst und wären die Strukturen dieses Systems so zu beschreiben, dass gerade auch die essayistische Tätigkeit der Interpretation in diesen Bereich fällt, dann spräche selbstverständlich auch nichts dagegen, diesen Vorschlägen zu folgen. Gegenwärtig aber gibt es keine breite Vereinbarung, alle Formen des Essays in den Bereich der Philosophie aufzunehmen. (Habermas' Kritik an Derrida, an dessen Verwischung der Gattungsunterschiede von Philosophie und Literatur, hat dies noch einmal prominent verdeutlicht; Habermas 1985, 219)

Ebenfalls als dritter Bereich fungiert "Kritik", vor allem in den angelsächsischen Ländern ("Literary Criticism"). Auch Roland Barthes (1967) versucht, Literaturwissenschaft und Literatur über "Kritik" einander an-

zunähern. Mit "Kritik" konnotiert im deutschsprachigen Raum vor allem "Vernunft": "Wenig übertreibt, wer den neuzeitlichen Begriff der Vernunft mit Kritik gleichsetzt." (Adorno 1969) Und bekanntlich ist auch die essayistische Tätigkeit oftmals als "Kritik" definiert worden - in Friedrich Schlegels "Fragment"-Konzept allerdings mit eher anti-aufklärerischen Implikationen dieser "Wissenschaft oder Kunst", diesem "Mittelglied der Historie und der Philosophie, das beide verbindet, in dem beide zu einem neuen Dritten vereinigt sein sollen." ("Lessing. Vom Wesen der Kritik", 1804) Gegenwärtig hat sich in Bezug auf "Kritik" ein bemerkenswerter Wandel vollzogen: "Kritik" wird außerhalb der Aufarbeitung und Fortsetzung der 'kritischen Theorie' kaum noch als zentraler Begriff verwendet; die neuen Diskurse sind wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass sie die ehemals mit "Kritik" verbundenen Erwartungen hinsichtlich von "Vernunft" nicht mehr teilen; die neuen Diskurse, so unterschiedlich sie auch sein mögen, stellen bekanntlich selbst eine Kritik der "Kritik" dar, wie sie ja auch schon bei Walter Benjamin zu finden ist: "Narren, die den Verfall der Kritik beklagen. Denn deren Stunde ist längst abgelaufen. Kritik ist eine Sache des rechten Abstands. Sie ist in einer Welt zuhause, wo es auf Perspektiven und Prospekte ankommt und einen Standpunkt einzunehmen noch möglich war. Die Dinge sind indessen viel zu brennend der menschlichen Gesellschaft auf den Leib gerückt. Die 'Unbefangenheit', der 'freie Blick' sind Lüge, wenn nicht der ganz naive Ausdruck planer Unzuständigkeit geworden (...)." (Einbahnstraße 1969, 95) Auch im Fall der Interpretation würde eine neue "Text-Kritik" nicht mehr im herkömmlichen Sinne "kritisch" verfahren; es spricht also wenig dafür, die essayistische Tätigkeit der Interpretation noch hauptsächlich über die Konnotationen von "Kritik" zu bestimmen (etwa im Sinne des "kritischen Interpretierens"; siehe etwa Mecklenburg 1972).

Wie wird hier das Verhältnis von "literaturwissenschaftlicher" Interpretation und "Literaturkritik" (im Sinne der Buchkritik) bestimmt? Der Vorschlag, Interpretation als essayistische Tätigkeit zu verstehen, ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass die "inhaltlichen" Unterschiede zwischen Interpretation und Literaturkritik weitaus geringer sind als zumeist angenommen wird: Es gibt weder weitreichende noch durchgängige Unterschiede in der Sprachverwendung; selbstverständlich wertet auch die literaturwissenschaftliche Interpretation massiv, wenn vielleicht auch subtiler; eine "Wertung" stellt allein der Umstand dar, dass nur ein Bruchteil der verfügbaren Texte und zudem oft nur "klassische" Texte

einer Interpretation für Wert befunden werden. (Zur Wertungs-Problematik in der Literaturwissenschaft vgl. etwa Hauptmeier und Schmidt 1985; Kienecker 1989) Auch die methodischen Differenzen zwischen Interpretation und Literaturkritik sind weitaus geringer als die "formalen" Unterschiede: Die moderne Literaturkritik ist kürzer als die literaturwissenschaftliche Interpretation; sie hat einen anderen Publikationsort und sie braucht zumeist den Anlass einer Neuerscheinung. Die Begründungen dafür, dass Literaturkritik nicht als "wissenschaftlich" verstanden werden sollte (vgl. Vormweg 1990) sprechen gerade nicht für die Unterschiede zwischen Interpretation und Literaturkritik, sondern tragen im Gegenteil zur Charakterisierung der Praxis von Interpretation bei. Lämmert hat darauf hingewiesen, dass sich Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler gerade auch deshalb unterscheiden (auch in historischer Sicht), dass die einen die Macht von Beamten haben und die anderen eben nicht und allein schon deswegen als "Verfechter einer bloß eigenen Meinung" gelten. (Vgl. Lämmert 1990, 132) (Zu den nach wie vor relevanten Unterschieden zwischen literaturwissenschaftlicher Interpretation und Literaturkritik vgl. die darauf bezogenen Beiträge bei Hohendahl 1985; Görtz und Ueding 1985; Band 105 von "Sprache im technischen Zeitalter" 1988; Irro 1988; Barner 1990)<sup>2</sup>

Gehört das Reden anlässlich von Kunst und Literatur - als "Kritik", als "Reflexion", als "Poesie der Poesie" - nicht selbst zum Bereich der Kunst? Ganze Institute französischer und amerikanischer Universitäten scheinen sich darauf verlegt zu haben, die eigene Interpretations-Arbeit vor allem zu literarisieren. Soll man dem seit der Frühromantik vernehmbaren Lockruf folgen, das Sprechen über Literatur, die Interpretation selber als Literatur zu verstehen und entsprechend zu konzipieren? Es gibt auch neuere Vorschläge, die in diese Richtung gehen: "Die entgegengesetzte Struktur der Selbstbeschreibung nutzt Literaturkritik immer dann, wenn sie sich selbst als Literatur - also durch Identität statt durch Differenz - inszeniert. Dass die Reflexion über Literatur selbst Literatur werden könne und solle, war ein Programm-Gedanke der deutschen Frühromantik, und er enthält eine Erklärung für die Faszination, welche die Frühromantiker auf jene neue Praxis der Literaturwissenschaft (oder eher: der Literaturkritik? der Philosophie?) ausüben, die sich 'Deconstruction' nennt. Denn auch die Dekonstruktivisten streben nach einer Aufhebung der Distanz zwischen philosophischen oder literatur-akademischen Diskursen auf der einen und der Literatur auf der anderen Seite - und es ist gewiss

kein Zufall, dass diese 'Diskursverschmelzung' gerade hierzulande in Habermas ihren schärfsten Kritiker gefunden hat. Für Philosophie und Literaturwissenschaft in Deutschland haben die Schriften der Frühromantiker nämlich immer nur den Status von 'Forschungsgegenständen' gehabt, selten oder nie waren sie ein Organon für das disziplinäre Selbstverständnis." (Gumbrecht 1990, 126; vgl. etwa auch Hartmann 1976; Krieger 1988) - Ob jedoch konstruktivistische Systemtheorie (der sich ja auch Gumbrecht verpflichtet fühlt) es zulässt, das Reden über Literatur bzw. anlässlich von Literatur zum Kunstsystem selbst zu rechnen, muss jedenfalls teilweise in Zweifel gezogen werden.

In Bezug auf ihren Ausgangstext stellt Interpretation eine Beobachtungshypothese dar, und die Haupteigenschaft dieser Hypothese ist es, dass sie noch nicht einmal durch den Ausgangstext falsifiziert werden kann, bringt doch die Interpretation ihren "Gegenstand" überhaupt erst hervor und illusioniert allenfalls, ihre Aussagen seien durch ihn korrigierbar. Wenn Interpretationen nämlich nicht an "Textadäquatheit" gemessen werden können, dann ist auch Friedrich Schlegels Forderung, "Poesie kann nur durch Poesie kritisiert werden", nur ein "Kunsturteil", das "selbst ein Kunstwerk" ist, habe "Bürgerrecht im Reich der Kunst", aussichtslos. (Vgl. "Lyceumsfragmente") Solange Interpretation als Interpretation erkennbar bleibt (und davon kann man in den meisten Fällen ausgehen), solange Interpretation sich wenigstens teilweise, und sei es durch den Publikationsort allein, vom Ausgangstext unterscheidet, hat man es mit einem "anderen" Text (oder mit einer Beobachtung anderer Ordnung) zu tun; und dieser "andere" Text ist nur an Texten zu "messen", die in vergleichbarer Weise "anders" sind, die sich auf vergleichbarer Beobachtungsebene vollziehen. Oder anders gesagt: Sekundärliteratur ist nur an Sekundärliteratur zu messen, nicht an Primärliteratur. Bereits der Sprachgebrauch "primär" bzw. "sekundär" suggeriert eine Vergleichsmöglichkeit, die konstruktivistisch gedacht, gar nicht besteht. "Angemessen" in bezug auf einen primären Text ist kein Text bzw. sind alle Texte. Freilich kann man vorschlagen, Interpretation solle etwa ihren Sprachgebrauch und ihre Verfahrensweise verstärkt der Poesie annähern, solle in Sprachgebrauch und Verfahrensweise jedenfalls nicht "wissenschaftlich" sein, aber die Begründung für solche Diskurse kann wiederum nicht aus einer Gegenstandseigenschaft stammen, sondern nur aus einer spezifischen Einschätzung einer bestimmten kulturellen Situation, in der sol-

che Sprachgebrauchs- und Verfahrensvorschläge gegenüber anderen Vorschlägen bevorzugt werden.

Es scheint daher auch unmöglich, das "Primäre" gegen das "Sekundäre" zu verteidigen. Leicht fällt zwar die Sympathie für solche Vorschläge wie den, "Lektüre als ein(en) anarischen Akt" (Enzensberger 1984, 190) zu verstehen, leicht fällt zwar die Begeisterung für den Angriff "Against Interpretation" (Susan Sontag 1964), leicht einsehbar ist zwar Rainer Taënies als Sekundärliteratur publizierter paradoxer Vorschlag, die Sekundärliteratur zu verbrennen, zwar ist uns nichts lieber als ein "Bescheidener Vorschlag zum Schutze der Jugend vor den Erzeugnissen der Poesie" (Enzensberger 1976), leicht folgt man zwar den Vorschlägen, Interpretation eher als "Maskierung" und weniger als "Entschlüsselung" und "Entlarvung" zu verstehen - jedoch haben all diese Versuche, abgesehen von ihrer paradoxen Struktur, zwei "Fehler": Sie unterstellen eine prinzipielle Vermeidbarkeit von Interpretation (so als könne der Text für sich selber sprechen) und vor allem rechtfertigen sich diese Versuche aufgrund dessen, was Kunst und Literatur "in Wahrheit" sind bzw. "von sich aus verlangen". Die Vorwürfe, Interpretation "pervertiere ihren Gegenstand" (Taëni 1973) oder Interpretationen seien nicht "solidarisch" mit ihrem Gegenstand (Hörisch und Pott), versuchen eine "Text-Stimme" zu heiligen, die überhaupt nur in dieser Weise herausschallt, weil sie aufgrund von Interpretationen so hineingerufen wurde. Im Übrigen: Wenn Kunst wirklich "autonom" ist, dann kann sie durch Beobachtung, durch Interpretation weder missbraucht noch angemessen gewertet werden.

Zwar kann man sagen, dass die Textinterpretation eine Beobachtung, eine "Interpretation zweiten Grades" (Weimar 1980, 230) darstellt, aber daraus ist weder Unterlegenheit noch Überlegenheit abzuleiten: Die Textinterpretation macht weder etwas "deutlicher" noch kann man "die unmißverständliche Deutlichkeit eines Goethe-Wortes" (Hörisch 1988, 69) gegen sie ins Feld führen. Wenn Stanislav Lem schreibt: "Da literarische Werke aber nicht das Resultat analytischer Überlegungen sind, kann die Konzeption der logischen Assertion nicht für die Beurteilung ihres assertorischen oder nicht-assertorischen Charakters herangezogen werden. Das Gewicht eines Körpers kann man schließlich nicht mit dem Thermometer messen" (1983, 131), so wäre auch hier immer noch anzufügen, dass über die "Angemessenheit" einer Waage nicht der Körper selbst entscheidet (wie sollte er auch), sondern diejenigen, die eine Waage nutzen (solange



sie das hält, was sie sich von ihr versprechen). Bei Emil Staiger liest man in seinem Aufsatz "Die Kunst der Interpretation": "Es ist seltsam bestellt um die Literaturwissenschaft. Wer sie betreibt, verfehlt entweder die Wissenschaft oder die Literatur." (Zitiert nach 1971, 10) Nur unter der Voraussetzung, Literaturwissenschaft könne wenigstens in außerordentlich glücklichen Augenblicken, Literaturwissenschaft könne wenigstens potentiell einmal die Literatur "gegenstandsadäquat" erreichen, ließe sich das hier gemeinte übliche "Verfehlen" beklagen. Und schließlich kann noch nicht einmal Literatur auf Literatur "angemessen" antworten: Selbst in der sog. "Intertextualität" ist der spätere Text, der auf einen früheren Text bezogen werden kann, ein anderer, aufgrund dieses möglichen Bezuges "interpretierender", "beobachtender" Text; man mag ihn mit guten Gründen der nicht-literarischen "Sekundärliteratur" vorziehen, aber keiner der "guten Gründe" könnte ein Kriterium der Gegenstandsadäquanz sein. Es finden sich keine "internen" oder "externen" Legitimations-Argumentationen; man kommt, wie es scheint, aus der Figur, dass nur das Herausschallt, was zuvor hineingerufen wurde, nicht heraus.

Zur Verschärfung der hier skizzierten Probleme trägt der Umstand bei, dass Interpretatin ohnehin nicht jenen Sprachgebrauch erreichen kann, der einer wissenschaftlichen Metasprache gleich käme; das wissenschaftlich geforderte Metasprachen-Postulat ist uneinlösbar (siehe unten S. 281 f.); wir wissen zwar, dass wir es mit einem "anderen" Text, einer "anderen" Beobachtung zu tun haben, aber wir wissen das kaum aufgrund eines veränderten Sprachgebrauchs, sondern durch veränderte Autornamen, durch veränderten Produktionsort, durch Fußnoten etc., damit läuft das Plädoyer der Frühromantik ein einer Hinsicht jedenfalls gewissermaßen ins Leere: Die Forderung nach einer poetischen Antwort auf Poesie ist in Bezug auf offen oder verdeckt zitierenden Sprachgebrauch ständig eingelöst - freilich mit einer "Poesie", die meist wenig gefällt, die aber nicht als eine in jeder Hinsicht "differente" Äußerung verstanden werden kann. Wer also für eine "Diskursverschmelzung" plädiert, müsste zuvor genauer fragen, ob die unterstellte traditionelle Trennung "tatsächlich" je bestanden hat, und nicht nur durch Wissenschaftsansprüche vorgetäuscht worden ist.

Nicht alles spricht für "glatte", "sichere" Lösungen, erwähnt sei aber immerhin, dass die Etablierung des Essays als eines eigenständigen Bereichs offenbar keinen der "Mängel" aufweist, die die übrigen Möglich-

keiten kennzeichnen. Am wenigsten plausibel erscheint es, die Interpretation literarischer Texte noch länger der "Wissenschaft" zuzurechnen. Geradezu obsolet erscheint das von Dilthey umfassend formulierte, bei Staiger erneuerte und auch gegenwärtig keineswegs verworfene Doppelkonzept, wonach Interpretation eine "Kunst" und eben darin (Geistes-) "Wissenschaft" sei. Es gibt bekanntlich derzeit keine Wissenschaftstheorie, die einen Unterschied von "Erklären" und "Verstehen" so strikt formuliert, dass das "Verstehen" in Differenz zum "Erklären" noch als "Kunst" (und sei es als "Kunst eigener Art") fortbestehen könnte. Die Theorie von den zwei Wissenschaften ("Natur" und "Geist") scheint ebenso ausgemustert, wie die Theorie von den zwei Kulturen (s. oben S. 56 f.). Wer mit der nicht aufgegebenen Hoffnung, den Autor doch "besser" zu verstehen als er sich selber verstanden hat, wer mit der Umkehrung rechnet, wonach nunmehr das "Sekundäre" das "Primäre" überbietet, wer Genialität und Divinatorik favorisiert oder zumindest nicht ausschließen kann (wie etwa auch Dilthey), dürfte in der gegenwärtigen Diskussion kaum mit Erfolg beanspruchen, zur Erklärung der zentralen Mechanismen von "Wissenschaft" beizutragen. Das würde z.B. auch für M. Franks Aktualisierung der divinatorischen Hermeneutik Schleiermachers gelten; zur Kritik vgl. Gille 1988; Jung 1990. Oder anders gesagt: Je weniger die Interpretation literarischer Texte mit Genialität und Divinatorik verbunden wird, desto größer dürfte die Aussicht sein, dass Interpretation weiter im Wissenschaftspool mitschwimmen darf. Genau das aber fällt offenbar allen Diskursteilnehmern äußerst schwer, nämlich Interpretationskonzepte zu entwerfen und zu verbreiten, die auf Momente von Verzauberung oder Kreativität entschieden verzichten wollen. Etwa der gegen Staigers Auffassung gerichtete Vorschlag von Heinz Politzer "Das Handwerk der Interpretation" (1968) sieht für das "Handwerk" seinerseits "Inspiration" und ein "Moment der Gnade" vor (1968, 387). Auch die gelegentlich zu hörenden Vorschläge, die Interpretation verhalte sich zum literarischen Text wie die musikalische Aufführung zur Partitur (etwa Steiner 1990, 33), erhoffen sich für den Interpreten eine Art Doppelrolle: Die des (beamteten) Wissenschaftlers und die des aufführenden (freischwebenden) Künstlers.

Offenbar werden mit "Hermeneutik" immer noch die Hoffnungen verbunden, die die Herkunft des Begriffs verspricht: Der Interpret sei ein Mittler mit gewisser Aussicht auf göttliche Gaben (und betrügerische Fähigkeiten). - Die essayistische Tätigkeit der Interpretation, der Essay

als eigenständiger, dritter Bereich würde indessen nicht zwischen "Kunst" und "Wissenschaft" vermitteln können. Man mag viele Beispiele solcher scheinbarer "Vermittlungen" beibringen; von einem konstruktivistischen Standpunkt aus sind solche Botengänge zwischen getrennten Systemen nicht routinemäßig, sondern nur im unwahrscheinlichsten Fall denkbar. Obwohl Kunst bzw. Literatur und Wissenschaft gelegentlich als vergleichbare Tätigkeiten erscheinen (vgl. Heißenbüttel 1966, 207ff.; Schröder 1976; Vietta 1979), obwohl man seit Zolas Konzept eines experimentellen Romans (1879) bis hin zu den "Anfängen experimenteller Literatur" sagen könnte, Literatur sei "wissenschaftlicher" geworden, obwohl Wissenschaft, vor allem Literaturwissenschaft, nicht selten als Kunst gerühmt oder auch gefordert wird, obwohl sich Wissenschaft (in dann wohl eher peinlichen Fällen) als Literatur entpuppt (wie etwa die Südsee-"Forschungen" Margret Meads), spricht alles dafür, "Kunst" und "Wissenschaft" als differente soziale Systeme aufrecht zu erhalten. Systeme wie "Kunst" und "Wissenschaft" sind wie alle Systeme bevorzugt durch ihre Abgrenzungen zu definieren, das heißt, durch Abgrenzungen zu anderen Formen des Wissenserwerbs. Wäre diese Abgrenzung routinemäßig und mühelos überwindbar, müsste man bezweifeln, dass zwei verschiedene Systeme vorliegen. Das schließt nicht aus, dass der Essay die Möglichkeit hat, von Kunst und Wissenschaft irritiert zu werden oder sie ihrerseits irritieren. So kann auch essayistischer "Möglichkeitssinn" nicht gegen "szientistische Manier" ausgespielt werden. Als differente Sozialsysteme ohne ontologische Auszeichnung des einen oder anderen Bereichs sind "Wissenschaft" und "Kunst" nicht mit einander zu vergleichen und dabei zu bewerten. Kunst überbietet Wissenschaft nicht, und Wissenschaft überbietet nicht Kunst. Mit anderen Worten: Kunst (bzw. Literatur) und Wissenschaft sind voreinander sicher (in Anlehnung an Koepp und Wischmeyer 1984, 32). Wir erfreuen uns an Paul Feyerabends Vorschlägen, dass Wissenschaft eine Kunst sei (etwa 1984), aber wir folgen ihnen nicht. - Interessant innerhalb der hier diskutierten Abgrenzungen und Zurechnungen erscheint Fohrmanns Konzept des "Kommentars" als einer "allgemeinen Bedeutungszuweisung": "Textanhang, Interpretation, Forschungsüberblick spezifizieren dann auf unterschiedliche Weise diese grundsätzliche Operation." (1988, 247) Skeptisch kann man indessen auch hier gegen der Sicherheit bleiben, mit der Fohrmann den "Kommentar" als "Wissenschaft" versteht (aus Gründen, die bislang schon genannt wurden, und die später noch genauer dargelegt werden).

## 4.1 Essay

"Entweder Literatur oder Essay" - diese Differenz hatte auch im deutschsprachigen Raum nie starken Bestand im Unterschied zu der Differenz "Wissenschaft oder Essay": "Hofmannsthals Habilitation zerschlug sich, weil die hohe Fakultät fand, die eingereichte 'Studie über die Entwicklung des Dichters Victor Hugo' (...) sei ja nur ein Essay." (Rohner 1968, 18) Selten also sind die Triumphe, "dass die Gelehrten nicht immer die Gescheiterten sind." (Vgl. Montaigne: "Über die Schulmeisterei"). Max Bense (1952) verweist zwar mit Nachdruck auf den "wissenschaftlichen Essay", aber er nennt nur herausragende Ausnahmen: "Goethes Aufsatz über den 'Granit' wäre zu nennen. Max Weber, eine der letzten wissenschaftlichen Naturen, die den großen Stil nicht vermissen lassen, hat in den beiden Vorträgen 'Politik als Beruf' und 'Wissenschaft als Beruf' durchaus Beispiele solcher Essays wissenschaftlichen Geistes gegeben. Auch Heisenbergs Aufsätze über "Die Entwicklung der Quantenmechanik" und 'Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaften' sind mustergültige Essays wissenschaftlicher Prosa in deutscher Sprache." (Zitiert nach Bense 1972, 57)

Auch literaturwissenschaftliche Entwicklungen könnten gelegentlich so beschrieben werden, dass mehrere essayistische Arbeiten, die sich ursprünglich als Kritik an den bislang herrschenden wissenschaftlichen Methoden verstehen lassen, dann ihrerseits als eine (neue) "geisteswissenschaftliche" Methode anerkannt werden. (Bleckwenn 1974 nennt in diesem Zusammenhang Arbeiten von Gundolf, Bertram, Wolters, Kommerell). Und wer etwa zögert, Adornos Schriften zur Ästhetik im Wissenschaftsbereich zu plazieren, andererseits aber auch Bedenken hat, Adorno als "puren" Essayisten zu (dis-)qualifizieren, dem bleibt wohl nichts anderes übrig, als ein weiteres herausragendes Beispiel des "wissenschaftlichen Essays" zu nennen; es ist nicht zuletzt ihr "moralischer" Geist, der es erschwert, die Schriften Adornos in die Standard-Bahnen von Wissenschaft einzuordnen.

Dass es auch einmal eine Differenz "Entweder Deutschtum oder Essay" gab, soll nicht unerwähnt bleiben; Helmut Mörchen zitiert und kommentiert: "Der von Emil Dovifat verfaßte Artikel 'Essay' im 1940 er-

schienenen 'Handbuch der Zeitungswissenschaft' dokumentiert ein weit verbreitetes Mißtrauen gegen die europäische Literaturform 'Essay': 'Weder die geistreich geprägte, aber skeptische Grundhaltung des französischen E(ssay)s noch die lehrhaft anregende Art des englischen ist den deutschen Schöpfungen eigen, die als E(ssay)s bezeichnet werden. Der Deutsche geht den Dingen zu gründlich und vor allem auch zu systematisch zu Leibe, als dass ihn das Unvollendete des E(ssay)s verlocken könnte.' Im Schlusspassus des Handbuchartikels wird Doviſat noch deutlicher: die 'Neuausrichtung des deutschen Schrifttums nach der Machtübernahme' habe offen gelegt, dass dem 'von entschiedenem Kampfwillen, in fester Gesinnungsbindung geschlossen geführten nat.-soz. Schrifttums (...) die letztlich doch skeptische und kampfferne Haltung' des Essays fremd bleiben müsse." (Mörchen 1976, 244)

Von Anfang an wird mit "Essay" ein Diskurs entworfen, bei dem zwar nicht gänzlich darauf verzichtet wird, dass der Essay geneigte (wenn auch keineswegs viele) Leser finden möge, aber vorrangig wird fast überall betont, der Essay sei eine Form der Selbstbeschreibung seines Autors: "So bin ich selber, Leser, der einzige Inhalt meines Buches; es ist nicht billig, dass Du deine Musse auf einen so eitlen und geringfügigen Gegenstand verwendest." (Montaigne: Die Essais. Vorrede "An den Leser") Gustav Ren, Hocke bezeichnet den Essay in einer kurzen Bemerkung als "intellektuelle Selbstbiographie" (1938, 18; vgl. auch das Motto, den Hinweis von Starobinski). Außerhalb von "strenger" Wissenschaft wird der Essay meist hoch gelobt und nur selten polemisch verdammt (vgl. Goltschnigg 1987, 110). In ein breites Sprachbewusstsein ist der Name "Essay" in Deutschland wohl erst durch Herman Grimm gekommen (vgl. Rohner 1966), auch wenn die "Sache" spätestens bei Friedrich Schlegel ins Zentrum der Überlegungen rückt; Friedrich Schlegel gebraucht indes vorrangig die Bezeichnung "Fragment" und nur selten "Essay".

Was wird hier unter "Essay" verstanden? Kaum eine andere Art von Text lässt sich so schwer charakterisieren. (Bibliographien bei Berger 1964, Rohner 1966, Bachmann 1969, Weissenberger 1965; Übersicht über englischsprachige und romanische Literatur bei Good 1988) Die historische Entwicklung des Essay liefert wenig klare Abgrenzungsmöglichkeiten. (Vgl. etwa Hocke 1938, Schon 1954, Berger 1964, Haas 1966 und 1975, Christadler 1968, Bachmann 1969, Künzel 1969) Unklar ist die konkrete Abgrenzung von Gattungen und Formen wie zum Beispiel Abhandlung,

Apercu, Aphorismus, Darstellung, Dekret, Feuilleton, Fragment, Kommentar, Kritik, Programm, Skizze, Traktat etc. (vgl. dazu Exner 1962; Haas 1975). Gerade die Versuche zu einer strengen Gattungsdefinition erscheinen äußerst problematisch, sei es nun in der Zurechnung zum journalistischen Text (Samuel 1975) oder zum literarischen Text. Zweifellos steht der Essay "irgendwie" im Spannungsfeld von Kunst und Literatur (vgl. Just 1960; Schuhmacher 1964), aber einige Autoren schlagen den Essay zu umstandslos der Kunst zu (etwa Rohner 1966, Bachmann 1969, Frye 1973, Weissenberger 1985 und 1987). Man spricht vom Essay als "vierter (literarischer) Gattung." (Hennecke 1958, Ruttkowski 1968, Sengle 1969, Hahn 1975; Strelka 1989) Potgieter bestimmt den Essay als "spezifische, d. h. eigenständige Form des literarischen Kunstwerks", als "literarische Kunst eigener Art" (1987, 195 bzw. 199). Weissenberger rechnet den Essay zur "nicht-fiktionalen Kunstprosa", und die Beispiele, die er gibt - etwa von Wolfgang Hildesheimers "Vergeblichen Aufzeichnungen" (1963) bis hin zu Rolf Dieter Brinkmanns "Rom, Blicke" (1979) - lassen zwar auch im vorliegenden Zusammenhang daran erinnern, dass alle bedeutenden Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts "irgendwie" stark essayistisch ist (vgl. Haas 1966), aber Differenzqualitäten wären mit derartigen vagen Hinweisen auf Trends kaum zu gewinnen. Friedrich Schlegel monierte bereits mit Bezug auf den englischsprachigen Raum: "So wie jedes Buch dieser Insel ein Essay, so werde da auch jeder Schriftsteller (...) zum Klassiker." (Gespräch über Poesie; in: Kritische Schriften; vgl. dazu auch Haas 1975, 17) Wenig plausibel sind auch Bestimmungsversuche, den Essay als Konfundierung und artistische Überhöhung von Kunst und Wissenschaft zu begreifen: "a kind of hybrid of art and science." (Good 1988, 14) Und im vorliegenden Zusammenhang geradezu unbrauchbar erscheinen schließlich jene Versuche, den Essay dadurch zu definieren, dass jede Definitionsmöglichkeit im Zuge solcher Versuche bestritten wird: "(...) wer genau sagen könnte, was das ist, ein Essay, der würde kaum noch einen schreiben. Gerade diese selbstbewusste Unsicherheit, eine Neugierde immer auch auf sich selbst, das hält ihn in Gang." (Baumgart 1987) Good schreibt: "The essay exists outside any organisation of knowledge, whether medieval oder modern." (1988, 4) Und bei Bachmann ist zu lesen: "Der Essay, das wurde oft genug betont, schafft weniger Erkenntnis - das überlässt er der Fachwissenschaft - als Wahrheit unmittelbar: dies hat er mit dem Kunstwerk gemein." (1969, 12) "Inkommensurabilität" wird nun also zur Haupteigenschaft des Essay erklärt.

Gegenüber den genannten Ansätzen hat es Vorteile, die "grenzgängerischen Qualitäten" (Stanitzek 1992 a) des Essay zu betonen, was weder Konfundierung noch Überhöhung bedeutet; - "grenzgängerisch" in Bezug auf die Handlungssysteme "Kunst" bzw. "Wissenschaft". Solange damit Unterscheidungsmöglichkeiten verbunden sind, hätte es durchaus auch Sinn, den Essay nicht als Form, sondern als "Stil", als "Denkstil" zu bestimmen: "Der Essay ist keine Form, sondern vor allem ein Stil. (...) Da aber der Essay keine Form ist, kann sich der Geist der Essayistik selbst außerhalb der Gattung durchsetzen." (Michael Hamburger 1965, 291; zumindest als "Form" sei der Essay "veraltet".) - Der Essay lässt sich also bestimmen als halluzinatorischer Stil im Sinne von Sonder-Beobachtung, bis hin zum "Essayismus als Lebensstil", wie dies etwa anlässlich der Arbeiten von Musil vielfach betont worden ist. Schon die "Essais" von Montaigne lassen sich wesentlich dadurch charakterisieren, dass Individualität (im Unterschied etwa zu vorgegebenen theologischen Weltbildern) zunehmend als zentrale Erkenntnismöglichkeit herausgearbeitet wird und dass die (wie wir sie nennen) "halluzinatorischen" Momente der essayistischen Hervorbringung reflektiert werden: "Ich vermag meinen Gegenstand nicht festzuhalten, undeutlich und taumelnd, in einer Art naturegebenen Trunkenheit, bewegt er sich vor mir her. Ich fasse ihn dabei, wie er gerade ist, und zwar in dem Augenblick, in dem er mich interessiert. Ich zeichne nicht das sein. Ich zeichne den Übergang." (Montaigne) Friedrich Schlegel schreibt dem "Fragment" und der "Kritik" Eigenschaften des Essay zu (etwa in dem Aufsatz: "Lessing. Vom Wesen der Kritik"): "Ideenreichtum", "kombinierender Geist", "das Kombinatorische", (nicht denkbar ohne "Universalität"), "Sprünge", "überraschende Wendungen".

Die "theoretischen" Schriften über den Essay (meist selbst Essays) nennen Qualitäten wie Probe, Versuch, Entwurf, Experiment, Spiel, Tasten, Vorläufigkeit, Unfertigkeit, Schwebezustand, Unsicherheit, (Selbst-)Ironie, Freiheit(en), Perspektivität, Teilantworten - bis hin zu Paradoxien, Widersprüchen, Unstimmigkeiten und Zufälligkeiten: "Ich kenne in der Tat nur Teilantworten oder Antworten, die nur zum Teil befriedigen. Aber gerade in diesem Mangel, der ungeachtet allen Bemühens, ihn zu beheben, bestehen bleibt, erkenne ich die Notwendigkeit, dass einer einmal nicht in fertiger Überzeugung der Sache spricht, sondern aus der unverhohlenen Hilflosigkeit heraus, in der wir uns trotz aller Phrasen ihr

gegenüber befinden (...)" (Robert Musil zu Anfang des Essays: "Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit").

Es scheint kaum eine thematische Festlegung des Essays zu geben; alle Themen zwischen Geburt und Tod, zwischen Liebe und Hass, aber auch zwischen Kosmos und Banalität scheinen denkbar: "Beim echten Essay ist es gleichgültig, ob sein Titel auf ein literarisches Thema deutet oder nicht, ob auf den Ursprung des Trauerspiels oder den Ursprung des Schweinebratens." (Hamburger 1965, 291) Aber dies hat stets in brisanter Steigerung zu geschehen, und somit wäre eine der möglichen "Regeln" genannt: Scheinbar Banales, Triviales, Selbstverständliches markiert allenfalls die Startsituation einer mehr oder weniger kühnen Halluzinatorik. Selbstverständlich spielen auch Gefühle eine starke Rolle, wenn sie auch nur selten so stark in den "negativen" Bereich verfolgt werden wie bei Karl Heinz Bohrer; bei ihm geht es ja nicht nur um den üblichen Witz oder die Satire, den Spott, den Hohn, die Ironie (wie vor allem bei Lukàcs 1910); Bense (1952) nennt etwa noch "Zynik", "Nivellieren" und "Kariikieren"); Bohrer plädiert nicht nur für das "Böse", sondern auch für den "Hass" (und dies eher ohne Selbstironie): "Aus der Waghalsigkeit, dem Vorstoß des Essays, diesem Versuch und dieser Selbstentblößung, wurde kulturgehorsame Betrachtung, das schöne Deutsch ohne strategische Absicht und eine harmonische Rhetorik, die sich bloß selbst ausstellt, aber nichts mehr erkennt. (...) Wieso Haß? Wir sprechen vom Haß nicht als Zustand, sondern als ein Mittel, als konstruktiver Destruktion, vom Haß aus häretischer Vorstellungskraft, die beim besten Willen nicht übereinstimmen kann. Wir sprechen vom Haß als polemischem Schmerz. Jetzt, nicht morgen. Wir müssen an dieser Stelle anhalten, den Vorschlag zum Haß erläutern und sagen: auch der Haß ist etwas längst Erprobtes, ein Mittel künstlerischer und gedanklicher Konzentration seit langer Zeit. (...) Es wäre an einer unromantischen Rückgewinnung von Baudelaires 'Fleurs du Mal' zu arbeiten, an Carl Sternheims Ausfällen gegen das literarische Juste Milieu und an einer Neufassung von Walter Benjamins 'Destruktivem Charakter'." (Bohrer 1978, 293f.)

Ob man diesen Überlegungen nun im vollen Umfang folgt oder nicht, man bliebe jedenfalls gewissermaßen "unvollständig", wollte man den Essay herausnehmen aus der Situation von Militanz, von Tribunal, aus dem "Prozeß des Richtens" (Lukàcs 1972), aus der Situation von "Zerstörungsmetaphern", von "(progressiver) Destruktion". Jedenfalls der Essay



fördert kein pazifistisches Versprechen, über heiligere Mittel als die "Gegenseite" zu verfügen; es handelt sich, mehr als nur gelegentlich, durchaus um "Ausfälle"; dies ist zu ergänzen, wenn man auf die Ethik des Essays abhebt. (Bense 1952; Potgieter 1987, 200)

Den Essay von "Halluzinatorik" und vor allem von "endlos autobiographischer Tätigkeit der Wahrnehmung" zu trennen, hieße ihn aus dem Zusammenhang zu lösen, aus dem er gegenwärtig hervorzubringen wäre. Selbst Lukàcs, der Skepsis gegenüber "Erfindung" (gegenüber "Halluzinatorik") anmeldet - "(...) der Essay spricht immer von etwas bereits Geformten, oder bestenfalls von etwas schon einmal Dagewesenen (...)" (zitiert nach 1972, 38) Ä, spricht von "Vision" und vom Essayisten als dem "reinen Typus des Vorläufers" (ebd. 45). Ob nun in den Arbeiten über den Essay die Momente der gesteigert erlebten Individualität hervorgehoben oder sogar bestritten werden (wie etwa in Pascals Kritik an Montaignes "törichtem Plan der Selbstdarstellung"; vgl. Starobinski 1989, 62), beim Essay gibt es eine ungewöhnlich starke Konvention, das Angebot auf eine intellektuelle Leistung des Autors zu beziehen. Fritz Martini schreibt, dass die "Logik" des Essays "(...) nicht in der Deduktion, sondern in der Intuition und in der Existenz des Autors wurzelt." (1958, 408) In einer Essay-Edition von Leslie Fidler liest man im Vorwort, "exploring the self", sei die wesentliche Funktion des Essays. (1969, VII) Selbst Annemarie Auers Versuch, einer "formale(n) Entwicklung einer sozialistisch-realistischen Essayistik" (1974, 11) zu skizzieren, wünscht sich "sehnlich eine reiche 'autobiographische Meditationspoesie' als empirische Grundlage für theoretische Erwägungen" innerhalb einer "Forschung zu Fragen der Persönlichkeitsbildung" (ebd., 192). Bohrer kritisiert die Essaytheorien von Lukàcs, Bense und Adorno als "kulturkonservative Ausformungen": "Allen drei Interpreten und Emphatikern des Essay ist gemeinsam, dass sie im Essayisten vornehmlich den Deuter von Kunst und Literatur sehen. Hier hat das Misstrauen anzusetzen über die Möglichkeit des Essays als erkenntnisspezifische Prosa. Wenn er so sehr rückgekoppelt ist an schon sprachlich Artikuliertes, dann müsste er eine rückwärtsgewandte, traditionalistische Form intellektueller Perzeption sein." (1981, 19)

Man wäre geneigt, dem ohne Zögern zu folgen, setzte Bohrer nicht eine Vergleichbarkeit von Primär- und Sekundärtext implizit voraus, so als könne Kunst und Literatur weitgehend für sich selbst stehen und sprechen,

so als müssten sie nicht ihrerseits in der Rezeption erst "halluzinatorisch" hervorgebracht werden. Daher erscheinen zumindest Benses Vorschläge unter der Perspektive von halluzinatorischer Sonder-Beobachtung nach wie vor bedeutsam; Bense nennt den Essayisten nicht nur einen "Kombinatoriker", sondern auch einen "Erzeuger"; Bense betont die "Einbildungskraft" des Essayisten, er verschmähe nicht die "surrealen oder utopischen Montagen": "Der Essay ist also keine Abhandlung. Essayistisch schreibt, wer experimentierend verfasst, wer seinen Gegenstand nicht nur hin und her wendet, sondern diesen Gegenstand während des Schreibens, während der Bildung und während der Mitteilung seiner Gedanken findet oder erfindet, befragt, betastet, prüft, durchreflektiert und zeigt, was unter den ästhetischen und ethischen manuellen und intellektuellen Bedingungen des Autors überhaupt sichtbar werden kann." (1972, 52) Der Essay "(...) hat formal das Recht, sich aller Mittel der rationalen und emotionalen Konstruktion wie auch der rationalen und existentiellen Mitteilung zu bedienen, der Reflexion, der Meditation, der Deduktion, der Deskription; er darf sich der Metapher wie auch der abstrakten Zeichen, des Zweifels und des Beweises, der Destruktion und der Provokation bedienen, er darf die Thesen zuspitzen wie auf einem Plakat oder in einer Theorie; er darf sie sogar verhüllen, wenn auf diese Weise ein höherer Grad konkreter Affizierung erreicht werden kann; perspektivische Optik und montierende Mechanik sind das technologische Rüstzeug dieser allgemeinsten Kunst des Experiments." (1972, 53f.)

Am Schluss dieser kurzen Überlegungen zur Geschichte des Essays und vor allem der Essay-Theorie sei die Ratlosigkeit anlässlich von Adornos brilliantem Essay "Der Essay als Form" (1958) eingestanden. Wie vermutlich nur wenige andere Texte deutscher Sprache lässt sich dieser Text so hervorbringen, als stimme er wie kaum ein anderer Text allen Zitat-Suchern vehement zu, widerspreche aber auch mindestens ebenso vehement allen Positionen, die Adorno ins Einverständnis zu zerren suchen; mit anderen Worten: Es ist ein Text, der unübertrefflich in Übereinstimmung mit seinem Autor zu sein scheint; ein klassischer Fall von Selbstreferenz, die zwar ein starkes, aber gleichermaßen vages Gefühl ihrer Leser ermöglicht, nur noch einen gewissermaßen auratischen Nutzen hat: Wir fühlen uns hypnotisiert.

Der Essayist kann das Methoden-Wirrwarr begrüßen: Kreativ kann man in einer Disziplin gerade auch dort werden, wo es nicht nur strikt standar-

disierte und bewährte Methoden gibt, wo eine Methodenkrise ständig gegeben ist, wo geradezu unklar bleibt, was die gängigen Regeln vorschreiben bzw. welche Verstöße gegen sie tatsächlich unerlaubt sind. Individuelle, eigenwillige und zunächst schwer konsensfähige Textinterpretationen sind unentbehrlich, sofern es überhaupt Interpretation geben soll, sofern halluzinatorische Sonder-Beobachtung überhaupt zugelassen und erwünscht ist. Auf die Eigenwilligkeit, auf die Kreativität des Interpreten, auf seine unterschiedliche Beobachtung kann nicht verzichtet werden, wenn Interpretation überhaupt zum Vorschein kommen soll. Doch nicht in allen Teilen ist der Wissenschaftsanspruch von Interpretation zweifelhaft: Siegfried J. Schmidt, der seinerseits Interpretation nicht mehr als wissenschaftliches Verfahren verstehen will (vgl. Schmidt 1980-1982 bzw. Neuauflage Frankfurt/M. 1991, 370f.), hält "Textanalyse, Editions- und Überlieferungsgeschichte, Erzähl- und Stilanalyse u. ä." für wissenschaftlich machbar, sofern empirische Operationalisierbarkeit gewährleistet ist. (vgl. Schmidt 1985, 128)

"Auch für die Wissenschaft besteht keine Notwendigkeit. Nicht nur hat sich die Evolution des Menschen ohne ihre Hilfe vollzogen, Menschen lebten viele Jahrhunderttausende ohne eine Spur von Wissenschaft. Und es ist nicht ausgeschlossen, dass die Wissenschaft eines Tages aufhören wird, ohne dass die Menschheit ausstirbt. Zahlreiche Gründe dafür sind denkbar, wie z.B. auch der, dass sie als gefährlich empfunden und verboten wird, oder einfach, dass das Interesse an wissenschaftlichen Problemen aufhört." (Wolfgang Stegmüller 1986, 201)

#### **4.2 Konstruktivistische Sicht von Wissenschaft und empirischer Literaturwissenschaft**

In konstruktivistischer Sicht unterscheidet sich Wissenschaft nicht durch eine bessere oder höhere Realitätsadäquatheit oder Objektivität von den Alltags-Erfahrungen und von den alltäglichen Kunst-Erfahrungen, sondern vor allem durch methodische Unterschiede in der Konstruktion von

Wirklichkeit. In einem konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis wird also versucht, jedes ontologisierende Wissenschaftsverständnis zurückzulassen; auch in der Wissenschaft geht es jetzt nicht mehr um eine Übereinstimmung von Wissen und Wirklichkeit (nicht um diese "Wahrheit"), sondern nur um ein viables wissenschaftliches Wissen (und allenfalls um diese "Wahrheiten", etwa in einem systemintern definierten binären Code von "wahr" und "unwahr"). Wissenschaft erklärt keine subjektunabhängig vorgegebenen "Objekte" bzw. "Gegenstände", sondern sie bringt ihre eigenen Objekte, ihre eigenen Gegenstände hervor, indem sie explizite und für andere Beobachter nachvollziehbare Mechanismen vorschlägt, die das jeweils zu erklärende Phänomen mittels wissenschaftlicher Methoden erzeugen können. (Eine umfassende Darstellung, wie sich Wissenschaft aus konstruktivistischer Sicht darstellen könnte, gibt Luhmann 1990; und wer in der Literaturwissenschaft an Luhmann anschließt, müsste auch zeigen, sofern Interpretation als "wissenschaftliches" Verfahren gelten soll, wie dabei die Grundoperation "wahr/falsch" ausgeführt werden soll.)

Wissenschaftliche Praxis ist im Unterschied zur alltäglichen Praxis zu-  
meist daran zu erkennen, dass Wissenschaft ihre Theorien und Methoden strikter konzipiert, expliziter formuliert und nach den Regeln einer formalen Logik auch stärker überprüfbar macht. Kriterien wie z.B. Nachvollziehbarkeit, Nachprüfbarkeit des methodischen Vorgehens, vor allen aber auch Lehr- und Lernbarkeit des Verfahrens (etwa im Unterschied zu einer kaum lehrbaren und lernbaren "Kunst der Interpretation"), quasi "handwerkliche" Eigenschaften tragen jetzt hauptsächlich zur Charakterisierung von Wissenschaft bei (trotz aller notwendigen kreativen "Fabrikation von Erkenntnis"; Knorr-Cetina 1984). "Wenn es so ist, dass es eine subjektunabhängige Realität gibt und die Behauptung aufgestellt wird, dass sie erkennbar sei, dann muss Verifikation prinzipiell möglich sein. Nimmt man jedoch an, dass diese Realität prinzipiell nicht in verifizierten Theorien abgebildet werden kann, dann kann sie kein Gegenstand der Wissenschaftstheorie bzw. der Wissenschaft allgemein sein. Was dann bleibt, ist die Untersuchung dessen, was in Theorien abgebildet werden kann. Das Kriterium für eine Theorie kann dann auch nicht länger eine ja nicht überprüfbare Korrespondenz in einer beobachterunabhängigen Realität sein (...)." (Hejl 1982, 228) "Wissenschaftlich" ist so gesehen allein die Methode, nicht irgendwelche Übereinstimmung zwischen Wissen und "tatsächlichen" Verhältnissen. Wissenschaft erzielt kein höheres oder

besseres Wissen, sondern nur anderes Wissen als das Alltagswissen. Daher lässt sich natürlich auch ein einfacher, genereller Alltags-Nutzen von Wissenschaft bezweifeln bzw. eine entsprechende umstandslose Forderung kritisieren; was nicht ausschließt, dass - anders als bei der Interpretation - eine Prognose- und Handlungsvalidierung prinzipiell möglich ist. Wissenschaftliche Erklärungen systematisieren, wie man alltäglich operiert, aber selbstverständlich geschieht dies nicht auf der Ebene der alltäglichen Operationen, sondern auf der Ebene einer sinnvoll "erfundenen" Systematik, die jedenfalls nicht in direktem Bezug zur übrigen, vorherrschenden "Lebenspraxis" steht.<sup>3</sup> Und weiter folgt daraus, dass Literaturwissenschaft - jedenfalls "systemtheoretisch" gesehen - ihre Probleme gleichsam nur selbst, nur intern lösen kann, und nicht, wie es schon "Tradition" geworden ist, durch Absicherung im Alltags-, Erziehungs-, Bildungs-, und Sozial-Bereich.

Nicht nur die Lektüre von Literatur oder die Interpretation gelten hier als "subjektabhängig", sondern selbst noch die Methodik vergleichsweise strengerer, zum Beispiel empirischer Verfahren ergibt sich lediglich aus einem "operationalen (Schein-)Konsens" der eben in dieser Methodik ähnlich verfahrenen Diskursteilnehmer. In einem konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis gelten Wissenschaft (als Idee und Organisation) und wissenschaftliche "Erkenntnisse" grundsätzlich als Resultate subjektabhängiger Standard-Beobachtung: "Da (...) nur jene Aussagen, die wir als Beobachter mit Hilfe der wissenschaftlichen Methode erzeugen, wissenschaftliche Aussagen sind, entgeht uns gewöhnlich, dass Wissenschaft notwendiger Weise ein Bereich sozial akzeptierter operationaler Aussagen ist, der durch ein Verfahren validiert ist, welches denjenigen Standard-Beobachter definiert, der eben die für die Erzeugung dieser Aussagen notwendigen Operationen ausführen kann." (Maturana 1982, 237; zu Maturanas Auffassung von Wissenschaft vgl. jetzt auch Maturana 1991) Wissenschaft entschlüsselt keine realen Phänomene, sondern schlägt behelfsmäßige, nach verhältnismäßig strengen Regeln gewonnene Erklärungen vor, die zwar einige Zeit praktikabel bleiben, die aber stets auch wieder zur Disposition gestellt werden können.

Wissenschaft bleibt grundsätzlich subjektabhängig; damit ist die grundsätzliche Subjektabhängigkeit des Standard-Beobachters gemeint, der in einem Bereich sozial und (vorerst) als sinnvoll akzeptierter Verfahrensweisen operiert, die als "wissenschaftlich" gelten. Der Erfolg von

Wissenschaft hängt gerade damit zusammen, dass sie subjektabhängig ist, also im Horizont menschlicher Erfahrungs-Konstruktion verbleibt. (Vgl. Maturana 1982, 237) Maturana konstatiert, dass Wissenschaft nicht Realität, sondern die Lebenspraxis ("praxis of living") von Wirklichkeits-Konstruktionen erklärt. Dazu bemerkt Gerhard Grössing: "Wenn Wahrnehmung die 'Lebenspraxis eines Beobachters' widerspiegelt und wenn Wissenschaft als kognitiver Prozeß betrachtet wird, so ist klar, dass in die Wissenschaftspraxis Emotion und Irrationalität im Prinzip ebenso einfließen wie im 'gewöhnlichen' Wahrnehmungsvorgang. Außerdem bewirkt eine Dialektik von Interesse an einer speziellen Fragestellung und/oder Lösungsmethode einerseits und emotionaler Bewertung derselben andererseits, dass die individuelle Geschichte (eben die langjährige 'Lebenspraxis') des Wissenschaftlers/ der Wissenschaftlerin einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Faches selbst haben kann." (1987, 16) Hier ergeben sich nun auch brauchbare Erklärungsmöglichkeiten für die ja auch in den Naturwissenschaften unvermeidlich zu beobachtende Emotionalisierung der Beweismittel, der Methoden, der "Sachverhalte"; die "Heftigkeit", mit der gelegentlich gestritten wird, betrifft ja kaum die "Sache", sondern eher das Eigeninteresse des Wissenschaftlers; Beispiele wären das Gutachterverhalten in Umweltdiskussionen - oder in der Geschichtsschreibung die Diskussion über Deutschlands Rolle im Ersten und Zweiten Weltkrieg. In der Literaturwissenschaft betrifft die Emotionalisierung der Beweismittel die Wissenschaftsfrage selbst. (Zum Problem "Wissenschaft und Emotion" vgl. etwa Maturana 1991) Lässt aber diese Subjektabhängigkeit auch der wissenschaftlichen Standard-Beobachtung die Unterschiede gegenüber einer essayistischen Sonder-Beobachtung nicht verhältnismäßig gering erscheinen? Sind Individualität, Eigenwilligkeit, Kreativität und Sonder-Beobachtung nicht auch Indizien von Naturwissenschaft, wie etwa Knorr-Cetina (1984), wenn auch mit anderem Vokabular, gezeigt hat? Indessen muss Wissenschaft gerade auch über ihren Routinebetrieb verstanden werden, nicht nur über Sensationen, radikale Ablösungen und Paradigmenwechsel. Ein entscheidendes Kriterium von Wissenschaft bleibt durchgängig ihre vielleicht nicht allzu weitreichende, gleichwohl unübertroffene methodische Strenge, mindestens hinsichtlich solcher Grundverpflichtungen wie etwa Empirizität. Keine "kreative" Neuerung negiert solche Verpflichtungen, im Gegenteil: Der Anspruch, Ihnen näher zu kommen, wird eher stärker.

Wissenschaft "lebt" nicht in gleicher Weise von exponierter Individualität wie der Essay (und die Interpretation). Dass (Natur-)Wissenschaft mit gewaltigem Aufwand "interpretiert", dass Gelegenheits-Vernunft und Gelegenheits-Willkür üblich sind, soll freilich nicht bestritten werden, gleichwohl besteht kein Anlass, die Differenz von Standard- und Sonderbeobachtung zu kassieren. "Standards" sind z.B. lehr- und lernbar. Niemand erklärt, so aufschlussreich das auch sein mag, den Prozess der Wissenschaft allein oder fast ausschließlich durch die Beschreibung des Verhaltens der erfolgreichsten Spekulanten oder der schlimmsten Bankrotteure.

Im Unterschied etwa zu phänomenologischen Ansätzen wird im konstruktivistischen Wissenschafts-Konzept nicht mehr damit gerechnet, dass die notwendige Standortgebundenheit von Erfahrung durch "Reflexion" zu überwinden sei, z.B. insofern, als durch Reflexion ein gleichsam "unbeteiligter Zuschauer" hergestellt wird. Unabhängig von Beobachtern gibt es kein methodisches Verfahren; eine "gleiche" Methodik existiert nicht; von einem konstruktivistischen Standpunkt aus gesehen ist zwar weitgehende Ähnlichkeit der Verfahrensweisen und Ansichten möglich, aber streng genommen keine "Intersubjektivität"; die Teilnehmer am wissenschaftlichen Diskurs können nicht die "gleiche" Methode anwenden, sondern sie können lediglich weitgehend Vergleichbares tun. Aus konstruktivistischer Sicht sind Kriterien wie "Konsens" und "Intersubjektivität" außerordentlich skeptisch zu beurteilen, widerspricht doch ihre Möglichkeit der Grundannahme der Geschlossenheit. Und wie auch sollte man feststellen, ob "Konsens" und "Intersubjektivität" vorliegen, ohne in einen unendlichen Regress zu geraten: Konsens über Konsens über Konsens usw.?

Bei einer Darstellung der konstruktivistischen Auffassungen von Wissenschaft kehrt die Frage wieder, die bereits in anderen Zusammenhängen mehrfach auftauchte: Die Frage nach dem Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen - hier also die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaftler und Wissenschaftssystem. Im Anschluss an Maturana und abweichend von den Verdikten Luhmanns (etwa Luhmann 1990, 567) verstehen Krohn und Küppers Wissenschaftler als "Basiselemente des Wissenschaftssystems" (1989, 31). Zumindest für die hier relevante Fragestellung nach der Wissenschaftlichkeit von Interpretation ist es möglich, die wichtige Unterscheidung zwischen Standard- und Sonder-

Beobachtung zu konzipieren, ohne gleichzeitig auf einzelne Individuen rekurrieren zu müssen.

Wissenschaft wird auch dann, wenn sie "empirisch" verfährt, nicht durch irgendwelche Tatsachen validiert; nicht die erhobenen Daten validieren die Überlegungen, sondern die Art der Erhebung. Auch "harte" Wissenschaft hat also mit sozialen Vereinbarungen zu tun, mit Vereinbarungen, die in der Scientific Community als nützlich akzeptiert werden, und mit einem Verfahren, das in der Reflexion auf die Mechanismen seiner "Phänomenerzeugung", das in der Reflexion auf die Methode seiner Hervorbringung als valide akzeptiert wird. Ein Phänomen "wissenschaftlich" erklären bedeutet nunmehr, einen Mechanismus, ein Rezept vorschlagen, mit Hilfe dessen auch andere Standard-Beobachter dieses Phänomen generieren können. Dabei handelt es sich nicht um die Wiederholung eines ursprünglich phänomenerzeugenden Mechanismus, sondern um eine Simulation, um einen Stellvertreter, zu dessen nicht-korrespondierenden Qualitäten es gerade gehört, dass eben damit ein neuer, zweiter Mechanismus, dass ein neues Rezept formuliert, konstruiert und präsentiert wird, zu dessen Eigenschaften es gehört, dass andere Beobachter jetzt erstmalig ein vergleichbares Phänomen ihrerseits erzeugen können.<sup>4</sup> Innerhalb dieser Voraussetzungen sind die Regeln eher strikt und ihre Handhabung ist eher "konservativ"; mit anderen Worten: Man ist auch hier denkbar weit entfernt von einem postmodernen "anything goes".

Die "Überlegenheit" empirischer Verfahren (etwa gegenüber hermeneutischen Verfahren) besteht in der größeren methodischen Vergleichbarkeit, nicht in einer anderen oder besseren Form von externer Validität. "Das Konzept empirischer Bestätigung wird durch die Relation zwischen zwei hierarchisch verschiedenen Theorien und nicht durch eine ontologische Relation zwischen Subjekt und Objekt definiert. Empirisch ist nicht das faktum brutum. Stattdessen nennen wir 'empirisch' die Ergebnisse kontrollierter und kontrollierbarer Theorieanwendung in Relation zu einem vernünftigen Konsens innerhalb einer Wissenschaftlergruppe und in Relation zu dem von dieser Gruppe vertretenen Weltbild." (Schmidt 1984, 296; inzwischen wird natürlich auch Schmidt kaum noch von "Konsens" sprechen; korrekturbedürftig ist auch die Darstellung der konstruktivistischen Empirie-Konzepte bei Zima 1991, 365f.) Eine empirische Überprüfung erfolgt also nicht deshalb, weil man sich davon Tat-



sachen und objektive Resultate versprechen könnte, sondern ausschließlich um sich die Vorteile einer verhältnismäßig strengen Methode zu sichern.

Das Konzept einer Empirischen Literaturwissenschaft, das Siegfried J. Schmidt und Mitarbeiter in den letzten Jahren ausgearbeitet haben, hat wesentliche Voraussetzungen dafür geschaffen, um hier eine Trennung in komplementäre Bereiche - Wissenschaft und Essay - vorzunehmen. Schmidts Auffassung von Wissenschaft und Empirie ist gerade nicht szientistisch oder positivistisch; die "wahren" Verhältnisse der Literatur ermittelt natürlich auch die empirisch verfahrenende Literaturwissenschaft nicht. Was für sie spricht, ist vor allem dies: Die verhältnismäßig starke Einheitlichkeit und Überprüfbarkeit im methodischen Verfahren (weniger "eigenwillig" als die hermeneutisch verfahrenende Wissenschaft). Hier kann dann auch - obwohl dies nicht eine Grundvoraussetzung von Wissenschaft sein muss - getrennt werden zwischen "Daten" und "Hintergrundwissen", was im Fall der Interpretation nicht durchgängig möglich ist. (Vgl. Stegmüller 1986, 58) Siegfried J. Schmidt begründet sein Abweichen von der üblichen interpretierenden Literaturwissenschaft damit, dass eine Analyse literarischer Interpretationen dort eine "Fülle von Aussagetypen" deutlich mache, die "(...) leider meist ohne Abgrenzung und zum Teil in einem Satz gemischt" vorkomme "und deren Lektüre" erschwere. (1980-1982; zitiert nach der Neuauflage 1991, 350) Es sind also die Vielfalt und die Vermischung verschiedenster Aussageformen, die nicht unter einem, auch nur ansatzweise klaren Interpretationsbegriff subsumiert werden können, die bei Schmidt etwa zu dem Vorschlag führten: "Statt dessen wird möglichst exakt zu differenzieren sein zwischen den verschiedenen Beschreibungs- und Erklärungsaufgaben, die sich einer Theorie-literarischen-kommunikativen-Handelns angesichts theoretischer literarischer Texte stellen" (ebd. 372). Dass im Fall der Interpretation die hermeneutischen Verfahren in empirische Verfahren überführt werden könnten, behaupten auch Wolff und Groeben (1981) nicht, trotz ihrer optimistischen Sicht, dass ein solcher Methodenwechsel weitgehend möglich sei.

Wenn Wissenschaftlichkeit in weitreichender Vergleichbarkeit des methodischen Verfahrens bestehen soll, dann können die anderen in der literaturwissenschaftlichen Diskussion nicht länger ignoriert werden, und genau diese Öffnung hin auf das Handeln der anderen unternimmt die

empirische Literaturwissenschaft. In jedem Fall sieht empirisches Arbeiten eine Korrektur der eigenen Konzeption durch die Konzeptionen der anderen vor; das aber ist in der herkömmlichen Geisteswissenschaft nicht in gleich starker Weise der Fall. Einigermäßen grundlos fordern wir von den anderen eine Art der Literaturrezeption, die so gut wie nie die ihre ist; weil auch die "Experten" nicht über die wirkliche Wirklichkeit verfügen, ist aber auch den anderen weder etwas Realitätsadäquates, noch Inadäquates nachzusagen. Unter Umständen muss man sich eingestehen, dass etwa eine feinere Unterscheidung zwischen "Fiktion" und "Nicht-Fiktion", zwischen "Satire" und "Nicht-Satire", zwischen "Eskapismus" und "subversiver utopischer Antizipation" ein Spiel für Intellektuelle, nicht aber für die anderen ist. Bei der Entdeckung der anderen hätten Literaturwissenschaftler also einerseits den Ansichten und den Geschmäckern der Leser zu folgen - in einer bisher nicht bekannten, durchaus unbehaglichen Weise. Die anderen sind weder als unser Ebenbild zu vereinnahmen, noch können wir sie als Exoten von uns distanzieren. War es schmeichelhaft, als George A. Kelly (1955) den anderen in der Psychologie verstärkt wahrnehmen wollte, war es arrogant, als er den anderen als "naiven Wissenschaftler" konzipierte?<sup>5</sup> Streng genommen dürfte jemand, der als Wissenschaftler zu handeln versucht, nur dann von "dem Text" oder von "dem Leser" sprechen, wenn er einigermaßen sicher gehen kann, dass die eigenen Aussagen über "den Text" oder "den Leser" weitgehend ähnlich sind (mindestens innerhalb des Expertenkreises, der eigenen Scientific Community). - Der Versuch dürfte an hartnäckigen Sprachkonventionen scheitern, gleichwohl wäre es von Vorteil, das Wort "empirisch" gegen ein anderes, weniger missverständliches auszutauschen: Eine nicht-positivistische, nicht-szientistische "empirische" Literaturwissenschaft hat nämlich wenig zu tun mit den häufig anzutreffenden, teilweise ebenso lächerlichen, wie brutalen Methoden empirisch-psychologischer Rasterfahndung.

Eine Disziplin wird nicht zuletzt in dem Maße Planungskompetenz hinsichtlich des Kulturbetriebs beanspruchen können, in dem sie gerade auch empirisch untermauerte Resultate, die zu einem Wandel in der Praxis auffordern, vorzuweisen hat. Empirisch gestützte Beobachtungen haben eine verhältnismäßig große Überzeugungskraft, wenn es um öffentliche Resonanz, Forschungsmittel, Stellen, Kulturförderung etc. gehen soll. Beinahe schon rückblickend kann man feststellen: es hat den Geisteswissenschaften auch geschadet, dass ihre nicht-empirisch, sondern durch

Forscher-Introspektion und Lektüre von Sekundärliteratur gewonnenen Interpretationsergebnisse scheinbar so leicht auch immer ganz anders ausfallen könnten. Empirisches Arbeiten (hier zunächst allgemein verstanden als systematische, nach expliziten Regeln verfahrenende Untersuchung des Verhaltens mehrerer anderer Personen) wird zwar häufig zur Beschwichtigung kulturkritischer Impulse eingesetzt, aber das muss keineswegs der Fall sein. Doch nicht nur taktische Gründe sprechen für empirisches Arbeiten, sondern empirisches Arbeiten vollzieht das und nimmt das vorweg, was über den individuellen Anstoß hinaus den Ablauf gesellschaftlichen Wandels selbst weiter charakterisiert: Soziales Handeln, Handeln in "kommunikativen" Bereichen (als Arbeits- und Lebensform).

In der Anfangsphase der Etablierung einer empirischen Literaturwissenschaft wurde die Interpretation (bzw. der Essay) deswegen skeptisch beurteilt, weil Texte entstanden seien, deren "Intersubjektivitäts- und Verbindlichkeitsgrad kaum noch zu senken" (Rusch 1987 b, 836) sei. Genau darin ist ja der Vorteil der Interpretation und des Essays zu suchen: Interpretationen ausschließlich nach dem Ausmaß ihrer (ohnehin nirgends zu erzielenden) Intersubjektivität, ihrer Verbindlichkeit, ihres umsetzbaren Handlungswissens beurteilen zu wollen, liefe auf Zensur und Abschaffung zunächst der Interpretationen und schließlich der Literatur hinaus. Der Hinweis - "Das Anfertigen von Interpretationen qualifiziert nur für das Anfertigen von Interpretationen" (Rusch 1987b, 386) - mag richtig sein; aber gerade aus konstruktivistischer Sicht dürfte es kaum eine Fähigkeit geben, die so bedeutsam ist, wie die Fähigkeit zur (Text-) Interpretation. Gerade aufgrund von konstruktivistischen Annahme folgt ja, dass es Literatur überhaupt nur dann gibt und dann weiter geben wird, wenn über sie gesprochen wird (in welcher Weise auch immer): Im Reden und Schreiben über Literatur wird die bereits produzierte Literatur existent gehalten, und neue Literatur wird gleichfalls dadurch ermöglicht.

Niemand käme mit empirisch-wissenschaftlichen untadeligen Argumenten allein aus, vielmehr könnte man umgekehrt behaupten, dass eine bestimmte Art von Tätigkeit, die in Teilen durchaus der Tätigkeit der Textinterpretation und des Essays vergleichbar ist, die Ausgangs- und Endsituation auch jeden empirisch-wissenschaftlichen Arbeitens bildet: Theoriebildung, Hypothesengenerierung oder Dateninterpretation. Ich plädiere indessen nicht dafür, diese Art unvermeidlicher Interpretation sogleich mit essayistischer Textinterpretation gleich zu setzen; die Organisations-

regeln der jeweiligen Interpretationsart differieren: Die Dateninterpretation wird nur sinnvoll als weitgehend gleich bleibende Standardinterpretation, geradezu als Ausschluss essayistisch eigenwilliger Interpretation. Und umgekehrt: Der Interpret, der essayistische halluzinatorische Sonder-Beobachter ist, wie gesagt, nicht der Standard-Beobachter. Der empirisch verfahrenende Wissenschaftler "zitiert" gängige Welt-Interpretationen, aber er bringt keine hervor. "Empirisches Wissen ist Wissen, das wir mit anderen teilen." (Schmidt 1987a, 37) Die empirische Literaturwissenschaft untersucht Interpretationen literarischer Texte, aber sie verfasst keine. Wollte man sich auf empirisch-wissenschaftliches Arbeiten beschränken, käme man notorisch zu spät. Abgesehen davon, dass der Essay durch Wissenschaft nicht zu widerlegen ist, kann der Mangel an empirisch gewonnenen Resultaten nie den Verzicht auf Kritik rechtfertigen: Wenn Steine im Rollen sind, muss man eine Prognose riskieren und durchzusetzen versuchen, welche Ziele sie treffen könnten.

"Man muss noch auf eine letzte Illusion verzichten: der Kritiker kann sich nicht an die Stelle des Lesers setzen." (Roland Barthes 1967, 88)

"Paradoxerweise zieht eine Interpretation umso mehr Schriften nach sich, je übergreifender und maßgebender sie ist." (Jonathan Culler 1988, 100)

#### 4.3 Das Dilemma der Interpretation als "Wissenschaft"

Wofür plädieren und wogegen wenden sich diese Überlegungen im einzelnen? Gibt es in der Literaturwissenschaft überhaupt noch viele Interpretationen anlässlich von Literatur? Selbstverständlich hat sich seit dem Ende der sechziger Jahre einiges verändert: Die im engeren Sinne "werkimmanenten" Interpretationen einzelner Texte sind seltener geworden, aber wohl kaum die Zahl der überhaupt interpretierenden Sekundärtexte; einzelne literarische Texte werden nach wie vor in eigentümlich antiquiert wirkenden Dissertationen interpretiert; die übrigen Darlegungen sind zwar allgemeiner und theoretischer geworden, die un-

mittelbar interpretierenden Bezüge auf einzelne Formulierungen, Sätze und Textpassagen bilden gleichwohl nicht die Ausnahme. Richtet man sich bei der Einschätzung der gegenwärtigen Rolle der Interpretation einmal auch nach dem, was jene Leute machen, die zur Zeit in der Literaturwissenschaft "Rang und Namen" haben, dann dürften freilich die Publikationen, die ausschließlich interpretieren, mittlerweile selten sein. Wogegen man sich also in jedem Fall wenden kann, ist ein bestimmtes Reden über Literatur (und über Wirklichkeit) anlässlich von Texten, ist ein subjektabhängiges Verfügen über Texte und Textteile mit einem Sprachgebrauch und mit Konzepten, innerhalb derer immer noch suggeriert wird (wenn auch nicht ausdrücklich behauptet wird), die Interpreten interpretierten nur das heraus, was in den Texten selbst schon enthalten sei. Der Wissenschaftsanspruch solchen Interpretierens versteht sich offenbar in der Weise "von selbst", dass so gut wie nie entsprechende Vorbehalte expliziert werden. In der Literaturwissenschaft sind apodiktische Interpretationen häufiger als man im Interesse des Fachs vermuten würde; eine Kritik an solchen Interpretationen kann noch immer mit zahlreichen Beispielen rechnen.

So werden bislang in der Literaturwissenschaft Zitate von Primärtexten so eingesetzt, als lese und lege die Interpretation nur das heraus, was "im Text selbst" stehe; die Erläuterungen, die theoretischen Überlegungen des Interpreten scheinen dann den Text zu "illustrieren" - wobei der aktionale Teil dessen, was in einer Textinterpretation zum Vorschein kommt, an den "Text selbst" delegiert bleibt; das Zitat, der Text "zeigt", "belegt", "beweist" etwas; das Zitat, der Text "beschreibt", "informiert", "berichtet" usw. Wenn man aber davon ausgeht, dass Texte keine Bedeutung "besitzen", sondern dass Texten erst Bedeutungen zugeordnet werden durch bestimmte Vorannahmen des jeweiligen Rezipienten, wenn man ganz generell davon ausgeht, dass ohne "Theorie" nichts zu erkennen ist, dann erklären - korrekt verstanden - Textbeschreibungen, Interpretationen nicht den (Ausgangs-) Text, sondern umgekehrt: der (Ausgangs-)Text, das Zitat des Primärtextes "erklärt", illustriert die spezifische Interpretationsabsicht; nicht das, was ein bestimmtes Zitat "zeigt", wird in einer Textbeschreibung formuliert, sondern es wird umgekehrt eine allgemeinere Beobachtung genannt, zu der der spezifische (Ausgangs-)Text passen könnte. Die Auslegung "dient" nicht dem Zitat, sondern umgekehrt: Das Zitat dient den spezifischen, vorab vorhandenen Absichten des Interpreten. Wie sollte auch ein Zitat diesem Druck widerstehen, wenn der

Text grundsätzlich stumm bleibt. Die "Veto-Kraft einer Quelle" (vgl. Koselleck 1989, 206) reichte allenfalls zur Abwehr dümmlichster, absurdester Interpretationen. Bei der Interpretation von Literatur "entschlüsselt" man keine Texte, eher im Gegenteil: Man setzt seinerseits uneindeutige Textangebote für (mindestens teilweise) nicht-konforme Erfahrungen in Umlauf. So gesehen kann man den Interpreten auch nicht vorwerfen, sie würden bei der Darstellung anderer Absichten den "Umweg" über Literatur nehmen; dieser "Umweg" ist der Hauptpfad bei der Interpretation von Literatur. Und falls die "Daten" des Textes einmal doch zu "widersprechen" scheinen, haben die Interpreten dies selten expliziert oder allenfalls als "Ausnahme" verbucht: In der DDR-Literaturgeschichte kann "Werther" mühelos von "Arbeitern"(!) zu Grabe getragen werden (Kollektiv 1974, 107). Ecos Frage - "was im (sic!) Text die Freiheit der Interpretation zugleich reguliert und stimuliert" (1987, 5) - ist schon in der Fragestellung substantialistisch. Interpretationen sind so gut wie überhaupt nicht falsifizierbar. Zahlreiche Interpretationsanalysen haben gezeigt, dass Interpretationen nicht logisch stringent, nicht "intersubjektiv nachvollziehbar", nicht explizit in ihren Voraussetzungen und nicht überprüfbar in ihren Belegen sind (vgl. Groeben 1972, 128ff.; Kindt und Schmidt 1976; Fricke 1977; Stegmüller 1986; von Savigny 1976; anders Göttner 1973). Oder anders formuliert: Wann immer man versucht hat, die (möglicherweise) von Wissenschaft unterschiedene Art der Argumentation des Essays zu charakterisieren (etwa Potgieter 1987, 201 oder Schaefer 1987, 212), hat man indirekt Interpretation genauer beschrieben als in den Texten der expliziten Darstellung ihre Ansprüche. Die nach wie vor sehr aufschlussreiche Arbeit von Glinz (1969) "Methoden zur Objektivierung des Verstehens von Texten betreffend" zeigt vor allem auch dies: Alle "professionellen" Interpreten des Kafka Textes "Kinder auf der Landstraße" bewegen sich (im einzelnen mehr oder weniger stark) schon in der Paraphrase außerhalb eines "konsensuellen" (Glinz spricht von einem "objektiven") "Rahmenverständnisses", außerhalb dessen, was mit linguistisch strengen Methoden nachvollziehbar ist. Über die "Gültigkeit" einer bestimmten Interpretation (zusammen mit anderen möglichen Interpretationen) entscheidet nicht die "Text-Adäquatheit", sondern das Ausmaß, in dem die späteren Leser einer schriftlich fixierten Interpretation die Voraussetzungen teilen, die der Interpret schon vor Beginn seiner Text-Auseinandersetzung über den Text gehabt hat. Man darf sich auch fragen, in wie weit die nicht-zitierende Interpretation von der "materiellen" Abwesenheit des Ausgangstextes zusätzlich profitiert.

Üblicherweise aber verzichtet kaum jemand darauf, zu suggerieren, eine Interpretation sei "wahr" oder zumindest "textadäquat"; mehr als nur dem Anschein nach fungieren Zitate als "Belege", als "Beweise" - so als habe sich "der Text selbst" zum "Gegenstand" gemacht, sich also selbst ontologisiert und sich dabei auch noch selbst in richtiger Weise dem jeweiligen Interpreten vermittelt; paradoxerweise hat gerade der Umstand, dass der Text genau besehen eben kein "Dialog"- oder "Interaktions"-Partner sein kann (der sich notfalls wehren könnte), die Interpretations-Gewalt der Literaturwissenschaft überhaupt erst möglich gemacht. (Vgl. Grimming 1973, 21) "Die Diener des Werks sind zugleich die Herren der Interpretation." (H. Müller 1988, 239)

Eine Textauffassung, eine Interpretation, der jeder Leser dieser Interpretation gleichsam restlos ohne Vorstellung einer anderen Interpretationsvariante zustimmen würde, wäre aber genau wegen dieser allgemeinen Zustimmung keine Interpretation (im engeren Sinne) mehr, sondern würde paraphrasierend die hochähnliche Grundsemantik (das Ausgangs-"Objekt" jeder weiteren Diskussion) selbst ergeben (vernachlässigt man zunächst, dass die Paraphrase bereits auswählt, dass mehrere Paraphrasen möglich sind). Jede weiter als die Paraphrase reichende Textbeschreibung, jede "Interpretation" also, mag zwar einen "konsensfähigen" und "intersubjektiv nachvollziehbaren" Interpretationsvorschlag für die anderen darstellen, aber stets geht Interpretation auch dabei über die hochähnliche Grundsemantik hinaus: Ein stark unterschiedliches, eben nicht intersubjektiv einheitliches Verständnis schon eines bestimmten einzelnen Textes macht ja Interpretation überhaupt erst notwendig, und die unterschiedlichen Textauffassungen bleiben zumeist auch über die explizite, schriftlich oder mündlich vorgelegte Interpretation hinaus erhalten; eine intersubjektiv allseits akzeptierte Interpretation kann überhaupt nicht wünschenswert sein, wäre sie doch das Ende jeder weiteren Diskussion über diesen literarischen Text. Unterschiedliche Interpretationen halten ja rückwirkend auch den literarischen Ausgangstext existent.

Standards, Verstehensvorschriften, hochähnliche Bedeutungen ergeben zwar im Fall der Interpretation literarischer Texte die für den Diskurs notwendige "Geschäftsgrundlage", die "Idee" einer Interpretation greift jedoch überall weiter. Erst mit unähnlichen Bedeutungszuschreibungen wird Interpretation theoretisch sinnvoll erfassbar. Erforderlich wird Inter-

pretation ja überhaupt erst aufgrund weitreichender Uneinheitlichkeit der Interpreten über das, was "der ganze Text" denn bedeuten solle. Interpretation ist per se die praktische und die kreative Konsequenz aus einer zwangsläufig uneinheitlichen, unähnlichen, eben nicht "konsensuellen" Vorstellung vom "ganzen Text". Obwohl es im Fall der Interpretation nicht vorrangig darauf ankommt, hängt die "Kohärenz" einer Interpretation nunmehr von der kohärenten Modellierung des Interpretationsvorschlages ab, nicht von einer, wie auch immer gearteten Gegenstandsadäquatheit.

Selbstverständlich rechnet jede "bessere" Hermeneutik mit einer Kluft zwischen empirischer Textbasis und den sie interpretierenden Sätzen; zur Kritik kann hier also nur der ein oder andere Optimismus stehen, diese Kluft ließe sich überwinden oder sei zu vernachlässigen. "Die Theorie des sogenannten hermeneutischen Zirkels steht und fällt mit eben der Voraussetzung, dass der Text die gleichbleibende empirische Basis zur Kontrolle der Vermutungen über ihn abgibt." (Rolf Grimminger 1976, 109) - Würde eine solche Annahme vollkommen uneingeschränkt gelten, dann allerdings müsste man das Ende zumindest dieser Hermeneutik befürchten. Hermeneutische Verfahren werden indessen zwangsläufig bei jedem Reden anlässlich von Texten praktiziert, vor allem dann, wenn es um "(...) die genuin hermeneutische Reflexion auf die uneinholbaren Bedingungen des Verstehens" (Flacke 1984, 345) geht. Interpretation ohne Hermeneutik ist nicht möglich, auch nicht aus konstruktivistischer bzw. systemtheoretischer Sicht (Müller 1990a); insofern erscheint es auch sinnlos, Hermeneutik generell zum Feind veränderter Interpretationskonzepte zu stilisieren; strittig ist nicht der Gebrauch hermeneutischer Verfahren, wohl aber der bislang kaum eingeschränkte Wissenschaftsanspruch der hermeneutischen Interpretation. Gleichwohl bleibt eine gewisse Skepsis geboten, alle gegenwärtigen Probleme einer Hermeneutik etwa dadurch lösen zu wollen, dass man - wie Manfred Frank - Schleiermachers Hermeneutik aktuell interpretiert, so avanciert etwa auch die individuelle Komponente dabei herausgearbeitet sein mag. (Vgl. Frank 1977, 1986)

Aus den immer wieder dargelegten Schwierigkeiten kann man herauskommen, wenn man den Wissenschaftsanspruch im Fall der Interpretation einschränkt oder weitgehend fallen lässt. Den Preis, den man für diese veränderte Sicht zu zahlen hat, falls es sich denn überhaupt um



nachteilige Kosten handelt, bedeutet die Neukonzipierung der Interpretation literarischer Texte als eine essayistische, indessen nicht mehr als eine wissenschaftliche Tätigkeit. Es hat eine Reihe von Versuchen gegeben, den Wissenschaftsanspruch von Interpretationsmethoden zu bestreiten (freilich nicht den Wissenschaftsanspruch des aus solcher Kritik stammenden Neuvorschlags); so schreibt Mecklenburg: "Objektivität kritischer Interpretation kann nicht mit dem Hinweis auf eine Wissenschaftlichkeit behauptet werden, die in Wahrheit selbst fragwürdig ist: die Wissenschaftlichkeit der 'Kunst der Interpretation'. Die übliche Berufung von interpretierenden Literaturwissenschaftlern auf die so genannte Evidenz ist eine abschirmende Mystifikation. Das 'innere Licht' des Evidenz-erlebnisses ist im Allgemeinen eine recht trübe Beleuchtungsart. Was Objektivität in Bezug auf Literaturkritik bedeutet, muss durch Analyse des Verfahrens kritischer Interpretation ermittelt werden." (1972, 164) Umfassende Skepsis am Wissenschaftsanspruch der Interpretation ist bislang vor allem im Zuge des Aufbaus einer empirischen Literaturwissenschaft geäußert worden (wenn auch mit unterschiedlicher Einschätzung des Stellenwerts von Interpretation): "Despite all divergencies the papers presented in this volume share some common points of departure: they give up the crucial convictions and intuitions of New Criticism, i. e. the belief in the objectivity of the literary text, the belief in the possibility of detecting the true meaning of the text, and the constant fear of subjectivity and arbitrariness in interpretation. Instead they realize - though to different degrees - the indispensable function of the reader (and his socio-cultural contexts) for the constitution or even construction of meanings and interpretations. As soon as the subject dependency (which is not to be confused with subjectivity!) of meanings and interpretations are acknowledged, the academic as well as the social function of interpretation has to be redefined. Any such redefinition presupposes a clearcut definition of the crucial concepts in this field: i. e. a definition or explication of 'text', 'meaning', 'literature', 'reception', and 'understanding'." (Schmidt 1983, 72) (Gemeint sind neben Schmidt selbst die Beiträge von de Beaugrande, Horstmann, Steinmetz, Pfeiffer, Paster-nack, von Glasersfeld und Groeben in "Poetics", Vol. 12, 1983, 71-258) Einen ähnlichen Vorschlag, wie er in diesem Buch unterbreitet wird, macht Elrud Ibsch: "Das Konzept der Interpretation - in diesem Sinne ausgearbeitet und verstanden als Kulturvermittlung - müßte sich allerdings von bestimmten Vorurteilen lösen. Ein Vorurteil ist das Festhalten

an dem Postulat der Wissenschaftlichkeit." (1988, 307; ähnliche Vorschläge macht, wie bei Ibsch erwähnt, Livingston 1988)

Der literaturwissenschaftliche "Gegenstand" wird nicht durch ein höheres Wissen (wie in der traditionellen Hermeneutik beansprucht) "gesichert", sondern nur durch das "niedrigste" allgemein verbindliche Wissen, durch das, was man in einer Kurzbestimmung als "common sense" bezeichnen könnte. Der Fall, dass die Wahl einer bestimmten Methode oder eines bestimmten Interpretationsresultats ihrer Textprüfung auch einmal nicht standhalten könnte, lässt sich gar nicht routinemäßig vorsehen, werden doch "Offenheit", "Polyvalenz" üblicherweise wiederum als Textmerkmale deklariert. Wo darüber hinaus auch noch ein Unterschied zwischen "manifestem" und "latentem" Bedeutungsinhalt als "Texteigenschaft" gilt (und das ist ja in poststrukturalistischen Ansätzen noch oder gerade wieder der Fall), kann der manifeste Text endgültig nicht mehr als Prüfgröße fungieren, verdeckt er doch selber - der Prämisse nach - gerade das, was er "eigentlich meint".

Wie also soll man im Fall der Interpretation eine Standardrezeption von Experten modellieren? Was wäre der nicht-triviale wissenschaftliche Standard, den man den Schülern dieser "Methode" lehren müsste? Und wie weit reichte eine solche vorrangige Vermittlung von Standards (vs. einem Anspruch auf "Kreativität", auf "Kunst der Interpretation") bei der Ausarbeitung von Interpretationen? Welche Schlüsse soll man ziehen aus der ebenfalls nicht gerade wissenschafts-günstigen Lage der Interpretation, in der der Interpret auch noch Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt (via "Introspektion") zwar in verschiedenen Rollen realisiert, aber doch in einer Person konfundiert "ohne dass eine echte Kontrollinstanz vorliegt" (Groeben und Scheele 1977, 57)? Sind die Unterschiede zwischen "literaturwissenschaftlicher" Interpretation und Buchkritik nur mehr äußerlich? (Die "literaturwissenschaftliche" Interpretation wäre dem Umfang nach länger und brauchte keinen aktuellen Anlass wie den einer Neuerscheinung?) Unterstellen lässt sich vorerst, dass der Vorschlag, Interpretation als essayistische Tätigkeit zu verstehen, keinen der Mängel aufweist, die den Wissenschaftsanspruch so gründlich charakterisieren.

Wissenschaft ist u. a. deswegen erfolgreich, weil sie strikte methodische Regeln durchsetzt - in Entfernung von einem "privaten" Wissen (was

weder heißen soll, wissenschaftliches Wissen sei "öffentliches" Wissen, noch soll die Trennung "privat/öffentlich" hier überschätzt werden). Hingegen wäre Interpretation ohne eine Annäherung an privates Wissen undenkbar. Die Rolle des Wissenschaftlers als eines Standard-Beobachters (mit allen Implikationen innovativer "Fabrikation von Erkenntnis") kann nur dann ausgeübt werden, wenn konventionelle Verpflichtungen, zu denen gerade nicht vorzugsweise Originalität und Eigenwilligkeit gehören, in hohem Maße eingehalten werden; Wissenschaftlichkeit ist (auch in hermeneutischer Sicht) hauptsächlich bestimmt durch strikte methodische Verfahren von Standard-Beobachtern. Wie aber soll man im Fall der üblichen Textinterpretation von einer Einhaltung strikter Methoden sprechen? Der verwirrende Methodenpluralismus der Literaturwissenschaft lässt daran zweifeln, dass man im Einzelfall überhaupt streng methodisch oder auch nur argumentativ kohärent vorgehen kann; es gibt keine weitreichende Verabredung über die "richtigen" Regeln der Interpretations-Herstellung, und selbst eine "richtige" Anwendung der in den einzelnen methodologischen und propädeutischen Lehrbüchern genannten Interpretationsregeln führt bei den Anwendern erfahrungsgemäß zu höchst unterschiedlichen Resultaten. Das soll nicht heißen, über verschiedene Interpretationen ließe sich nicht streiten, doch der Streit kann nicht um die "richtige", "textadäquate" oder vom Text "falsifizierte" Interpretation gehen (wie etwa Ricoeur 1978 oder Eco 1987 annehmen); der Streit betrifft Beurteilungen wie "interessant/uninteressant" im Rahmen kultureller Perspektiven (und selbstverständlich nicht mehr solche Fragen, wie in den Muster-Streits der Literaturwissenschaft, etwa um Hölderlins "Friedensfeier" und Mörikes "Auf eine Lampe", wo beim Versuch, "richtige" und "eindeutige" Auslegungen zu finden, mehrere gleichberechtigte Interpretationen von Anfang an nicht vorgesehen waren).

Natürlich lässt sich jede Wissenschaft auch als eine mehr oder weniger explizierbare Ansammlung von "geregelten und ungeregelten Verfahren" beschreiben; auch für die Hermeneutik und schließlich für den Essay lassen sich (wie noch zu zeigen sein wird) "Stoppregeln" nennen, andererseits besteht bei der Textinterpretation die charakteristischerweise sonst nicht anzutreffende Vermutung, die "ungeregelten Verfahren" seien auch in der alltäglichen Verfahrensroutine dominant. Das gilt insbesondere für das nie auch nur ansatzweise gelöste, weil offenbar unlösbare Fach- bzw. Meta-Sprachen-Problem. (Vgl. Harth 1985, 5; H. Müller 1988, 242; Wagenknecht 1988)<sup>6</sup> Pejorativ formuliert: Die Textinterpretation

"raunt" und "auratisiert" umso mehr, je "besser" sie ist; man müsste das natürlich entschieden positiv formulieren - und von Wissenschaft absetzen. Es hat verschiedentlich Versuche gegeben, Text-Analyse und Textinterpretation zu unterscheiden; so stellt Schmidt für die wissenschaftliche Textanalyse etwa folgende Forderungen auf: "Textanalysen sind im Rahmen textorientierter Disziplinen dann als wissenschaftliche Prozeduren akzeptabel, wenn sie zumindest folgenden wissenschaftstheoretischen Bedingungen genügen:

- sie müssen ein explizit formuliertes Problem lösen;
- sie müssen dieses Problem methodisch kontrolliert lösen;
- die Problemlösung muss so formuliert sein, dass sie kritisierbar und intersubjektiv prüfbar ist;
- Problemstellungen und Problemlösungen müssen lehr- und lernbar sein." (Schmidt 1990, 325)

Inwieweit eine solche Analyse in der Praxis durchführbar ist (und nicht etwa nur ein Ideal bleibt), soll hier nicht geprüft werden; "Interpretation" ist jedenfalls (auch in Schmidts Sicht) nicht darunter subsummierbar. Weder lässt sich eine Interpretationsmethode als geregeltes Fragesystem entwerfen, noch wären die "Antworten" der Interpretationspraxis nachträglich auf solche Fragen zurückführbar.

Wenn man Literatur nicht "domestizieren" will, dann ist auf die besondere "Kompetenz", die spezifische "Begabung" und "Intelligenz", die individuelle "Kreativität" des Interpreten nicht zu verzichten. (Selbstverständlich sind diese Vokabeln äußerst problematisch, sie reichen hier aber aus, um Unterschiede und Gewichtungen zu markieren). Der Ausgangspunkt einer Interpretation bleibt eine Erkenntnisleistung eines einzelnen Menschen (unter Umständen sogar eine "selbstherrliche Sinnsetzung" im Sinne von Berger und Luckmann 1980). Ein Rorschach-Test, bei dem alle Interpreten (weil sie die Auslegungsregeln kennen und auch einhalten) zum gleichen Ergebnis kämen, sagte weder etwas über die Rorschach-Tintenkleckse aus, noch etwas über die jeweiligen Interpreten; das Unterfangen wäre von Anfang an sinnlos. Hält man daran fest, dass es überhaupt "erfindungsreiche" Interpretationen geben soll, dann muss es auch immer Interpreten geben, die einen weiteren Beschreibungsbe- reich schaffen als nur denjenigen Beschreibungsbereich, in dem sich das

Textverständnis der Standard-Leser vollzieht. Jemand, der keinen neuen Beschreibungsbereich hervorbringt, kann keine neuen Phänomene unterscheiden (und umgekehrt).

Die Kriterien akzeptablen Textverständnisses (von einem "richtigen" Textverständnis lässt sich ohnehin nicht mehr sprechen) ergeben sich aus Normen, Werten, Regeln, Mustern und Mechanismen der Verabredung (wozu auch Irrationales, Zufälliges, Sympathetisches gehört), keineswegs aber aus irgendwelchen subjektunabhängigen Eigenschaften des Textes. "Intersubjektivität" (wenn man denn aus konstruktivistischer Sicht überhaupt daran festhalten will) ist von vornherein ein soziales Phänomen, aber kein Problem der Übereinstimmung "in der Sache". Die Forderung nach "Intersubjektivität" in der Literaturwissenschaft basiert ja einerseits auf der Erfahrung, dass es ein stark unterschiedliches, eben nicht einheitliches Verständnis eines Textes bei den einzelnen Diskurs-Teilnehmern gibt; wenn diese Voraussetzung aber gelten soll, dann ist andererseits das Ziel einer intersubjektiv gültigen, einheitlichen Text-Beobachtung nur um den Preis zu erreichen, dass alle individuellen Abweichungen zugunsten eines gemeinsamen, abstrakten Nenners, eines hypothetischen Standards, eliminiert werden; auch eine hochgradige Summierung von Interpretationsperspektiven (etwa im sog. "synthetischen Interpretieren" im Sinne von Hermand 1968, aber auch in einer "multiperspektivischen Analyse") entspräche jedoch keiner einzigen konkreten Texterfahrung mehr; sie hätte mit irgendeiner lebendigen Wahrnehmungstätigkeit nichts mehr zu tun; ob eine solche Interpretation als guter Anstoß bei den Lesern dieser Interpretation, ihrerseits eine Eigendynamik in Gang zu bringen, fungieren kann, erscheint mindestens zweifelhaft.

Was die Wissenschaftlichkeit (innerhalb von Mindestansprüchen an Wissenschaftlichkeit) der Interpretation allenfalls noch sichern könnte, wäre ihre Akzeptabilität hinsichtlich ihrer "Nachvollziehbarkeit": Wenn andere beim gleichen Anlass die gleichen Regeln anwenden wie der Interpret, müssten sie zu vergleichbaren Ergebnissen kommen; so gesehen würde sich aber auch hier die Nachvollziehbarkeit von vornherein nur noch auf die Methode der Interpretation richten und gerade nicht auf einen "intersubjektiv" voraussetzbaren "gleichen Gegenstand", der die jeweilige Interpretation veranlasst; Interpretationen wären also auch damit endgültig nicht mehr an einem "Gegenstand" zu messen.

Niemand, der literarische Texte interpretiert, sei es der Literaturkritiker oder der Literaturwissenschaftler, handelt routinemäßig als "stellvertretender Leser" für die anderen (auch nicht für die anderen "Experten"); der Essayist kann und soll diesen Anspruch simulieren, aber irgendein Anspruch von Wissenschaftlichkeit wäre damit selbstverständlich nicht (mehr) verbunden. Auch eine allmähliche Annäherung zwischen Sonder-Beobachter und Standard-Beobachter findet nicht routinemäßig statt: Der nachprüfbar, direkte Einfluss von Literaturkritikern und Literaturwissenschaftlern auf das allgemeine Lektüerverhalten von Laien ist außerordentlich gering. (Vgl. Glotz 1979) Hauptmeier und Schmidt (1985, 123) gehen von der problematischen Annahme aus, dass hinter der Praxis von Interpretation bestimmte Leser stehen müssten, die "über Verständnisschwierigkeiten klagen" und daher einen Dolmetscher brauchten. Auch die unübersehbar vielen "Interpretationshilfen" für Deutschlehrer lassen sich kaum so beschreiben, als würden hier Experten den Laien "wissenschaftliche" Hilfen an die Hand geben. Die Macht der Literaturkritiker ist geringer als man gemeinhin erhofft oder befürchtet: Ein Buch von Herbert Achternbusch kann hundertmal gelobt und zur Lektüre empfohlen werden (etwa von Heinrich Böll im "Spiegel") und trotzdem nur fünfhundert Käufer finden. (Vgl. Ramm 1977) Der Chef des Diogenes-Verlages, Daniel Keel, verhöhnt die Literaturkritiker, in dem er seine erfolgreichen Bücher mit den Verrissen der Kritiker erneut annonciert. (Vgl. Ulrich Greiner in "Die Zeit" vom 10. Juli 1987) Buchkritik kann nur Einfluss gewinnen innerhalb der weit verbreiteten Ansichten über Literatur; Buchkritik kann diese Ansichten potenzieren, aber nur geringfügig umlenken; eine Kritik, die ihre Empfehlungen nicht trendgerecht begründet, wird nur wenig verkaufsfördernd wirken. Zählte man ihn zu den Experten, dann könnte sich leicht herausstellen, dass nicht der Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler der einflussreichste "Interpret" ist, sondern der Buchhändler (neben dem Lektor und dem Werbemanager des Verlags). Gerade bei "schwieriger", "avancierter", "intelligenter" Literatur, bei "Randtexten" der Gegenwart wird der Literaturkritiker nicht etwa verstärkt bedeutsam; im Gegenteil: Die Leser von Oskar Pastior, Paul Wühr, Brigitte Kronauer oder Ingomar von Kieseritzky (um nur einige zu nennen), sind ihrerseits so kompetent, dass sie selber eine Kritik schreiben könnten (und die tatsächlich geschriebene Kritik allenfalls mit der eigenen ungeschriebenen Kritik vergleichen möchten).

Höchst selten werden Literaturexperten von Laien um Rat gefragt; in Kunst- und Literatursachen hält sich - im Unterschied zu den Naturwissenschaften - beinahe jeder für kompetent, der überhaupt Umgang mit Kunst und Literatur hat. Mit anderen Worten: eine Interpretation literarischer Texte ist vor allem für diejenigen professionellen Leser und Schreiber da, die sich ihrerseits mit diesen oder vergleichbaren Texten beschäftigen. Es ist wie bei einer wissenschaftlichen Zeitschrift: Sie wird von denen gelesen, die potentiell zu ihren Autoren gehören. So gut wie nie haben professionelle Interpreten einen direkten Einfluss auf die allgemeine Rezeption literarischer Texte (es sei denn, die Texte wären ohne Spezialanweisung von vornherein überhaupt nicht, noch nicht einmal "falsch" zu verstehen). Auch die gelegentlichen Hinweise, Literaturwissenschaftler würden zwischen Text und Leser helfend vermitteln, wenn Unklarheiten und Spannungen entstehen, "die der Leser aus eigener Kraft nicht überwinden kann" (Kleinschmidt 1979, 424) - diese Hinweise dürften sich streng genommen nicht auf die übliche Interpretation literarischer Texte beziehen, sondern nur auf die Fälle methodisch strikter Editions- und klar einsehbarer Dechiffrierarbeit. Editions- und Dechiffrierarbeit haben im übrigen natürlich andere Voraussetzungen und Ziele als die Interpretation, die hier gemeint ist: Sie schaffen erst eine verbindliche bzw. "sinnvoll" lesbare Textgrundlage, aber sie interpretieren - abgesehen von seltenen, berühmten und schwierigen Einzelfällen - nicht weiter als es für dieses Ziel erforderlich ist. Bei den übrigen Interpretationen legt wohl kein Interpret ernsthaft Wert darauf, weitere Interpretationen auszuschließen; ein Editor oder Dechiffrierer hingegen, der seinen "Klartext" durchgängig mit dem Zusatz präsentieren würde, auch "ganz andere" Entschlüsselungen seien möglich, verlöre schließlich seine Arbeit.

Natürlich sind sich viele Experten etwa darin einig, dass zum Beispiel Kurt Schwitters interessante literarische Texte und keinen "psychopathologischen Wortsalat" produziert hat (wie vermutlich die weitaus meisten "Normal"-Leser immer noch meinen werden), aber modelliert dies eine vorherrschende, generalisierbare und einflussreiche Einheitlichkeit der "richtigen" Experten? Sind deren Annahmen "wissenschaftlicher" fundiert als die der Experten-Kollegen, die sich mit den Standardansichten der größeren Leserguppe verbünden, wenn sie mit Kurt Schwitters nichts anfangen können oder anfangen wollen? Was sind die Mindestkriterien für die Experten-Kompetenz, wenn sich "straflos" jeder für kompetent

halten kann? Was entspricht dem andernorts sanktionierten Unterschied zwischen einem Laien und einem Fachmann?

Wenn Literaturwissenschaftler versuchen wollten, das hier bezeichnete Problem ihrerseits so zu lösen, wie andere Experten in anderen Disziplinen, indem sie gemeinsam eine Subjektrolle (eine "größere", "bessere" freilich) in der "Auseinandersetzung um die gesellschaftlich relevante Beobachterposition" (Hejl 1982, 329) beanspruchen, dann müssten Literaturwissenschaftler sich wenigstens so weit einig sein, dass ihre Reputation bei Außenstehenden oder im Vorgang der Selbstbeobachtung nicht ernsthaften Schaden litte - das hieße aber: Gegenüber der gegenwärtigen Situation müsste die Konformität des literaturwissenschaftlichen Umgangs mit Texten erheblich verstärkt werden (wozu sich aber literarische Texte - fast überall als "Material" für nicht-konforme Erfahrungen propagiert - wiederum nicht eignen).

Natürlich wird bei Interpretationen inzwischen beinahe durchweg darauf hingewiesen, dass die Person des Lesers und die Person des Literaturwissenschaftlers die jeweilige Interpretation beeinflusst, und in den Methodendiskussionen der Literaturwissenschaft gilt es mittlerweile als selbstverständlich, dass der Wissenschaftler seinen persönlichen Einfluss zu kontrollieren habe, indessen wird die Explikation dieses Einflusses, die als einzig mögliche Form der Kontrolle gilt, gerade nicht mehr energisch gefordert, jedenfalls wird eine solche Explikation höchst selten praktiziert; mir ist kein einziges "traditionell" literaturwissenschaftliches Buch bekannt, in dem der Interpret durchgängig seinen Anteil an der Konstituierung oder sogar Generierung der von ihm präsentierten Phänomene expliziert hätte (oder zumindest begründet hätte, warum dies dann doch gänzlich unterblieben ist); die seltenen Ausnahmen, etwa Theweleits "Männerphantasien" (1977/78) oder sein "Buch der Könige. Orpheus (und) Eurydike" (1988) bis hin zu S. J. Schmidts Mayröcker-Buch "Fuszstapfen des Kopfes" (1989a) ziehen stets die Kritik (oder das Lob) auf sich, nicht "wissenschaftlich" zu sein. - Kein Großkritiker und kein Großinterpret übt sich, Machtverlust riskierend, intensiv im Gebrauch der Ersten Person Singular.

In der vergleichsweise traditionell verfahrenen Literaturwissenschaft mangelt es keineswegs an pointierten Formulierungen; man plädiert etwa seit Jahren für eine "(...) bis zur Bewusstwerdung fortgetriebene Radikali-



sierung des Subjektiven."(Schulte-Sasse 1975, 116) Auch in einigen Arbeiten zur psychoanalytischen Literaturkritik wurde zwar verschiedentlich darauf hingewiesen, dass - in Analogie zur sog. "Gegenübertragung" -, "(...) das Geschäft der psychoanalytischen Interpretation und Beurteilung literarischer Texte immer nur vor dem Horizont eigener Lebenserfahrungen und eingebettet in die jeweiligen persönlichen Wahrnehmungs- und Verstehensmöglichkeiten des Wissenschaftlers betrieben werden kann." (Goeppert 1978) Damit wäre der Einfluss des Beobachters bzw. die Mechanik der "Gegenübertragung" nicht mehr lediglich ein Faktor möglicher Verzerrung innerhalb einer ansonsten "objektgerechten", "textadäquaten Informationsaufnahme" - sondern der Einfluss des Beobachters beschriebe den ganzen Prozess der Informations-Konstruktion. Aber auch Goeppert, der die Wissenschaftlichkeit psychoanalytischer Literaturkritik und die Zukunftsmöglichkeiten dieser Kritik geradezu abhängig macht von der Explikation des "Horizonts eigener Lebenserfahrungen", geht keinen weiteren Schritt in diese Richtung. Ähnliches würde für die ebenfalls psychoanalytisch orientierten Arbeiten von Norman N. Holland gelten, der voraussetzt: "a reader responds to literary work by using it to recreate his own characteristic psychological processes." (1975, 40) - Manfred Schneider hat in seinen psychoanalytisch orientierten Arbeiten gelegentlich Ansätze unternommen, die persönlichen Motive seiner Auslegungen zu explizieren (freilich nur im Klappentext bzw. im Vorwort): "Hier nun zeichnet sich eine neue Funktion der Literaturwissenschaft ab: Die hermeneutische Einfühlung in die Seele sprechender und schreibender Menschen, die schrieben, um zu leben, und die nur noch leben, weil sie schrieben, vollzieht sich in einem Prozess der Selbsterfahrung. Im Lichte der Geschichte des Schreibens und Sprechens löst sich dem Interpret die dunkle Archäologie seiner Individualität auf. (Hervorhebungen von mir; B. S.) Er durchspielt ein historisches Experiment der Intersubjektivität, das die gültigen und möglichen Beziehungsformen unserer gesellschaftlichen Kultur verbieten. Die 'kranke schöne Seele der Revolution', die darum krank ist, weil sie im Zuge ihrer literarischen Selbstoffenbarung die Symptome ihrer Krankheit ans Licht brachte, hat die Überwindung ihrer Leiden als gesellschaftliche Revolution projiziert. Sie findet im Diskurs über ihr Leiden, der aus der Feder des Interpreten fließt, die therapeutische Ergänzung." (1980, 22) Schneider sagt nicht nur, dass die Interpretation von Literatur eine therapeutische Ergänzung vergangener, aber fortlebender "kranker schöner Seelen" sei, sondern Schneider meint offenbar auch, dass die Interpretation von Literatur eine heilsame

Wirkung im Sinne einer Selbsterfahrung gerade auch auf den Interpreten ausübe. Die Erforschung der "kranken schönen Seele der Revolution" sei (für ihn?) "geradezu lebensnotwendig" (1980, 26) Doch auch Manfred Schneider entwickelt dieses Konzept nicht weiter. - Zwar wird etwa von Norbert Groeben und Brigitte Scheele gefordert, dass das Erkenntnis-"Objekt" (in der Regel also der "Text") von Anfang an "(...) gemäß dem Bild des (hypothesengenerierenden/-prüfenden) Erkenntnissubjekts" zu konstruieren sei (1977, 25) - doch bleiben bei Groeben "unabhängige" Objektmerkmale der Konstruktionsleistung des Lesers vorgeordnet bzw. übergeordnet. Jürgen Schutte konstatiert zwar die "(...) Standort-Gebundenheit des interpretierenden Wissenschaftlers (als) unhintergehbare Voraussetzung" von Interpretation (1990, 12), aber als Ziel des Verfahrens gilt gleichwohl "eine Feststellung über den Wahrheitsgehalt des Werkes" (ebd., 8), "über die Wirklichkeit im Text" (ebd., 13).

Jeder Explikationsoptimismus hat sich als unberechtigt erwiesen. Wenn Explikation der eigenen Voraussetzungen als bedeutsames methodisches Kriterium von Wissenschaft gelten soll, dann wäre jedenfalls in dieser Hinsicht die Rezension (allerdings nicht die der Großkritiker) noch "wissenschaftlicher" als die literaturwissenschaftliche Interpretation. Im übrigen scheinen die Unterschiede zwischen Rezension und literaturwissenschaftlicher Interpretation eher stilistischer als grundsätzlicher Art. Es spricht allerdings auch einiges dafür, dass die nicht eingelöste Explikationsforderung den Schluss zulässt, dass die Forderung als solche "falsch" ist. Im Unterschied zu "Datenwissen" ist "Hintergrundwissen" geradezu definiert als kaum explizierbar. Allein die Vorstellung einer fortlaufenden Explikation des eigenen "Lebensromans" übersteigt unsere Möglichkeiten; es macht wenig Sinn, etwas als Problem beizubehalten, für das sich eine Lösung noch nicht einmal illusionieren lässt.

Für die Explikation gilt, was über die Selbstbeobachtung schon gesagt wurde: Jede Explikation einer Lebens- und Lese-Erfahrung operiert mit Verlangsamungen, Auslassungen, Beschleunigungen, linearen Reihenfolgen, vor allem aber mit Worten, die im gelebten Ereignis zum Teil überhaupt nicht vorgekommen sind - nicht zuletzt deshalb, weil die "Geschichte", die der Beobachter bei sich selbst in seiner Selbstbeschreibung, in seinem "Inneren Sprechen" über seine Erfahrung angefertigt hat bzw. gerade als seine Erfahrung angefertigt hat, zwar nicht unüberbrückbar,

aber grundsätzlich verschieden ist von einer äußeren "Geschichte", die als Text präsentiert ist. In jedem Fall wird mit "Erfindungen" gearbeitet.

Auch die höchst artifiziellen Trennungen von erster und zweiter, nun aber reflektierter Lektüre, von Lesen und Verstehen, von Lesen und Interpretieren (vgl. Leibfried 1972; Mecklenburg und Müller 1974; Weimar 1980, 26 bzw. 176) bieten keine zufriedenstellende Gesamtlösung; vor allem dann nicht, wenn der ganze "Trick" nur darin besteht, dass man einen zweiten, differenten Vorgang einfach reklamiert, ebenso wie die Behauptung, dieser Vorgang sei nun "wissenschaftlich". Friedrich A. Kittler (1979) hat die Unbrauchbarkeit solcher Trennungen dargestellt. (Vgl. auch Harth 1989, 4) Natürlich ist es richtig zu sagen, im Unterschied zum normalen Leser kontrolliere und reflektiere der Literaturwissenschaftler sein eigenes Leseverhalten; er tut dies allein schon dadurch, dass er darüber schreibt, sich also zwangsläufig in einem Abstand zum ursprünglichen Lesen selbst befindet, die Ebenen also gewechselt hat. Bezweifeln lässt sich allerdings, dass man mit einer "Rekonstruktion" der eigenen Rezeptionsleistungen (gleichgültig, um das wievielte Lesen des gleichen Textes es sich handelt) schon eine der Subjekt-Objekt-Trennung ähnliche Differenz als Bedingung des wissenschaftlichen Bezugs auf Texte erreicht hat - wie dies Groeben und Scheele annehmen, wenn sie die "Rekonstruktionsbemühungen des Forschers" als "objektivierende Subjekt-Überordnung" gelten lassen. (1977, 57) Siegfried J. Schmidt bemühte sich noch in den siebziger Jahren, die bedrohte Wissenschaftlichkeit der Interpretation dadurch zu retten, dass er die Vorstellung einer wissenschaftlich fundierten rationalen "Rekonstruktion" entwarf: "Literaturwissenschaftliche Interpretation ist wissenschaftlich kontrollierte und methodologisch bewusst argumentierende Rekonstruktion der Rezeption literarischer Texte, wobei der Interpret entweder seinen eigenen Rezeptionsprozess und dessen Ergebnis(se) wissenschaftlich darstellt oder mit experimentellen psychologischen Mitteln Rezeptionsprozesse und deren Resultate bei anderen Rezipienten (die nicht mit wissenschaftlicher Absicht rezipieren) als Daten erhebt." (1976, 166) Schmidt selber konstatierte wenig später die Uneinlösbarkeit solcher Forderungen. - Man kann gleichermaßen nicht beanspruchen, dass Interpretationen literarischer Texte im allgemeinen "gut begründet" wären (wie dies Göttner 1973 allzu hoffnungsvoll beschwor). Dem hat für den Bereich der Literaturwissenschaft schon Fricke (1977) - u. a. in einer Kritik am Argumentations-Optimismus von Habermas (1973) - widersprochen.

Lektüre als systeminterne Hervorbringung, "Bewusstsein" ist nicht ohne kategorialen Sprung transferierbar in die Kommunikation des Wissenschaftssystems. Allein die sprachliche Präsentation in einem (Interpretations-) Text ist unvermeidlich ein Behelf. Und eine Interpretation, die von vornherein strikt "linguistisch" ausgerichtet ist, lässt konsequenterweise vor- und außersprachliche Momente kaum erahnen: "Ich möchte behaupten, dass jeder Maßstab der Rechtfertigung, Plausibilität oder Korrektheit, den man in der Auseinandersetzung mit der literarischen Interpretation auswählt, jenseits des Bereichs sprachlicher Kompetenz liegt (der als elementare Basis schlicht vorgegeben sein muss) und mit Relationen zu tun hat, die man zwischen den vom Text evozierten begrifflichen Strukturen und dem Begriffsnetz herstellt, das die jeweils eigene Erfahrungswelt konstituiert. Diese Relationen sind per definitionem subjektiv in dem Sinne, dass sie ausschließlich die dem Leser eigenen begrifflichen Strukturen mit der dem Leser verfügbaren Erfahrungswelt verknüpfen." (von Glasersfeld 1987 a, 94)

Interpreten sind in der gleichen Lage wie die Verfasser einer Autobiographie: Sie können gar nicht hinreichend verlässlich Auskunft geben über den Lebensabschnitt einer Lektüre, sie können nicht hinreichend verlässlich sagen, warum sie einen bestimmten Text so und nicht anders verstanden und schließlich schriftlich interpretiert haben. Der nicht zuletzt emotional bestimmte Vorgang, der ursprüngliche Mechanismus der Phänomenerzeugung, kann gar nicht zuverlässig repliziert und expliziert werden; der Interpret kann sein Textverstehen nicht unter kontrollierten Bedingungen einfach nur wiederholen; auch der Interpret gibt immer nur einen stellvertretenden, gleichsam zweiten Mechanismus der Phänomenerzeugung an, und allenfalls dieser stellvertretende Simulationsmechanismus könnte nun die Vorteile der Nachvollziehbarkeit und Wiederholbarkeit für andere bekommen - der Text aber, den wir soeben gelesen und uns erzeugt haben, ist nicht mehr zu erreichen; so gesehen ist Literatur tatsächlich jeder Beschreibung entzogen. Natürlich ist niemals etwas Besseres zu bekommen als dieser zweite, stellvertretende Mechanismus, aber dieses Ergebnis wird man kaum mit wissenschaftlichem Optimismus begrüßen können, zumal wenn man bedenkt, wie artifiziell, wie empirisch grundlos dieser Mechanismus ist, wie einigermaßen regellos er erfunden ist, wie wenig er durch andere kontrollierbar ist. Der Es-

sayist kann im Unterschied zum Wissenschaftler dieses Konstrukt - gegebenenfalls - auch als "Gewinn" und nicht nur als "Verlust" verstehen.

"Falsch" oder zumindest ungenau wäre daher im vorliegenden Zusammenhang auch die Forderung, es gelte bei einer Interpretation "private", "subjektive" Erfahrungen in "allgemeine" Erfahrungen zu transportieren; "allgemein" würde hier ja bedeuten, dass ausreichend viele Rezipienten ein jeweils individuelles Verhalten hervorbringen, dass von einem Beobachter dieser "Kommunikations"-Situation verkürzt so beschrieben werden kann, als seien sich die Beteiligten keiner weiterreichenden Meinungsverschiedenheiten oder Missverständnisse bewusst; dies indessen wäre wieder nur möglich auf der Ebene des Trivial-Selbstverständlichen.

Weder kann eine Regel gelten, wonach gerade die "rückhaltlose Individuation" (Adorno, 1971, 75) per se schon das allgemein Interessanteste und Wichtigste sei (auch nicht im Fall von "Lyrik und Gesellschaft"), noch kann natürlich eine Regel gelten, das Private, Individuelle, Subjektive sei stets den allgemeinen und konventionellen Sprachregelungen anzupassen. Emotion, Kognition und Halluzinatorik muss in Texte umgesetzt werden. Das nicht selten vernehmbare "Lob", dem Autor, dem Leser, dem Literaturkritiker oder Literaturwissenschaftler sei eine überzeugende Distanz zu seinen eigenen Problemen gelungen, bzw. die Kritik, er habe genau dies versäumt, diese Qualifizierung beruht auf der zweifelhaften Annahme, Schreiben sei ein Prozess, in dem Distanz gerade auch weitgehend unterlassen werden könne.

Man kann die Hintergebarkeit von Sprache zwar konstatieren (siehe oben S.160 f.), aber sie lässt sich nur mühsam oder gar nicht formulieren. Sprachverwendung ist vor allem insofern "täuschend" als sie andauernd suggeriert, objektorientiert und gerade nicht subjektabhängig zu sein; es ist nur sehr schwer möglich, Texte gegen diesen starken Trend zu lesen bzw. zu schreiben; jedenfalls gibt es keine wissenschaftliche Routine, die dies vorsehen würde. Bei einer Interpretation muss nur erkennbar bleiben, dass sie nicht von vornherein im Widerspruch zur hochähnlichen Grundsemantik (siehe oben S.208) steht - dies ist die einzige Regel, die einzige "Methode", die im Fall von Textinterpretationen tatsächlich überall gilt. Wäre diese Regel nicht erfüllt, würde der Leser dieser Interpretation noch nicht einmal erahnen, dass es sich im vorliegenden Fall überhaupt um die Interpretation eines bestimmten Textes handelt.

"Was die Romantiker mit der Behauptung zum Ausdruck brachten, dass Phantasie, nicht Vernunft, das zentrale menschliche Vermögen sei, war die Erkenntnis, dass die Begabung, anders zu sprechen, nicht die Begabung, gut zu argumentieren, das Hauptinstrument kulturellen Wandels ist. (...) Fortschritt in der Dichtung, Kunst, Philosophie, Wissenschaft oder Politik ergibt sich aus der zufälligen Koinzidenz einer privaten Zwangsvorstellung und eines weitverbreiteten Bedürfnisses. (...) dass der wichtigste Beitrag moderner Intellektueller zum moralischen Fortschritt nicht in philosophischen oder religiösen Traktaten bestehe, sondern in genauen Beschreibungen (etwa in Romanen oder Ethnographien) bestimmter Formen von Schmerz und Demütigung." (Richard Rorty 1989, 28 bzw. 75 bzw. 310)

#### **4.4 Essay, Halluzinatorik, Sonder-Beobachtung**

Es hat Vorteile, Interpretation - wenn sie nicht mehr als "wissenschaftliche" Tätigkeit gelten soll - nun als essayistische Tätigkeit zu verstehen: Der Essay beansprucht im allgemeinen keine Wissenschaftlichkeit und der Essay hat eine gewisse Tradition und eine nicht ernsthaft bestrittene Aussicht, als "Selbstbeschreibung", als exponierte Individualität des Essayisten akzeptiert zu werden; der Essay muss keine ganz neue, einigermaßen aussichtslose Form der Selbstexplikation entwickeln. Jene verschärfte Subjektabhängigkeit, jene exponierte Individualität, die hier "Halluzinatorik" genannt wird, wird bereits mitgedacht, wenn eine Tätigkeit als essayistisch eingeschätzt wird. Als Sonder-Beobachtung wird Halluzinatorik allemal auch auf ihre Urheber, auf deren Kognitionen und Emotionen zurückgeführt.

Nichts spricht im explizit intendierten Essay dagegen, den "Gegenstand" erst zu erzeugen, zunächst vor allem das wahrzunehmen, was man selbst wahrnehmen will; im Gegenteil, es ist eine der Voraussetzungen des Essays. Der Essayist kann und soll über die Welt und die Literatur so schreiben, als müssten ihm alle anderen, die seine Begründungen (auf ihre eigene Weise) hören oder lesen, ohne weiteres recht geben. Der Essayist kann sich notfalls selber meinen, wenn er von "dem Text" oder von "dem Leser" spricht. Der Essayist kann seine eigene Literaturrezeption als die Literaturrezeption aller anderen propagieren: Er kann - halluzinatorisch - Regeln antizipieren, die für alle gelten sollen. Der Essayist kann die anderen in der eigenen Leideform erscheinen lassen. Individuelles Leiden und individuelles Hoffen müssen im Essay, müssen bei der Interpretation literarischer Texte in jedem Fall "unzulässig" generalisiert werden, das heißt, in einer produktiven Weise mit dem Leiden und Hoffen an der "Welt der anderen" halluzinatorisch verwechselt werden. Die arroganten, die elitären, die erniedrigenden, die grandiosen oder depressiven Implikationen sind keine Störfaktoren dieser Sonder-Beobachter-Rolle, sondern sie gehören zu deren Grundbedingungen. Dass die angebotenen Beobachtungen den anderen überhaupt nicht "schmecken", gehört zum Berufsrisiko des Essayisten; was freilich nicht heißen soll, dass dieses Risiko immer leicht zu ertragen wäre, dass die materiellen oder psychischen oder sozialen Kosten unerheblich seien. Die Widersprüchlichkeit, die Spannung, einerseits abrücken, sich vereinzeln zu müssen, aber andererseits auch gezwungen zu sein, schließlich wieder neue "konsensuelle" Bereiche herzustellen, diese Spannung reicht bis zum verzweifelten Dilemma (das Schicksal der deutschen Essayisten der zwanziger und dreißiger Jahre zeigt dies eindrücklich). Allenfalls gelegentlich triumphiert der Essayist über die anderen; per se sind Konventionen stärker als Impulse zum Wandel. Der Hochwahrscheinliche Misserfolg der essayistischen "Botschaft" ist nicht allein dadurch bedingt, dass sie anderen unliebsam erscheint, vielmehr zeigt gerade der Essay, dass die Systemgrenzen, die die einzelnen Individuen voneinander trennen, nicht aufzulösen, sondern allenfalls zu irritieren sind; "Resistenz" erweist sich deutlicher denn je als die Normalsituation.

Mit einer solchen Konzeption des vereinzelt, des eigenwilligen, aber gerade auch unentbehrlichen Sonder-Beobachters wird im übrigen das Problem hinfällig, wie solidarisch, wie elitär, wie arrogant der Sonder-Beobachter sein darf oder sein muss: Jedenfalls für die Dauer einer Beob-

achtung ist die Rolle des Beobachters grundsätzlich eine unterschiedene Rolle. Andere beobachten nicht zur gleichen Zeit und nicht aus dieser Perspektive; wer nicht abrückt, kann auch nichts beobachten; wer nur volkstümlich ist, sieht gar nichts Differentes; wer nur Konformes anzubieten hat, kann unmöglich zuvor Besonderes beobachtet haben; Beobachter, die den Massengeschmack nur verlängern, sind keine Sonder-Beobachter, keine Kritiker, sondern sie handeln wie Zensoren. Auf die Eigenwilligkeit des Sonder-Beobachters, auf seine Unterschiedenheit zu verzichten, hieße auf diese Beobachterrolle insgesamt zu verzichten. Wer die sozial "ratifizierte" eigene kognitive und emotionale Welt in seiner Selbstbeschreibung nicht verlässt, ausschließlich diese "gut findet", verabsolutiert sie und wird die davon abweichende Welt anderer zwangsläufig stets uninteressant oder "minderwertig" bis hin zur Fremdenfeindlichkeit finden. Sonder-Beobachter hingegen richten ihre, zum Teil unvermeidlichen Negationen auch ketzerisch gegen den eigenen Kreis; sie hätten keine Sonderstellung, würden sie es nicht tun. Im Prozess der Sonder-Beobachtung, der Vergewisserung über die grundlegende Halluzinatorik von Wirklichkeitskonstruktionen werden fast zwangsläufig die Grenzen der engen und gleichsam kostenlosen Toleranz, die nur die eigenen sozialen Systeme betrifft, überschritten; man gewinnt, mit anderen Worten, eine relativ unkomplizierte Erklärung dafür, warum Intellektuelle (die ja häufiger um Sonder-Beobachtung bemüht sind) eher "fremdenfreundlich" sind, dafür aber ihrerseits nicht selten den engeren Kreis kaum tolerieren, zumal wenn dieser Kreis seine eigene Beschränktheit aggressiv verallgemeinert. (Zur Intellektuellen-Problematik, wenn auch mit zum Teil gegensätzlichen Akzenten vgl. Brunkhorst 1990; Helene Harth 1984, dort auch umfangreiche Literatur zur Geschichte und Kritik des Intellektuellen.)

Dass ein Sonder-Beobachter bei anderen als Außenseiter denunziert wird, ist kein peripherer Effekt der Sonder-Beobachter-Rolle, sondern beschreibt deren Grundkonstellation. Wenn man nämlich im Hinblick auf jeweils verschiedene Lesergruppen Grenzen und Hindernisse irritieren und neue Ansichten etablieren will, dann wäre es höchst unklug, sich von vornherein nur diejenigen Leute als Verbündete auszusuchen, die ähnliche Ansichten verfügt haben und sie kontrollieren - oder sich nur diejenigen als Leser auszusuchen, die so massiv unter diesen jeweiligen Ansichten stehen, dass sie sich darin (vorerst) überhaupt nicht mehr beobachten wollen oder beobachten können. Selbst die Expertenrolle, selbst die



"fachliche" Äußerung stellt eine unterschiedene Rolle dar; ob sie anerkannt oder denunziert wird, hängt davon ab, ob sich andere ebenfalls zuständig fühlen; in Sachen "Kunst" und "Literatur" halten sich, wie gesagt, gegenwärtig fast alle für "kompetent"; erst von da aus entsteht der allseits verbreitete Vorwurf gegenüber denen, die es sich herausnehmen, doch wieder mehr zu sehen und mehr zu sagen als die anderen.

Dem Verdacht, "elitäre" Rollen zu favorisieren, wird man wohl kaum restlos entgehen können, indessen muss der Sonder-Beobachter nicht "über den Dingen stehen"; es genügt, wenn er für die Dauer der Beobachtung "daneben" steht. Die Selbstinstitutionalisierung einzelner als angeblich dauerhaft privilegierte Intellektuelle, Lehrer, Kritiker, Priester, Propheten, Auguren, Wahrsager, Hellseher, Schlauberger, Bescheid- und Besserwisser, als Wagemutige, Abenteurer und Freibeuter mag sich indessen leicht einstellen, wenn es vorrangig auf die Anstöße ankommt, die vom individuellen Handeln ausgehen. Insgesamt zeigt sich allerdings, dass Sonder-Beobachter in einer eher schwachen Rolle sind: Ihr Interesse an Sonder-Beobachtung beweist geradezu, dass sie nicht zu den Mächtigen gehören. Die Sonder-Beobachter-Rolle bzw. die Sonder-Beobachter-Rollen sind also abzugrenzen von jenen Beobachter-Rollen einer gesellschaftlichen Machtelite, die insofern einen Sonderstatus einnehmen, als es ihnen gelingt, ihre Standard-Beobachtung zeitgenössisch und ungleich wirksamer durchzusetzen als dies bei Intellektuellen je der Fall sein kann. Sonder-Beobachter sind greifbar und angreifbar, und ohne Missachtung und persönliche Verzweiflung hat bislang niemand längere Zeit eine solche Rolle ausgeübt.

Abgesehen davon, dass es natürlich auch das Konzept von der "endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung" möglich macht, die psychischen Bedingungen zu untersuchen, unter denen jemand persönlich "nicht mehr einverstanden" ist, unter denen jemand persönlich die "Kraft zur Distanz" aufbringt oder unvermeidlich aufbringen muss, geht es hier in diesem Buch vor allem um allgemeine Bedingungen und Mechanismen, die essayistisches Beobachten ermöglichen. Natürlich enthält die (Sonder-)Beobachter-Rolle viele jener Teilrollen, die mit bislang vorliegenden Konzepten der "Kritik" oder auch mit Konzepten der "Kreativität" verbunden sind. (Zur "Kreativitäts"-Forschung im Zusammenhang mit Literatur vgl. McMullan 1976, Curtius 1976, Berron 1983 a und b, Gumbrecht 1988)

In der Selbstbeschreibung psychischer Systeme erzeugt essayistische, kritische Beobachtung halluzinatorisch "Krisen", bringt Defizite hervor, Widerständiges, Seltenes, Ergänzungen und Alternativen und nicht zuletzt: Schwieriges. Sonder-Beobachtung beharrt nicht nur auf alten Freiheitsmöglichkeiten, sondern sie beschreibt bislang ungeahnte Freiheitsverluste und sie eröffnet neue Freiheitsmöglichkeiten. Sonder-Beobachtung verstößt gegen Anerkanntes, Arriviertes, Ungefährliches, Ausgewogenes, Gefälliges, Bequemes; eben das aber steht ihrer Effektivität entgegen.

Auch der Essay hat "Stoppregeln": Die Grenzen der Herstellung essayistischer Tätigkeit lassen sich weitestgehend angeben; der Essay ist weder "poetisch", noch "magisch", noch "frei". Die Unterschiede zwischen Wissenschaft und Essay liegen vor allem in den unterschiedlichen Beobachter-Rollen (Sonder-Beobachtung bzw. Standard-Beobachtung). Auch der Essay kann selbstverständlich nicht auf alle Grundbedingungen so genannter "verständlicher", "akzeptabler" Darstellung verzichten, wenn es schließlich auch darum gehen soll, halluzinatorisch hervorgebrachte Sonder-Beobachtungen im Sinne von Anstößen, Irritationen zu verbreiten und Verbündete dafür zu finden. Die Sonder-Beobachter-Rolle kann nicht durchweg "tyrannisch" sein (obwohl sie es ansatzweise ist); Gegenkritik muss natürlich möglich sein, indem sie die Verletzung solcher Regeln (auch "ethischer" Regeln) benennt, denen im Prinzip auch der Essay verpflichtet ist. Man wird essayistische Sonder-Beobachtungen keinesfalls nach "richtig" oder "falsch" einschätzen können, und nur schwer nach "nützlich", "geeignet" bzw. "unbrauchbar", "ungeeignet"; andererseits muss natürlich prinzipiell die Möglichkeit gewährleistet sein, Sonder-Beobachtungen als "Fehlproklamationen", als gefährliche oder böse "Gerüchte" zu kritisieren. Will man keine "wertfreien" Beobachtungen etablieren, dann kommt man auch nicht heraus aus ethischen Fragen (so vorbelastet oder schwer zu führen solche Diskussionen auch immer sein mögen).

Auch essayistische Beobachtung wird ebenso wie kultur-"wissenschaftliche" (geistes-"wissenschaftliche") Beobachtung selbstverständlich nur in dem Maße wirksam, in dem es gelingt, diese Beobachterrollen "zielgerichtet" innerhalb der kulturellen Handlungsrollen einer Gesellschaft zu reklamieren, durchzusetzen und zu verbreiten. Eine

Scheu vor Praxis oder gar eine Aversion gegen sie lässt allerdings bislang in den Geisteswissenschaften die Illusion entstehen, wissenschaftliche oder essayistische Beobachtung führe allein schon deshalb zum Wandel, setze sich schon allein deshalb durch, weil sie insgesamt unentbehrlich und im Einzelfall berechtigt ist - so als setzten sich "Kritik", "Wahrheit" und "Vernunft" noch von selbst durch. Grundsätzlich halluzinatorische Beobachtung kann aber nicht mehr (wie noch "Kritik" möglicherweise in ihren bürgerlich-liberalen Glanzzeiten) auf ihren "Wahrheits"-Gehalt setzen. Gerade dann, wenn halluzinatorische Beobachtung sich nicht auf irgendwelche "wirklichen, realen Verhältnisse" berufen kann und berufen will, kann sie nicht losgeschickt werden wie eine Flaschenpost, in der Hoffnung, der Lauf der Zeit treibe sie schon an den richtigen Platz, und der zufällige Finder sei auch immer schon der richtige Adressat. Das Problem der Verbreitung und Anwendung ist nicht damit zu lösen, dass man noch weiter die Bedeutung von Kultur und Kulturwissenschaften mit den Parolen ihrer "unentbehrlichen Nutzlosigkeit" zu vertreten sucht. So gut wie nie taucht in literaturwissenschaftlichen und essayistischen Publikationen ein auf den Kulturbetrieb gerichteter Gestaltungs- oder Programmanspruch auf. Fast in jedem Fall gehen, um nicht zu sagen: hinken die Wissenschaftler oder Essayisten den übrigen Kulturprogrammen hinterher, die charakteristischerweise ohne ihr Zutun zustande kommen und vorangetrieben werden.

In gesellschaftlichen Systemen, in denen Beobachtung nicht durch Gewaltherrschaft unterdrückt wird, trifft Sonder-Beobachtung weniger auf Restriktionen institutioneller Art, sondern hier muss Sonder-Beobachtung auch "innerpsychisch" konkurrieren mit den totalen (oder gar totalitären) Proklamationen der nicht-kritischen "Beobachtung"; zur Zeit lauten sie etwa: "Don't worry, be happy!", "Easy living!", "Gutdraufsein", materieller "Erfolg", "Karriere" und "Selbstverwirklichung" in ihrer häufigsten Variante: "I like Genuß sofort". Andere Weltmodelle bieten Proklamationen an, die mindestens im Effekt der nicht-kritischen "Beobachtung" den eben genannten Proklamationen ansatzweise vergleichbar sind: "Gemeinwohl", "Unterordnung", "Gehorsam", "bedingungslose Opferbereitschaft", "Hingabe" oder "Vaterland"; aber auch "Familie", "Privatleben", "(Eigen-)Heim" o. ä. sind Proklamationen tendenziell nicht-kritischer "Beobachtung". Kultureller Wandel ergibt sich gerade auch aus einer "ästhetischen Verführung" (eben weil direkte Kommunikation unmöglich ist); Impulse zum Wandel müssen nicht nur rational begründet, sondern

sie müssen auch emotional oder sogar "erotisch" attraktiv sein; es geht schließlich immer um eine Art Echo an der Grenze des Bollwerks bislang herrschender Selbstverständlichkeiten, bislang herrschender "Selbstbeschreibungen". Interpretation erscheint u. a. als "Manipulationsversuch", als Versuch, einer bestimmten Öffentlichkeit bestimmte Texte in bestimmter Weise als deren Texte anzubieten. Doch selbst der Essay hat im deutschsprachigen Raum keinen ungefährdeten Platz in diesem Feld: In seiner außerordentlich heftigen Polemik "Heine und die Folgen" von 1911 wirft ausgerechnet Karl Kraus, dieser Meister der satirischen, sarkastischen und so gesehen auch publikumswirksamen Übertreibung und Verzerrung nun Heinrich Heine vor, die Kritik - oder wie Karl Kraus oft sagt, den "Geist" verraten zu haben, den Trick gelehrt zu haben; Karl Kraus wirft Heinrich Heine vor, das Dekors, den Feuilleton-Stil, diese "Franzosenkrankheit" in die deutsche Sprache eingeführt, Kritik dem leichten Konsum untergeordnet zu haben. Karl Kraus hat, wie Manfred Schneider gezeigt hat, eine eigenartige Aversion gegen Werbemethoden; Karl Kraus vertraute offenbar noch darauf, dass "Kritik" sich gleichsam selbstständig ihre Bahn breche; Karl Kraus erlebt das eigene Schreiben als Rettung der Sprache vor der Prostitution (Vgl. Schneider 1977, 163); so hat der Witz von Karl Kraus schmerzlich zu sein, nicht heiter oder lockend. Mit der Heine-Attacke von Karl Kraus ist noch einmal sehr drastisch der alte Anspruch unterstrichen worden, Kritik und Essay sei in jeder nur denkbaren Hinsicht von Tendenzen der Werbung, von Tendenzen der Manipulation freizuhalten, Kritik und Essay bzw. Feuilleton seien strikt zu trennen; übrigens eine Trennung, auf der schließlich etwa auch noch Habermas in seinem Buch "Strukturwandel der Öffentlichkeit" energisch besteht (und dies im Grunde auch noch in seiner Derrida-Kritik fortsetzt.) - Ein Kriterium halbwegs erfolgreicher Essayistik ist die "Autorreputation", die gelegentlich allein die Glaubwürdigkeit des Interpretationsgerüchts erzeugt. "Zu Zola gehört sein 'J'accuse', und es war mit der Höhepunkt seines öffentlichen Wirkens und seiner moralischen Existenz. Aber dieser Schrei, diese Anklage geschah auf dem Fels, auf dem Berg eines großen Werkes." (Wolfgang Koeppen 1972, 16) Freilich kann das Lebenswerk eines Sonder-Beobachters auch durch zu viel Anerkennung (jedenfalls bei Lebzeiten) ruiniert werden: "Es ist der Moment, da ein großer Brandstifter zum Feuerwehrhauptmann ernannt wird." (Eco 1985, 284)

Es geht hier weniger um die Ausstattung des Literatur-Interpreten mit ganz neuen Mitteln, vielmehr käme eine Verschärfung ja schon allein dann ins Spiel, wenn der Essayist sich drastisch klar machen würde, in welcher Kultursituation er welche Ziele bei welchen Lesern auf welchen Wegen verfolgt; jede Anwendungsorientierung wird zur Enttäuschung von (Wert-)Freiheitsidealen - aber sich dieser Enttäuschung bewusst auszusetzen, würde den Erfolg essayistischer Tätigkeit erhöhen. Die Ziele der essayistischen Tätigkeit richten sich ja schließlich u. a. darauf, Partner, Verbündete für veränderte Arten der Wirklichkeits-Konstruktion zu finden. Erst von psychischen Systemen ausgehend sind diesbezüglich die weiteren Fragen nach Macht und Herrschaft der jeweiligen Diskurse zu stellen.

Auch der Essay hat (ähnlich wie Wissenschaft, aber in anderer Form) die Aufgabe, neue, schließlich nachvollziehbare Unterscheidungen anzubieten, die Bedingungen ihrer Hervorbringung anzugeben, ebenso wie die Umstände, unter denen die vorgeschlagenen Unterscheidungen scheitern müssten. Doch Vorhersagequalität indessen "beweisen" Essays erst im Nachhinein: Essays, die vor Jahrzehnten oder vor Jahrhunderten publiziert worden sind und die (im Unterschied zu anderen Essays) allein aufgrund ihrer nachträglich festgestellten Analysesicherheit und ihrer Autorreputation nicht vergessen worden sind. Halluzinatorik "trifft" also eher zufällig oder grundlos, sie kommt aus der Struktur nicht heraus, gleichsam "Gerüchte in die Welt zu setzen".

Halluzinatorische Sonder-Beobachtung weist einige Momente auf, die "Gerüchte" charakterisieren: Die Wahrnehmung bzw. Hervorbringung einer Krisensituation; der Versuch, sie voreilig zu verschärfen; ihre Komplexität zu reduzieren, um gleichzeitig einen Rest von Kontrollillusion suggerieren zu können; die Hoffnung des Halluzinators, als Analytiker der Krise und als Ratgeber (auch später noch) gefragt zu sein; die Autosuggestion des Halluzinators, der er selbst unterliegt und die bei ihm die Unterscheidung von Fiktion und Nicht-Fiktion weiter hinfällig werden lässt; überhaupt die "im guten Glauben" betriebene Nivellierung alter Unterscheidungen zugunsten neuer. (In teilweiser Anlehnung an Schuh 1981) Gerade der Umstand, dass ohnehin vermindert "Wahrheit" beansprucht werden kann in der Krisensituation, steigert - weil jede gewöhnliche Prüfung ja unterbleiben muss - den Erfolg des Gerüchts. "Der Mensch projiziert in die Wiedergabe eines Gerüchts seine Gedächtnis-

mängel ebenso wie sein Bestreben, einem mehrdeutigen (Wahrnehmungs-)Feld Bedeutung zu verleihen. Das Ergebnis dieser Projektion enthält dann vieles von den eigenen Gefühlsbedürfnissen, dem Haß, den Ängsten und Wünschen. Sind nun mehrere Personen an der Verbreitung eines Gerüchts beteiligt gewesen, so spiegelt das Endergebnis den kleinsten gemeinsamen Nenner der kulturellen Interessen, des Gedächtnisumfangs der Gruppeneinstellungen und Vorurteile aller Beteiligten wider." (Allport und Postman; zitiert nach Schuh 1981, 18) Interessant ist dabei auch - es gibt der Geschlossenheits-Annahme Recht - dass Gerüchte sich schichtspezifisch verändern, bzw. dass die Kommunikationskanäle der Gerüchte soziale Grenzen nur bedingt zu überwinden vermochten. Die Durchlässigkeit der Schichtgrenzen nimmt zu einerseits mit der Aktualität der Botschaften und andererseits mit dem Abstraktionsgrad, d. h. dem Anteil der Botschaften, der über die unmittelbare und individuelle Lebenssphäre der Betroffenen hinausreichte. (Vgl. Dröge 1970)

Keine Lösung der hier bezeichneten Probleme stellen jene Textinterpretationen dar (falls man dabei überhaupt noch von "Textinterpretation" sprechen kann), bei denen der jeweilige Verfasser aufgrund forcierter "Selbstbeschreibung" noch nicht einmal mehr simuliert, über einen vorgegebenen literarischen Text zu reden oder auf irgendeine Form von Zustimmung nun bei den eigenen Lesern aus zu sein, bei denen also der Verfasser nur noch "objekt-unabhängig" über seine Kognitionen und vor allem über seine Emotionen "dabei" berichtet; dies geschieht nicht nur in studentischen Seminararbeiten, sondern es geschah auch in den regionalen und überregionalen Feuilletons: Zum Beispiel in Franz Bönis "Einladung, die Bücher des Schweizer Schriftstellers Renato P. Arlati zu lesen". Böni begründet (wenn überhaupt) seine Einladung (anscheinend?) mit der Ähnlichkeit seiner Welterfahrung mit denen von Arlati, wobei man nun aber ausschließlich über die Welterfahrungen Bönis etwas erfährt und allenfalls gutwillig vermuten kann, dass die Lektüre der Bücher Arlati sich zu ähnlichen Welterfahrungen möglicherweise eignen könnte; Franz Böni schreibt etwa über sich: "Ich rechnete mit einer Krise von einigen Jahren und dachte nicht, dass sie zehn Jahre dauern würde. Es kommt nie so schlimm, wie man erwartet, es kommt viel schlimmer. Heute geht es mir schlechter als vor zehn Jahren, damals ging es mir katastrophal." (Die Zeit, 3.9.1982)

Immerhin kann man auch solche Texte - als Anstoß, als Grenzirritation für andere - "gut oder schlecht", "interessant oder uninteressant" machen. Mir scheint allerdings (vorerst) der Preis für die generelle, gleichsam anspruchslose Favorisierung eines solchen Redens über Kunst und Literatur zu hoch: Wenn es lediglich noch darum gehen soll zu sagen, wie man sich "dabei" gefühlt hat oder was am dringendsten über sich selbst äußern möchte, dann gibt es - jedenfalls in der gegenwärtigen Situation - keinen Unterschied mehr etwa zwischen dem Reden in einer Selbsterfahrungsgruppe und einem Gespräch über Kunst; vor allem aber gäbe es keine Sonder-Beobachter, keine Essayisten, keine tolerierten Kunst-Experten mehr, weil ja in ausschließlich und offen deklarierten emotionalen Angelegenheiten jeder nur selber kompetent ist, jeder nur selber "Experte" ist; mir scheint, dass man vor allem hiermit den seit längerem erkennbaren Renommeeverlust der Kultur-Experten zu erklären hätte. Und was wäre gewonnen mit jener alternativen, beinahe wortlosen, unkundigen, aber trotzigen "Interpretation", die anlässlich von Kulturangeboten überhaupt nicht mehr argumentiert, sondern jeden Streit tyrannisch verweigert mit Behauptungen wie "Find' ich aber gut/schlecht so!"

Eine Lösung wäre auch nicht in einer verstärkt subjekt- statt objektorientierten Interpretationssprache zu finden: Eine solche Sprachverwendung erschiene äußerst maniert oder stereotyp in Gebrauch der wenigen verfügbaren Formeln der Subjektabhängigkeit. Ein solcher Versuch scheiterte vor allem daran, dass Sprache insgesamt objektorientiert ist und dass diese Täuschung gerade mit Sprache so gut wie gar nicht aufzudecken ist. Man bleibt apodiktisch, aber der Kontext der Apodiktik lässt sich wechseln: Vom Wissenschaftsanspruch zum Essay.

Die Empiriker sind selten kritisch, und die Kritiker sind selten empirisch; dies Differenz jedoch ist vermeidlich: Eine routinemäßige essayistische Ergänzung der Resultate der empirischen Literatur- und Medienwissenschaft erscheint durchaus möglich. Sind Forschungsergebnisse "wirklich" in jeder Hinsicht etwas anderes als Manipulationsversuche, als Versuche, einer bestimmten Öffentlichkeit bestimmte Erkenntnisse mit dem Ziel bestimmter Effekte auf bestimmte Weise anzubieten (zumal eine direkte Vermittlung ohnehin nicht stattfinden kann)? Die schlechte finanzielle, personelle, theoretische und methodische Situation der Literatur- und Medienwissenschaft fungiert vielfach als Vorwand für den Verzicht auf moderne Formen der Kritik. Der Anwendungsanspruch im Hinblick auf

Medienproduktion und Medienrezeption hält sich in Grenzen; ein Planungs-, Innovations- und Korrektur-Anspruch besteht selten, mit Ausnahme der Medienpädagogik: Sie kann gar nicht anders, aber das ist schon beinahe ihr Dilemma. Die Literatur- und Medienwissenschaftler sind zum Teil auch selber schuld daran, wenn ihnen Feuilletonisten mit wackligsten Begründungen den öffentlichen Einfluss nehmen. Etwa die Differenz zwischen Kunst und Kitsch schafft sich nicht "von der Sache her"; wenn man entgegen postmodernen Trends die Trivialitätskonvention fortbestehen lassen will, dann muss man sie propagieren, und zwar im Hinblick auf die anderen. Das Einlassen auf die subjektiven Theorien der anderen und die Auswertung dieser Theorien kann indessen immer nur der Anfang eines Projekts, jedoch nicht sein Abschluss sein. Eine Medienwirkungsforschung, die auf ihre eigenen Anwendungsmöglichkeiten, die auf eine "arrogante" Kritik an den Rezeptionsformen der anderen verzichtet, erscheint sinnlos. Kritik (wie reduziert auch immer) heißt: Bewusstes Vollziehen der jeweils wahrgenommenen Differenzen, etwa zu den Unterhaltungskonzepten der anderen. Zwar ist es offenkundig unmöglich, beide Ansprüche gleichzeitig zu aktualisieren: die subjektive Theorie der anderen ernsthaft nachvollziehen und "empirisch" modellieren zu wollen und im gleichen Vorgang auch schon kritisch zu verfahren. Indessen bleiben alle Möglichkeiten eines Nebeneinander und Nacheinander.

Im Rahmen der essayistischen Tätigkeit der Interpretation macht es (wie schon gesagt) auch wenig Sinn, den Essay mit Kriterien der Poesie, der Literatur erfassen zu wollen. Der Hinweis darauf, dass der Essay weitaus weniger über explizite oder stillschweigende Verabredungen zu definieren sei als Wissenschaft, ergibt sich aus einem Vergleich über Ausmaß und Eigenart der jeweiligen Verabredungen, nicht aber aus deren Unterschätzung oder poetologischer Verwechslung. Wissenschaft, Essay und Literatur haben unterschiedliche "Freiheitsgrade" und "Stoppregeln", aber die Unterschiede liegen in den (Abgrenzungs-)Regeln, und gerade nicht in einem jeweils unterschiedlichen Abstand zu einer "realen" Welt; Literatur ist nicht weiter weg als Wissenschaft; Literatur verfährt anders und dient anderen Zielen; das ist der einzige zentrale Unterschied. Wissenschaft vollzieht, beschreibt und erklärt Wahrnehmungs-Konventionen; Literatur und Essay irritieren Wahrnehmungs-Konventionen und bringen halluzinatorisch Neukonstruktionen hervor, aber sie tun dies auf unterschiedliche Weise. Texte sind ohne Interpretation nicht wahrnehmbar;



bereits die flüchtige Registrierung von Autor, Verlag und literaturkritischer Resonanz trägt zur Erzeugung von Kontext bei, aber die Verlaufsrichtungen essayistischer Interpretationen sind nicht "Klärung" dieser "Selbstverständlichkeiten", sind nicht "Entschlüsselung", nicht "Deutung" oder "Auslegung", sondern Irritationen und Problematisierungen des scheinbar Vertrauten. Der essayistisch verfahrenende Interpret übertreibt, dramatisiert, beschwört, beschwichtigt die Gegenargumente oder macht sie lächerlich. Die "black box" des Textes macht für Beobachter einen Unterschied: "Dessen Geschäft - Interpretation respektive 'whitening the black box' - ist es, mit Hilfe von Unterscheidungen jenen Unterschied zu beobachten. Erscheint im Resultat die 'black box' als weiß, so gilt dies doch nur innerhalb der Interaktion von Beobachter und Objekt, oder: 'innerhalb' der applizierten Unterscheidungen." (Stanitzek 1989, 9 im Anschluss an Ranulph Glanville 1979)

Man würde auf die derzeit erfolgreichen Überzeugungsrituale im Diskurs über Literatur verzichten, wenn man es unterließe, das eigene Reden über Literatur "rhetorisch" zu gestalten. Gemeint ist eine allerdings "offene" Rhetorik; eine "geschlossene" quasi fachsprachliche Rhetorik würde noch stärker zur Lächerlichkeit tendieren als die Rhetorik akademischer Musik- oder Bildinterpretation. Der Essay anlässlich von Literatur soll sich zwar von Literatur unterscheiden, der Essay soll zwar eine Art von Meta-Relation herstellen, aber bedeutungsvoll kann er nur werden, wenn er die vorgegebene Sprache des literarischen Textes auf seine eigene Weise aufgreift und fortführt. Die Grunddifferenz zwischen Literatur und essayistischer Literatur-Interpretation ist durch Publikationsort, Einleitungssätze, Gesamtverfahrensweise etc. meist ohnehin klar. Genau dies ermöglicht erneut eine produktive Verwechslung: die von Literatursprache und Essaysprache; würde der Essay eine in jeder Hinsicht verschiedene Sprache verwenden, würde sich der Anlass "literarischer Text" endgültig erübrigen. Ein Reden über Literatur, das durchgängig eine andere Sprache verwendet, als sie im literarischen Text vorkommt, tendiert dazu, auch von ganz "anderen Dingen" zu sprechen, als sie beim Lesen des literarischen Textes hervorgebracht werden; und diese "anderen Dinge" könnten dann vermutlich auch ohne den Anlass des literarischen Textes gesagt werden.

Der Widerspruch zwischen privater Textrealisation und öffentlicher Präsentation des Interpretationstextes ist unauflösbar; er bedingt den Essay.

Interpretation und Essay sind dadurch charakterisiert, dass sie Diskursregeln nicht nur fortlaufend akzeptieren (als Mindestvoraussetzung einer "Kommunikation"), sondern auch fortlaufend verwerfen. Soll man Interpretation als "wissenschaftliches" Verfahren beibehalten? Vielleicht hat ein Spiel, das von jedermann erkennbar falsch gespielt wird, eben genau damit wieder eine neue, allgemein akzeptierte Regel?

Warum zögert (mein) Hamlet zu handeln? Nicht weil er ödipal fixiert ist, nicht weil er ein klassischer Melancholiker ist, sondern weil er als Essayist, Halluzinatoriker und Sonder-Beobachter an Worten und nicht an Taten interessiert ist. Sein Interesse am eigenen psychischen System und sein Desinteresse an sozialen Systemen (und sei es nur ein "Grundriss") ist dafür freilich nur eine notwendige, leider aber noch keine hinreichende Bedingung - stellen wir jetzt am Schluss schmerzlich fest. Das mangelnde Echo, dass dieser Hamlet (zu "Lebzeiten") erfuhr, lag wohl nicht zuletzt in seiner Jugend begründet: Gibt eine junge Dohle Alarm, dann kümmert sich kein einziger anderer Vogel darum (auch kein bunter); geht aber der gleiche Alarm von einem der alten Männer aus, dann fliegen alle anderen Dohlen ebenfalls in größter Aufregung davon; womit wir den Konstruktivismus schließlich auf die Autopoiese der Dohle zurückgeführt hätten (und auf eine Übersetzung ins Tschechische als Beitrag zur Kafka-Forschung hoffen).

## Anmerkungen

### Anmerkungen zum ersten Kapitel

1 Gottfried Benns gesamte diesbezügliche Notiz in den „Marginalien“ (erst 1949 veröffentlicht) lautet: „Die Zeitalter. Die Zeitalter werden durch Kunst bestimmt, die Zeitalter rechnen nach den Perioden der Stile. Das Zeitalter vor den Weltkriegen war bestimmt durch 'Feuer' von D'Annunzio, 'Dorian Gray' von Wilde, 'Die Göttinnen' von Heinrich Mann, die frühen Verse von Hofmannsthal, die Bilder der französischen Impressionisten, die Musik der Salome, den Marmor Rodins. Von hier aus drangen die Probleme in die Zeit, von hier aus ergaben sich die Probleme in die Zeit - sie waren keineswegs Ausdruck der Zeit, sondern deren Schöpfer. Geschichtsbildend sind nicht die Kriege, sondern die Kunst. Ein Krieg endet nach unsäglichen Zerstörungen am Stammtisch eines Regimentsvereins und in den altmodischen Phrasen von Festrednern. Nach Zerstörungen die zu nichts führen. Auch die Kunst ist Entsagung, aber eine Entsagung, die alles empfängt.“ (Hier zitiert nach 1968, 2177)

2 „Denn die Auffassung, dass soziale Systeme nicht aus Individuen bestehen und auch nicht durch körperliche oder psychische Prozesse erzeugt werden könnten, besagt natürlich nicht, dass es in der Welt sozialer Systeme keine Individuen gäbe. Im Gegenteil: eine Theorie selbstreferentieller autopoietischer Sozialsysteme provoziert geradezu die Frage nach der selbstreferentiellen Autopoieses psychischer Systeme und mit ihr die Frage, wie psychische Systeme ihre Selbstreproduktion von Moment zu Moment, dem 'Strom' ihres 'Bewusstseinslebens', so einrichten können, dass ihre Geschlossenheit mit einer Umwelt sozialer Systeme kompatibel ist.“ (Luhmann 1984a bzw. 1987a, 347f.)

3 Anlässlich des Begriffs „Konstruktivismus“ wäre zum Beispiel auch daran zu erinnern, dass in den zwanziger Jahren in der Sowjetunion eine bestimmte Richtung von Kunst und Architektur als „Konstruktivismus“ bezeichnet worden ist; selbst da noch tauchen, wenn auch nur andeutungsweise und eher missverständlich „konstruktivistische“ Überlegungen auf: „Die Konstruktivisten kommen nämlich überhaupt nicht mit Entwürfen für eine neue Kunst, sondern mit Plänen für eine neue Welt, mit einem Programm für ein neues Leben. Sie realisieren nicht irgendwelche ästhetischen Theorien, sondern schaffen eine neue Welt. Sie kommen einfach mit dem Entwurf einer neuen Erdkugel. Sie beabsichtigen, die Welt auf einer neuen Grundlage zu rekonstruieren, die zu einem richtigeren sozialen Gleichgewicht hin orientiert ist. Sie lehnen en bloc alle Klassi-

zismen und Romantizismen ab, alle Artismen und Ästhetizismen, wofür man ebenso einen wackeren Willen braucht wie auch klare und helllichtige Intelligenz. Sie haben die muffigen Museen verlassen, die Friedhöfe des Gedankens, und den Staub von ihren Schuhen geschüttelt. Da die Vergangenheit tot ist und die Geschichte aufgehört hat, Lehrerin zu sein, ist es nicht nötig, sich auf das Museum, die Tradition und die Geschichte zu berufen. Renan sagte richtig voraus, dass bald eine Zeit kommen würde, wo der Mensch aufhört, an seiner Vergangenheit interessiert zu sein. Wir können daher die ganze Geschichte auf Statistik reduzieren. Sie sagt mehr aus und ist weniger trügerisch.“ (Karel Teige: „Der Konstruktivismus und die Liquidierung der 'Kunst'“, 1925; hier zitiert nach Teige 1968, 56)

### **Anmerkungen zum zweiten Kapitel**

1 Die Formulierung "die Welt im Kopf", die hier auf konstruktivistische und kognitionstheoretische Überlegungen hinweisen soll, ist einigermaßen vorbelastet durch Kritik, Selbstkritik, Ironie und Spott. - Franz Kafka beklagt gegenüber Felice Bauer "die Welt im Kopf" (Brief vom 21.6.1913; vgl. auch Tagebuch-Eintragung vom 21.6.1913); in Elias Canettis Roman "Die Blendung" kommt "Welt im Kopf" als Kapitelüberschrift vor (neben "Ein Kopf ohne Welt" und "Kopfloze Welt"); Jean Améry gab einem Glückwunschartikel (1974 in der "Süddeutschen Zeitung") zum 250. Geburtstag von Immanuel Kant den Titel "Die Welt im Kopf"; fast beliebig ließen sich weitere Nennungen der "Welt im Kopf" anführen; Eckhard Henscheid (1980, 116f.) spottet über (fast) alle, die diese Formulierung "die Welt im Kopf" überhaupt verwenden.

2 "Das Problem der 'zwei Kulturen' basiert auf einer uninformierten, unzeitgenössischen Vorstellung von der kulturellen Situation der Gegenwart. Es erwächst aus der Unwissenheit zahlreicher Literaten (und Naturwissenschaftler, die sich nur oberflächlich im Bereich der Künste auskennen - wie nicht zuletzt der Naturwissenschaftler und Romancier C.P. Snow höchst selbst) in bezug auf eine neue Kultur und die spezifische Erlebnisweise, die in ihr sichtbar wird. In Wahrheit kann es eine Trennung zwischen Naturwissenschaft und Technik auf der einen und Kunst auf der anderen Seite ebenso wenig geben wie eine Trennung zwischen der Kunst und den verschiedenen Formen des gesellschaftlichen Lebens. Kunstwerke, psychologische Formen und gesellschaftliche Formen reflektieren sich wechselseitig und verändern sich miteinander. Es versteht sich

freilich von selbst, dass die meisten Menschen nur langsam mit derlei Wandlungen fertig werden; das gilt besonders heute, da sich diese Wandlungen mit einem nie zuvor erlebten Tempo vollziehen." (Susan Sontag 1965, zitiert nach 1968, 290)

3 Die sog. "Kant-Krise" bei Heinrich von Kleist lässt sich einerseits auf Kleists globale Einschätzung zurückführen, es dürfe nunmehr keine "falsche" Alltagswirklichkeit, keine Simulation einer "objektiven" Außenwelt mehr geben; Kleist erfuhr den Kant'schen "Konstruktivismus" nicht mit dem befreiendem Gefühl, dass die jeweils vorherrschende Wirklichkeit nur eine der möglichen Beschreibungen ist; vor allem aber zeigt sich in Kleists Krise die tiefe Enttäuschung, dass nunmehr keinerlei gegenwärtige Erkenntnisse für ein Leben nach dem Tod dienlich wären; Kleist schreibt in einem Brief vom 22.3.1801 an Wilhelmine von Zenge: "(...) Vor kurzem ward ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt - und Dir muss ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, dass er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird als mich. Auch kennst Du das Ganze nicht hinlänglich, um sein Interesse vollständig zu begreifen. Ich will indessen so deutlich sprechen, als möglich. - Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün - und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas von ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr - und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich - Ach, Wilhelmine, wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr - Seit diese Überzeugung, nämlich, dass hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich nie wieder ein Buch angerührt." - (Vgl. auch Cassirer 1919; Muth 1954)

4 Carl Einsteins Aufsatz "Nekrolog" erschien 1932 in der für die frühen Texte der Moderne so wichtigen Zeitschrift "Transition" in einer englischen Übersetzung des Herausgebers Eugene Jolas. Der hier zitierte Text ist - weil das deutsche Original als verloren gilt - eine Rückübersetzung ins Deutsche, die Ernst Nef vornahm. Sie "gibt wohl Einsteins Meinung, aber nicht den Originaltext wieder." (Nef)

5 Auch an das von Heißenbüttel in Anlehnung an Carl Einstein entwickelte Konzept der "Halluzinatorik" lässt sich hier kaum anschließen. Die Kritik richtet sich weniger gegen Heißenbüttels Auffassung, dass subjektive Erfahrung an ihr Ende gelangt sei. "Wenn man, was Einstein sagt, wörtlich nimmt: 'Ich - ein Bild - müde des Namens' - so gibt es keine Zukunft für die dichterische Selbsterkenntnis und Selbstbestätigung des Subjekts. Die Fähigkeit, einer menschlichen Innerlichkeit ihr eigenes Wesen sprachlich zu erfassen, ist an ihr Ende gekommen." (1966, 161) Die hauptsächliche Kritik betreffe die Emphase, die Heißenbüttel mit Auflösung doch noch zu gewinnen versucht. Heißenbüttel spricht von "mystischer Entrückung" (1964, 777), von "meditationsweckender Funktion" (1966, 82), von "Exerzitien" (1966, 49 und 233), von einem "Augenblick der Erleuchtung" (1974, 25). - Wie immer man das einschätzen mag, es geht bei Heißenbüttel offenbar eher um herausragende und gerade nicht (komplementär) um selbstverständliche, profane Möglichkeiten. Wie viele andere Autoren im Umkreis der sog. "experimentellen Literatur" hoffte auch Heißenbüttel, zumindest in den sechziger und siebziger Jahren, die "Wörter", das "Sprachmaterial" enthielten alles und agierten selbsttätig; Heißenbüttels Interesse galt einmal einer "Literatur gleichsam ohne Personal". (Vgl. auch Scheffer 1986a) - Ein skeptischer, damit allerdings auch semantisch anderer Gebrauch von "halluzinatorisch", findet sich beiläufig bei Eco: "Man kann jedoch immer auf der Basis des Kontextes entscheiden, welche Interpretation nicht dem Versuch nach Verständnis 'dieses' Textes entspringt, sondern eher einer halluzinatorischen Reaktion des Adressaten." (1988, 29)

6 Eine bemerkenswerte Parallele zu dem konstruktivistischen Konzept geschlossener (und homöostatischer) Systeme findet sich schon in den zwanziger Jahren bei Theo von Doesburg: "Das Leben ist ein Agglomerat gegensätzlicher Kräfte, die sich, weil sie alle die gleiche Geschwindigkeit und Intensität entwickeln, in ewigwährendem Gleichgewicht befinden. (...) Außerhalb der geschlossenen Kugel der Gegensätze (...) ist es nicht möglich, sich zeit-räumlich aufzuhalten. Immer wenn man glaubte, in religiöser, wissenschaftlicher, philosophischer oder ästhetischer Hinsicht außerhalb dieser Kugel einen neuen Festpunkt eingenommen zu haben, war dies ein Irrtum. Wir können nur innerhalb der Kugelwand plastisch-rund oder flächig-eben unseren inneren und äußeren Bewegungen ausführen. Auch wenn wir gegenüber der Raumzeit scheinbar einen neuen Punkt besetzen, nehmen wir nur die ganze Lebensatmosphäre, in der wir uns befinden, wie die Flüssigkeit in der Gelatine kapsel mit uns mit. Die Kapsel

verändert ihre Gestalt, und wir meinen, die Gestalt des Lebens habe sich verändert." (Zitiert nach van Doesburg 1983, S. 131)

7 Das Bild, man hätte nur Skizzen bzw. Karten, nie aber das Original, nie das eigentliche Territorium, stammt von Alfred Korzybski, und ist referiert und kommentiert bei Gregory Bateson (1983, 577 und 1987, 40ff.)

8 Immer dort, wo die uns bekannte Trennung zwischen Gefühl und Verstand, zwischen Emotion und Kognition nicht in gleicher Weise wie in unserer Kultur praktiziert wird, gibt es natürlich auch eine andere begriffliche, bzw. sprachliche Auffassung von Kognition und Emotion. "(...) Emotion wird in unserem Kulturkreis gemeinhin als der (unvereinbare) Gegenpol zur Kognition, und besonders zur Rationalität, angesehen. Für das Gegenstandsverständnis innerhalb eines epistemologischen Subjektmodells ist die Dichotomie eine unfruchtbare, aus dem Neoromantizismus stammende Polarisierung. Eine epistemologische Psychologie muss und will sich dem Anspruch stellen, (und möglichst erfüllen), diese polarisierten Dimensionen theoretisch und praktisch wieder - soweit möglich - zu reintegrieren. Dazu ist eine Rekonstruktion emotionaler Zustände bzw. Konstrukte innerhalb einer kognitiven Rahmentheorie notwendig." (Groeben und Scheele 1977, 103) - Gedanken bedingen Gefühle, und Gefühle bedingen Gedanken. Das haben in ungewöhnlich deutlicher Weise z.B. die verschiedenen Formen der kognitiv orientierten Psychotherapie gezeigt: Wer lernt, anders zu "denken", wird zwangsläufig anders "fühlen". Kognitiv orientierte Formen der Psychotherapie ("kognitive Verhaltenstherapie", "kognitive Verhaltensmodifikation") gehen von der Annahme aus, dass Emotionen und Verhalten weitgehend durch kognitive Prozesse geleitet werden. Auch emotionale "Spontanität" wäre so gesehen kognitiv gesteuert. Der Umstand, dass man Gefühle "schwer in den Griff bekommt", beweist nicht deren Autonomie. "Gefühlsbetonte Menschen 'denken' daher anders als weniger emotionale (...)". (Ellis 1978, 51) "Nicht die verborgenen Triebe, Motive und Bedürfnisse des Menschen sind Ursache von Emotionen, sondern die in einer bestimmten Situation ablaufenden Bewertungsvorgänge." (Schwarzer 1981, 75) Es gibt zahlreiche eindrucksvolle empirische Belege für diese Thesen. (Vgl. etwa Bulman und Wortman 1977) - In der kognitiven Psychologie ist also der hohe Zusammenhang zwischen Emotionen und Kognitionen völlig unbestritten; die allerdings wichtige Frage, ob dieser Zusammenhang weitgehend "kausal" gedacht werden kann - bestimmte Gedanken hätten bestimmte Gefühle zur Folge und nicht umgekehrt - bleibt einigermassen umstritten. - Selbst innerhalb scheinbar "rein" ökonomischer Prozesse spielen emotionale Faktoren der als Konsumenten gedachten Akteure offenbar eine

entscheidende Rolle; so zeigt etwa Hirschman, dass sowohl die Motivation für politisches Engagement als auch der "Rückzug ins Private" mit spezifischen Enttäuschungsmechanismen zu erklären sind und nicht mit der vorgeblichen Rationalität von "Bedürfnis", "Angebot", "Preis" etc. (vgl. Hirschman 1984).

9 Bekannt sind kognitive Methoden der Schmerzlinderung seit jeher; Kant etwa benutzte die "kognitive Strategie der Aufmerksamkeitszerstreuung" (Meichenbaum 1979, 169): "Seit einem Jahr werde ich durch eine Neigung zum Kränkeln und starke Schmerzen geplagt; nach den Beschreibungen solcher Symptome von anderen Leuten zu schließen, glaube ich, dass es sich um Gicht handelt, so dass ich einen Arzt rufen musste. Eines Nachts jedoch, als ich vor Schmerzen aufwachte und sie nicht länger ertragen konnte, bediente ich mich des Mittels der Stoiker, sich auf unterschiedliche Gegenstände des Denkens zu konzentrieren, wie etwa den Namen 'Cicero' mit seinen mannigfaltigen Gedankenverbindungen; auf diese Weise wurde es mir möglich, meine Aufmerksamkeit zu zerstreuen, so dass der Schmerz bald gedämpft war (...). Wann immer die Anfälle auftreten und meinen Schlaf stören, ist dieses Mittel für mich am hilfreichsten." (Zitiert nach Meichenbaum, ebd.) - Kognitive Konzepte ermöglichen, wie es scheint, auch eine vorläufige Erklärung solcher Phänomene wie die des "Voodoo-Todes". Die kognitive Gewissheit des Opfers, es gäbe keinerlei Rettung, lässt anscheinend das physiologische und emotionale System völlig zusammenbrechen - in jedem Fall aber hatte das Opfer Kenntnis davon, dass es mit einem Fluch belegt worden ist. (Vgl. auch Davison und Neale 1970, 129ff.)

10 erinnert sei an das, was man im Anschluss an Michel Leiris behelfsmäßig als den "Kakaobüchsen-Effekt" bezeichnen könnte: "Meinen ersten richtigen Kontakt mit dem Begriff des Unendlichen verdanke ich einer Kakaobüchse holländischer Firmierung, die den Rohstoff meiner Frühstücke enthielt. Eine Seite dieser Büchse war mit einem Bild geschmückt, das eine Bäuerin mit Spitzenhäubchen darstellte, die hielt in ihrer linken Hand ein ganz gleiche Büchse, mit dem gleichen Bild geschmückt, und zeigte es vor und lächelte, rosig und frisch. Eine Art Schwindel befiel mich, wenn ich mir diese unendliche Reihe von Wiederholungen des gleichen Bildes vorstellte, das unzählige Male die gleiche junge Holländerin reproduzierte, die theoretisch mehr und mehr verkleinert wurde, ohne jemals zu verschwinden, und mich mit einem spöttischen Gesichtsausdruck anblickte, und sie hielt mir ihr eigenes Ebenbild entgegen, auf eine Büchse gemalt, die identisch mit der war, auf die sie selbst gemalt war." (Zitiert nach 1983, 34)



11 Vgl. das berühmt gewordene Experiment von Valins (1967), wonach Versuchspersonen die Attraktivität von weiblichen Halbaktten nicht nach ihrer eigenen physiologischen Erregung beurteilten, sondern nach der jeweils rückgemeldeten, zum Teil erheblich verzerrten Erregungs-Stärke (Herzfrequenz), die der Versuchsleiter fingierte.

12 Nehmen wir ein Beispiel, um zu veranschaulichen, das es im Prinzip zwar nicht alle aber doch unübersehbar viele Entsprechungen gibt: Wenn sich etwa der Schauspieler Robert de Niro für eine Filmrolle 60 Pfund zusätzliches Gewicht anfrisst, dann sieht der dicke Robert de Niro dem schlanken Robert de Niro selbstverständlich immer noch ähnlich (keine beliebige Ausprägung; der dicke de Niro wird nie aussehen wie irgend ein anderer Dicker), aber der neue, dicke de Niro folgt nicht zwangsläufig, nicht notwendig in dieser Ausprägung auf den alten de Niro: Es gibt im Prinzip unendlich viele Formen der verblüffenden Ähnlichkeit, auch wenn man sich nur in die scheinbar eine Richtung des Dickseins bewegt hat.

13 Auf den Einfluss der Sozialisation bei der Selbstbeobachtung hat etwa Peter Sloterdijk in seinem Autobiographie-Buch aufmerksam gemacht: "Das Subjekt verdankt Tiefe oder Oberflächlichkeit seines erkennenden, praktischen Selbstbezugs keineswegs zunächst seinen spontanen introspektiven Anstrengungen. Vielmehr ist der 'selbstreflexive Blick' des Subjekts immer schon durch gesellschaftliche Bedingungen gebrochen, vermittelt. Es ist nicht Sache des Individuums, wie viele und welche Begriffe es besitzt, um sein eigenes 'Wesen' zu besprechen. Es ist nicht freie Spontaneität, die zur Selbstbeobachtung und zur Extraversion gestimmt macht. In die Anlässe und in den Habitus zur Selbstreflexion oder Nichtreflexion, in die Begriffe und die Ziele selbstbezüglichen, biographischen Nachdenkens und Sprechens sind selbst bereits soziale Faktoren und soziale Schicksale konstitutiv eingegangen." (1978, 112)

14 Eine "Korrespondenztheorie" (als die "klassische Wahrheitstheorie") scheint mittlerweile nicht nur in konstruktivistischer Sicht zum Scheitern verurteilt. (Vgl. etwa Franzen 1982 und Becker 1987) Becker erwägt allenfalls noch eine soziale Validierung von "Korrespondenz", womit sich freilich alle weiteren Überlegungen einer "Konsensstheorie" unterordnen würden: "Obwohl das Scheitern der zahlreichen, gründlichen Versuche, eine Korrespondenztheorie im engeren Sinne zu verteidigen, nahe legt, dass Wahrheit letztlich nicht mit Hilfe der Korrespondenzrelation explizierbar ist, kann am Korrespondenzgedanken im Sinne des Common-sense festgehalten werden." (1987, 106) - Das Bemühen um

eine "Konsensustheorie der Wahrheit" wird vor allem mit Arbeiten von Habermas verbunden; vgl. auch Scheit 1987 (dort auch weitere Literatur).

15        Illustrativer hingegen erscheint folgendes Beispiel: "Ein blinder Wanderer, der den Fluß jenseits eines nicht allzu dichten Waldes erreichen möchte, kann zwischen den Bäumen viele Wege finden, die ihn an sein Ziel bringen. Selbst wenn er tausendmal lief und alle die gewählten Wege in seinem Gedächtnis aufzeichnete, hätte er nicht ein Bild des Waldes, sondern ein Netz von Wegen, die zum gewünschten Ziel führen, eben weil sie die Bäume des Waldes erfolgreich vermeiden. Aus der Perspektive des Wanderers betrachtet, dessen einzige Erfahrung im Gehen und zeitweiligen Anstoßen besteht, wäre dieses Netz nicht mehr und nicht weniger als eine Darstellung der bisher verwirklichten Möglichkeiten, an den Fluß zu gelangen. Angenommen der Wald veränderte sich nicht zu schnell, so zeigt das Netz dem Waldläufer, wo er laufen kann; doch von den Hindernissen, zwischen denen alle diese erfolgreichen Wege liegen, sagt es ihm nichts, als dass sie eben sein Laufen hier und dort behindert haben. In diesem Sinn 'paßt' das Netz in den 'wirklichen' Wald, doch die Umwelt, die der blinde Wanderer erlebt, enthält weder Wald noch Bäume, wie ein außenstehender Beobachter sie sehen könnte. Sie besteht lediglich aus Schritten, die der Wanderer erfolgreich gemacht hat, und Schritten, die von Hindernissen vereitelt wurden." (von Glasersfeld 1985, 9)

16        "Ein Farbfleck, der nur als momentaner Eindruck in meinem Blickfeld erscheint und sich nicht mehr sehen lässt, wird zumeist als visuelle Fehlleistung oder Illusion verworfen und nicht als 'wirklich' registriert. Lässt er sich jedoch wiederholen, so gewinnt er Realität, und wenn der visuelle Eindruck sich gar mit einem Eindruck anderer Art, z.B. des Tastsinns oder des Gehörs, koordinieren und koordiniert wiederholen lässt, dann werde ich dieses kombinierte Erlebnis wohl oder übel als Wirklichkeit buchen. Je verlässlicher sich die Wiederholung so eines Erlebnisses heraufbeschwören lässt, um so solider wird der Eindruck seiner Wirklichkeit." (von Glasersfeld 1985, 20)

17        Karl Markus Michel z.B. spricht von dem "(...) zentralen Mythos unserer Zivilisation, dem Individualismus, der jedem Subjekt aufträgt, ein mündiges und autonomes zu sein, und ihm zugleich die Spielregeln diktiert, an die es sich halten soll (...)." (1988, 52)

18        Wenn man (wie Luhmann in zahlreichen Publikationen) davon ausgeht, dass es gerade aus konstruktivistischer Sicht wichtig sei, die Grenzen zwischen

psychischen und sozialen Systemen für unüberbrückbar zu halten, und wenn man weiter daraus folgert, dass dann auch nicht mehr zu entscheiden sei, welche Systemart wichtiger sei, dann ist allerdings Hejls Annahme problematisch, wenn er von "(...) Primat des Individuums in methodologischer und epistemologischer Hinsicht" spricht (1982, 242) - gleiches gilt selbstverständlich auch für Maturanas Überschwänglichkeit: "The individual is the center and motor of social phenomena; no society exists beyond the individuals that integrate it, and every society includes all the individuals that constitute it. (...) Social stability and social change go through each and every individual that integrates a society as a necessary, not as a contingent condition." (Maturana 1980, 24) - Maturana vertritt durchaus andere Positionen als Luhmann (und Luhmann schon ihn in auffälliger Weise); Maturana schreibt: "Ein (soziales; B.S.) System kann nur dadurch zerstört werden, dass die es konstituierenden Relationen aufgehoben werden, und umgekehrt kann ein System nur dadurch erzeugt werden, dass die es bildenden Relationen hergestellt werden. Es gibt keine andere Möglichkeit. Wenn der Mensch also eine neue Gesellschaft herstellen soll, muss er neue zwischenmenschliche Relationen erzeugen, und um dies zu tun, muss er seinen kognitiven Bereich ändern." (Humberto R. Maturana 1982, 313) Keine Gesellschaft existiert "jenseits" der einzelnen Individuen; Gesellschaft wird durch Individuen aufrecht erhalten. Auch die Biologie (jedenfalls im Sinne Maturanas "(...) kann daher nicht länger dazu benutzt werden, die Entbehrlichkeit der Individuen zum Wohle der Spezies, der Gesellschaft, oder der Menschheit unter dem Vorwand zu rechtfertigen, dass seine Rolle lediglich darin bestehe, diese zu erhalten. Die Individuen sind in biologischer Hinsicht nicht entbehrlich." (Maturana 1982, 220)

19 Aus der drohenden solipsistischen Struktur könnte man - das hat etwa Alfred Schütz schon vor dem "Konstruktivismus" gezeigt - dadurch heraus kommen, "(...) dass ich einerseits die Möglichkeit des Anderen, einem der unzähligen Subuniversen den Wirklichkeitsakzent zu erteilen, fraglos anerkenne, und dass er, der Andere, andererseits es fraglos anerkennt, dass auch ich mir die Möglichkeit offen halte, selbst zu definieren, was für mich Raum, Phantasie, wirkliches Leben ist." (1972, 125)

20 P.L. Berger und T. Luckmann sprechen von den "signifikanten Anderen" im Anschluss an G. H. Mead. (Vgl. Berger und Luckmann 1980, 141ff.)

21 Sog. "Schizophrene" scheitern so gesehen nicht daran, dass ihre Wirklichkeits-Konstruktionen "falsch" wären, sondern vor allem daran, dass sie dafür keine soziale Bestätigung bekommen können oder bekommen wollen.

Vgl. etwa auch Paul Watzlawick et al. 1974, 52 bzw. 73. - Auch eine phänomenologisch orientierte Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Halluzination nennt unzureichende Konsensualität als ein Kriterium (vgl. Blankenburg 1987); das andere zentrale Kriterium wäre mangelnde Subjektivität, mangelnde Eigenwilligkeit, also die Erfahrung mangelnder Eigenkontrolle. Halluzination wird dann zum klinischen Fall, wenn ein konventionell bzw. usuell zu bestimmender Schwellenwert an Subjektivitätsmangel einerseits und unzureichender Konsensualität andererseits mit einem ebenso spezifischen Defizit bei der Ausbildung von Invarianzen zusammenfällt. - Blankenburgs systemtheoretische Beschreibung von Halluzination und Wahn bestimmt einen Regelkreis mit zwei durch Rückkopplung verbundenen Funktionen der Generalisierung und der Relativierung. Die Generalisierungsfunktion synthetisiert die eigene Welt-Konstruktion aus der Perspektive anderer Subjekte, während die Relativierungsfunktion einen subjektiven, eigenwilligen Standpunkt zu konstruieren versucht. Im pathologischen Fall gelingt es dem Regelkreis nicht, einen stabilen Ausgleich zwischen beiden Funktionen herzustellen, d.h. der Halluzinant ist nicht mehr in der Lage, eine eigene Perspektive vorgegebener Weltsicht zu konstruieren. - Die grundlegenden Zusammenhänge sind natürlich seit einer viel längeren Zeit bekannt: "Wahnsinn nennen wir jene Krankheit der Organe des Gehirns, die einen Menschen notwendig daran hindert, wie die anderen zu denken und zu handeln", heißt es etwa schon bei Voltaire. (Dictionnaire philosophique. Zitiert nach Foucault 1969, 176)

22 "Ich bin allein in der Welt meiner Träume. Aber ich weiß, dass die Alltagswirklichkeit für andere ebenso wirklich ist wie für mich." schreiben Berger und Luckmann (1980, 25) - Wo man sich dagegen nicht sicher ist, eine gemeinsame Wirklichkeit voraussetzen zu können, da tastet man sich behutsam heran und baut diese gemeinsame Wirklichkeit vorsichtig auf, indem man z.B. ein Gespräch über unstrittige Themen beginnt: Man grüßt (zu recht voraussetzend, dass es kaum jemand hasst, begrüßt zu werden); man spricht über das Wetter (in der begründeten Hoffnung, dass jeder schlechtes Wetter schlecht und schönes Wetter schön findet); schon der Satz "es ist viel zu heiß heute" wäre zu riskant, weil er zu leicht eine abweichende Meinungsäußerung herausfordert, die die Gemeinsamkeit gefährden würde. (Vgl. Hayakawa 1976) - Vgl. Berger und Luckmann: "Die subjektive Wirklichkeit von etwas, das nie besprochen wird, fängt allmählich an, hinfällig zu werden." (1980, 288)

23 So schreibt Luhmann 1972: "Sozialsysteme bestehen nicht aus konkreten Personen mit Leib und Seele, sondern aus konkreten Handlungen." (24f.);

1987: heißt es: "Soziale Systeme bestehen (...) nicht aus Menschen, auch nicht aus Handlungen, sondern aus Kommunikationen." (269) Für Luhmann ist das "(...) Letztelement, das in sozialen Systemen reproduziert wird, nicht Person, nicht Rolle, nicht Handlung, sondern Kommunikation." (1988a, 299) Und Entsprechendes gilt für Luhmann 1990. - Ich bin mir keineswegs sicher, dass die hier kurz skizzierte Kritik Hejls umfassend und stichhaltig genug ist, aber sie deutet methodische (um nicht zu sagen "praktische") Schwierigkeiten an. Peter M. Hejl hat aus seiner Sicht einer gleichfalls "konstruktivistischen" Sozialtheorie auf die mit Luhmanns Vorschlägen verbundenen Probleme aufmerksam gemacht: "Geht man den Weg, als Komponenten sozialer Systeme Handlungen zu wählen, so wirkt sich das Problem der Ausblendung der beteiligten Gehirne, d.h. der Individuen soweit sie Komponenten sind, so aus, dass diesen Komponenten Eigenschaften zugesprochen werden müssen, die traditionellerweise kognitiven Systemen ('Gehirnen') vorbehalten werden: Sie müssen wahrnehmen, denken, Probleme haben oder lösen etc. Die Ausschließung der kognitiven Systeme als Ergebnis des verlorenen Bezugs auf das Individuum führt offenbar notwendig zur Konstruktion sozialer Systeme als Individuen 'eigener Art'." (1985, 104)

24 Lars Gustafson sagt etwa: "Habermas, wenn ich ihn recht verstanden habe (...), befindet sich in einer kantianischen Tradition. Kant definiert die Objektivität der Wissenschaft dahingehend, dass wir über dieselben Dinge reden können. Objektivität ist Kommunikation bei Kant. Und seit Kant gibt es dieses Kommunikationsideal in der deutschen Tradition. Und Habermas ist ein moderner Repräsentant dafür. Es gibt hier eigentlich viele Fragen. Es gibt also diese sprachphilosophische, die wir schon besprochen haben. Aber dann gibt es natürlich die ethische Frage: Werden die Menschen bei vollständigem Verständnis einig? Vielleicht gehört es zu den Schwächen des deutschen Idealismus, dass man so sicher annimmt, dass man bei einem perfekten Verständnis voneinander einig werden könnte. Ich kann mir Situationen denken, in denen man wirklich mehr und mehr uneinig wird, man einander aber desto besser versteht. Wer eine Harmonie erwartet, erwartet vielleicht etwas Utopisches oder Totalitäres. Und deswegen bin ich gegen - was bedeutet "gegen"? -, ich bin ein bißchen skeptisch gegenüber dieser Kommunikationsutopie." (1989, 131)

25 Als Illustration könnte vielleicht folgende Passage aus Christa Wolfs "Kindheitsmuster" (1976) dienen; "Nelly" hat den jüngeren Bruder am Arm verletzt; das Wort "Schuld" bekommt eine geradezu idiosynkratische Bedeutung: "Die Mutter trifft ein, klopf ihr hart mit zwei Fingern auf die rechte Schulter und sagt einen jener übertriebenen Sätze, zu denen sie damals schon neigt: Du bist

schuld, wenn sein Arm steif bleibt. - Schuld ist seitdem: eine schwere Hand auf der Schulter und das Verlangen, sich bäuchlings hinzuwerfen. Und eine mattweiße Tür, hinter der die Gerechtigkeit - die Mutter - verschwindet, ohne dass du ihr folgen, Reue äußern oder Verzeihung erlangen kannst." (1976, 29; vgl. zu diesem Beispiel auch Wild 1980, 79)

26 Berger und Luckmann etwa benennen eine "lebendige Aura nicht sprachlicher Kommunikation, welche die Sprache umgibt." (1980, 163)

27 Daraufhin angesprochen, ob denn bei dem Zitat "erzeugen" allen Ernstes das richtige Wort sein könnte, verweist Maturana auf den englischen Text, wo es "forthcoming" heißt. (Persönliches Gespräch am 12.11.86)

28 Der psychotherapeutische Optimismus der Attributions-Forscher (den ich übrigens nicht teile) stellt sich wie folgt dar: "Daher nehmen wir an, dass die meisten Arten von Selbstverbalisation (insbesondere jedoch Erwartungen, Bewertungen und emotionale Reaktionen) von den Attributionen abhängen, und dass es genügt, die Attributionen zu ändern, um die (meisten) anderen Selbstverbalisationen zu ändern. Der attributionstheoretische Ansatz erlaubt also nicht nur, eine befriedigende theoretische Darstellung und Systematik der Selbstverbalisierungsprozesse, sondern er eröffnet auch die Möglichkeit ökonomischer und effizienter therapeutischer Techniken zur Modifikation von negativen Selbstverbalisierungen: Statt - wie bisher meist üblich - in mühsamer Kleinarbeit zahllose (zumeist sehr spezielle) Selbstverbalisierungen zu erfassen und zu modifizieren, sollte es genügen, mit einem einfachen Trainingsprogramm die grundlegenden Attributionstendenzen zu ändern."

29 Wenn beispielsweise Zweijährige gehört werden können, wie sie sich mit Worten (etwa "Du sollst nicht spielen!" - Beispiel bei Hartig 1972, 81) gegen die Versuchung stemmen, mit dem Essen zu spielen, so zeigt dieses Beispiel m.E. aber, dass es in der Selbstbeschreibung offensichtlich noch eine ganz andere gegenläufige "Stimme" geben muss ("Du sollst spielen!"), und die Artikulation der einen Stimme wird unter Umständen sogar ihre Unterlegenheit gegenüber dem selbstverständlicheren, dem "lauteren" Wunsch anzeigen.

30 Hinweise auf die verhaltenssteuernde Kraft des Inneren Sprechens haben die sowjetischen Psycholinguisten zu außerordentlich kühnen Hoffnungen geführt: "Diese Erkenntnisse ermöglichen es, an die Lösung der Frage nach der inneren Struktur und der Herkunft des Willensaktes heranzugehen, die von gro-

ber Bedeutung ist. Der Willensakt wird nunmehr nicht als ein primär geistiger Akt und nicht als eine einfache Fertigkeit verstanden, sondern als eine ihrer Struktur nach vermittelte Handlung, die sich auf sprachliche Mittel stützt, wobei damit nicht nur die äußere Sprache als Mittel des Verkehrs gemeint ist, sondern die innere Sprache als ein Mittel der Verhaltenssteuerung. Dies ist eine völlig neue Lösung eines der kompliziertesten Probleme der Psychologie - des Problems des Willensaktes. Sie erlaubt uns, an den Willensakt (und den intellektuellen Akt) materialistisch als an einen seiner Herkunft nach sozialen Prozess heranzugehen, der seiner Struktur nach vermittelt ist, wobei die Rolle des Mittels vor allem von der inneren Sprache gespielt wird." (Luria 1982, 156)

31 So erwähnen Keßler und Hoellen (1982, 29ff.; dort auch weitere Literaturangaben), dass Klienten der kognitiven Psychotherapie gelegentlich erst lernen müssten, dass sie ein inneres Gespräch führten und dass eben dieses innere Gespräch auch ihre Handlungen und Gefühle bestimme. Es handelt sich dabei durchaus um eine Art von "Indoktrinations-Versuch" seitens des Psychotherapeuten; inwieweit diese Versuche unerlässlich, regulär sind, und therapeutisch verantwortet werden können, ist eine ganz andere Frage, die erst nach einem Vergleich mit den "Indoktrinations-Versuchen" anderer Psychotherapien beantwortet werden könnte. - Albert Ellis, der Begründer der Rational-Emotiven-Therapie (RET), erwähnt des öfteren, dass seine Patienten zu Beginn der Therapie seine Frage "Und was haben Sie sich in dieser Situation zu sich selbst gesagt?" regelmäßig mit einem "Nein, wir haben uns überhaupt nichts gesagt!" beantworten würden. Ellis besteht nun energisch darauf, dass seine Patienten sich doch etwas zu sich selbst gesagt haben müssen: "Ich behaupte dann umso nachdrücklicher, dass sie doch wüssten, warum, und dass sie sich in der Tat beunruhigende Sätze vorsagten. Je entschiedener ich das behaupte, desto eher sind sie gewöhnlich bereit zuzugeben, dass ich recht habe und dass sie weit mehr zu ihrer eigenen Heilung beitragen könnten, als sie vorher meinten." (1977, 149) Nicht Ellis hat recht, sondern seine Patienten: Sie haben sich in der Tat nichts gesagt. Ellis' Behauptung ist im Prinzip genauso falsch wie die Annahme, ein Tiger springe, nach entsprechender verbaler Instruktion durch den Dompteur, deshalb durch einen brennenden Reifen, weil der Tiger nun zu sich selber sage "Du musst jetzt durch den brennenden Reifen springen!". Einen Dompteur wird dieses Modell nicht überzeugen, und der Tiger wird von Anfang an nicht daran glauben, es sei denn, er erweist sich in seiner Selbstbeschreibung einer psychologischen Theorie als ebenso gefällig wie menschliche Klienten.

32 Bestimmte, zumindest formal-logisch nicht eben unanfechtbare Konzepte Adornos verschärfen den Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit noch weiter: "Während sie (die Kunst, B.S.) der Gesellschaft opponiert, vermag sie doch keinen ihr jenseitigen Standpunkt zu beziehen; Opposition gelingt ihr einzig durch Identifikation mit dem, wogegen sie aufbegehrt." (Ästhetische Theorie 1970, 201)

33 Diese Gleichwertigkeit, diese Toleranz zieht natürlich andererseits auch Probleme sog. "repressiver Toleranz" nach sich: Drogenanbau und Drogenhandel (wenn auch nicht gerade Drogenkonsum) und landesweit organisierte, mächtige Kriminalität erweisen sich zum Beispiel - und genau dies ist die Hauptschwierigkeit ihrer Beschränkung - als umfassende und auch erfolgreich funktionierende Handlungssysteme, als Systeme, die nicht eben schlecht in jede liberale Gesellschaft integrierbar sind; oder anders gesagt, nur eine strenge Diktatur, die nun allerdings auch alle übrigen Lebensbereiche miterfassen würde, hätte eine entscheidend größere Aussicht, diese nicht primär politisch motivierte Kriminalität abzuschaffen.

34 Das Angebot zu veränderten Wirklichkeits-Konstruktionen lässt sich im Hinblick auf die anderen auch im kognitiven bzw. konstruktivistischen Modell der Intervention verstehen: "Intervention in ein autonomes System läuft auf die Aktivierung von Reflexionspotential hinaus mit der Folge, dass eine Realität in Sichtweite des Systems rückt, die (noch) nicht die Realität des Systems ist, sie aber sein könnte. Die Künstlichkeit dieser virtuellen oder alternativen Realität hängt an der Diskontinuität von Intervention und Wirkung: Die Intervention von außen hat stattgefunden und Kontextparameter gesetzt. Damit sind die Möglichkeiten des intervenierenden Systems erschöpft. Die Wirkung der Intervention kann nun ausschließlich vom intervenierten System in Form der Einwirkung auf sich selbst realisiert, d.h. in eine Realität des Systems transformiert werden. (...) Die Intervention bleibt auf Anregung beschränkt, und die Kunst der Intervention ist es, angesichts von Indeterminiertheit brauchbare Verknüpfungen von Intervention und Systemreaktion zu finden. Die Kunst der Intervention lässt sich darin mit der Funktion von Kunst vergleichen." (Willke 1987, 356)

35 Erinnert sei an Elias Canettis Beschreibung in "Masse und Macht", wonach das zufällige Überleben beim Überlebenden zu einem Gefühl der "Ausgewähltheit" führe: "Sehr bezeichnend sind die immer wiederkehrenden Geschichten von Menschen, die unter den Toten, mitten in ihrem Haufen, zum



Leben zurückkommen: sie wachen unter Toten auf. Solche Leute neigen dazu, sich für unverletzlich zu halten, Pesthelden sozusagen." (1982, 274)

36 Berger und Luckmann haben (in einer Art "vor-konstruktivistischem" Zusammenhang) geschildert, wie Menschen besonders dann, wenn es einen erheblichen Umschwung, eine bemerkenswerte Wende in ihrem Leben gegeben hat, ihre Persönlichkeit rückwirkend nun "auf Vordermann" (1980, 171) bringen, ein "Herumbasteln an der Vergangenheit" (1980, 173) betreiben.

37 Vgl. auch die "Rede an die Jugend" anlässlich des "Weilheimer Literaturpreises"; gedruckt in der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 13. März 1991.

38 Jonathan Culler (1988) überlegt, ob die Attraktivität von Diskurstheorien, von literaturwissenschaftlichen und literaturkritischen Fragestellungen nicht auch davon abhängt, ob sie der "Jugend" eine Art Selbstbeschreibung ermöglicht, die den Unterscheidungswünschen dieser "Jugend" entgegenkommt.

### **Anmerkungen zum ersten Zwischenspiel**

1 Jürgen Theobaldys Roman "Spanische Wände" (1981) wird annonciert mit dem Theobaldy-Zitat: "Darf man denn anders als in ständiger Empörung umhergehen?"

2 Man wendet gegen die "Ästhetik des Widerstands" ein: "Von Balzac wird berichtet, er habe sich mit seinen Romanfiguren unterhalten, sie auf der Straße getroffen und begrüßt." (Gert Ueding in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 4. Juli 1981)

### **Anmerkungen zum zweiten Zwischenspiel**

1 Ich zitiere hier nach der Zweitausendeins-Ausgabe (basierend auf den Text der Propyläen-Ausgabe); "I, 67" bedeutet: Band I dieser Ausgabe, Seite 67.

2 Vgl. dazu Leitner 1982, 116: "Der Literaturwissenschaft gelten die Memoiren Casanovas als Musterfall oberflächlicher Selbstdarstellung, wertvoll nicht als Auskunft über die Person, sondern allenfalls für die Kultur- und Sitten-

geschichte der Zeit. Wie oft hat auch hier Simmel schärfer gesehen, ihm galt Casanova 'nicht nur ein vortrefflicher Menschenkenner, sondern ersichtlich auch ein seltener Kenner seiner selbst.'"

### **Anmerkungen zum dritten Kapitel**

1 Im Zusammenhang mit Zielorientierung und Kognitionstheorien wird mittlerweile auch in der Literaturwissenschaft auf die "Theorie der kognitiven Dissonanz" (Festinger 1957) Bezug genommen. (Vgl. etwa Ibsch 1984) Es geht dabei um die Annahme, dass es eine Art von Kraft, von Trieb gäbe, die jeden Zustand widersprüchlicher Selbstbeschreibungen in einen Zustand kognitiver Konsonanz ausgleiche. Doch genau diese zentrale Kraft bleibt kognitiv unbestimmt; man muss bezweifeln, dass es sich überhaupt um eine Kognitionstheorie (und nicht vielleicht doch um eine "Trieb"-Theorie) handelt; jedenfalls ihre Anwendbarkeit für literaturwissenschaftliche Überlegungen bleibt höchst zweifelhaft. (Zur allgemeinen Kritik vgl. Weiner 1980, 310ff. und Abele 1980)

2 Bei Botho Strauß heißt es in der Büchner-Preis-Rede von 1989: "Der Autor reagiert weniger auf eine Welt als vielmehr auf sein eigenes Weltverständnis; und dies ist vor allem aus Literatur entstanden. Er ist zuerst und zuletzt ein marginales Vorkommnis eines längst gefüllten Buchs. Sein Werk begleitet randabwärts eine Weile jene immerwährende Schrift, aus der er hervorging und in die er wieder einmünden wird."

3 Genau umgekehrt lief einmal die marxistische Kritik an der Rezeptionsästhetik - ihr geht schon die durch Jauß und Iser angenommene "Meinungsfreiheit" des Lesers, die in der Hypothese von der "Unbestimmtheit" des Textes stecke, zu weit: "Man kann sie (die Unbestimmtheit; B.S.) als rezeptionsästhetische Auslegung der bürgerlichen Meinungsfreiheit interpretieren, die dem Leser das Recht auf Konstituierung von Bedeutungen anhand literarischer Texte großzügig einräumt und so tut, als gäbe es keine Ideologie der herrschenden Klassen und keine von ihr bestimmte gesellschaftliche Rezeptionsweise." (Barck 1973, 127) - Nicht ganz unähnlich Christa Bürgers Kritik der Rezeptionsästhetik (1980, 24ff.)

4 Gemeint ist die in den "Eisheiligen" dargestellte Adoptivmutter "Kalte Sophie" der übrigen namenlosen Ich-Figur.

5 "Obwohl mir die Branche nicht fremd ist, bin ich immer etwas irritiert, wenn ich Archivmatten durchblättere und sehe, dass der Roman A des Autors X wegen derselben Merkmale von einem Kritiker verrissen und von einem anderen in den Himmel gelobt wurde, und noch mehr bin ich irritiert, wenn ich verschiedene Rezensionen nebeneinander lese und ihnen bei bestem Willen nicht entnehmen kann, sie handelten von ein und demselben Roman, ja es kommt mir manchmal vor, als handele überhaupt jede Kritik von einem je gänzlich anderen Buch." (Ulrich Greiner 1985, 49) - Der Zusammenhang zwischen Selbstbeschreibungen und "Objekt"-Beschreibungen lässt sich natürlich auch bei Interpretationen bildender Kunst - anekdotisch - beobachten: Der Zeichner Roland Topor wählt für das "Zeitmuseum" das Bild "Alter Mann mit seinem Enkel" von Ghirlandaio. Vor allem freut es Topor (vielleicht nur ironisch?), dass sich der Enkel nicht an der hässlichen Säufernase des alten Mannes stört. Ein Nervenarzt aus Deuzlingen korrigiert oder präzisiert dann allerdings Topors Selbsttröstung in einem Leserbrief: eine Knollennase, ein Rhinophym sei nicht auf Alkoholabusus zurückzuführen. (Die Zeit Nr. 1 und Nr. 3, Januar 1989)

6 Walter Hilsbecher publiziert unter dem Titel "Schreiben als Therapie" die folgenden Zeilen: "Religion und Kunst haben den gemeinsamen 'Schmerzgrund'. Der Dichter als der Heilige der Sprache hat tiefer als die anderen gelitten und - sein Leiden darin überwindend - es zum höchsten sprachlichen Ausdruck gebracht. Mehr noch: Er hat stellvertretend gelitten - und aus der Überwindung seines Leidens (...) springt Heilkraft der Sprache auf die anderen über. (Hier berühren wir die gesellschaftliche Funktion des Schreibens.) Man könnte also schließen: Dem deutschen Empfinden gemäß sei ein Dichter ein Schriftsteller, der die menschlichen Erschütterungen mit allerhöchster Sprachkraft ins Bild bringt, deutlicher noch: mit allerhöchster Heilkraft der Sprache." (1967, 18; vgl. etwa auch Völker 1978)

7 Ruth Rehmann hört nach der Veröffentlichung ihres Buches "Der Mann auf der Kanzel" von zahlreichen anderen Lebensgeschichten, und damit - so schreibt sie - verschwimmen die Konturen einer schon abgeschlossenen Arbeit erneut: "Lob und Tadel erscheinen so gegensätzlich, dass es schwerfällt zu glauben, das gleiche Buch, der gleiche Autor sei gemeint. (...) Auch fanden die gleichen Punkte, die von den einen getadelt wurden, bei anderen, anders benannt, Lob und Anerkennung. (...) Die fremden und eigenen Geschichten machten auch vor der abgeschlossenen Arbeit nicht halt. Ihr trüb aufsteigendes Grundwasser überquoll das mühsam und schmerzlich getrennte Vaterbild, spülte es näher

heran, so nahe, dass die leidlich deutlichen Konturen, die leidlich folgerichtigen Entwicklungslinien aufs neue verschwammen, mit ihnen das naive Vertrauen auf die Möglichkeit, durch ein Bildnis oder irgendein Gleichnis die Wahrheit zu sagen" (Süddeutsche Zeitung 11./12.4.1981)

8 Solche Überlegungen wie in der Büchner-Preis-Rede von Hermann Lenz (1978) stellen eine Ausnahme dar: Für Lenz ist der "Hessische Landbote eine Schrift, (...) die Büchner verfasste, um innere Spannungen loszuwerden. Oder hätte er sonst die Möglichkeit, außer Landes zu gehen, nützen dürfen, die ihm die Polizei als dem Angehörigen einer privilegierten Schicht zubilligte? Ich meine: Nein. Auch die Folgen der Veröffentlichung seiner Schrift, die viele, bei denen sie gefunden wurden, für Jahre ins Gefängnis brachte oder außer Landes trieb, scheinen ihn nicht bekümmert zu haben. Er hat zielstrebig studiert und seine literarischen Arbeiten als Blitzableiter benützt, um seine Aggressionen loszuwerden. Denn Büchner war ein aggressiver junger Mann. (...) Und ich wiederhole meine Ansicht, dass für Büchner - wahrscheinlich wie für jeden Autor - die Literatur ein Heilmittel war, das seine Aggressionen milderte und ihn ins Gleichgewicht brachte."

9 Es besteht hier keineswegs die Absicht, als Autor von Sekundärliteratur gegen andere Autoren von Sekundärliteratur mit dem Anspruch vorzugehen, deren Psyche zu analysieren. Immerhin kommt dies andernorts in freilich seltenen Fällen vor: Die Beobachtung, dass eine Thomas-Bernhard-Interpretin sich von ihren eignen Selbsttheorien habe leiten lassen, wird als überraschende Entdeckung oder als Vorwurf gehandelt: "Ria Endres ist in einer engherzigen dörflichen Atmosphäre des Voralpenlandes aufgewachsen. Gebrandmarkt. Ein Besatzungskind. Ihren Vater hat sie nicht gekannt. Einziges Relikt einer kurzen Präsenz: ein 'rubinroter Kitschring'. Dem Phantomvater begegnet die Interpretin in den Patriarchenhülsen der Bernhardschen Prosa. Ihn muss sie stürzen. Mit ganzer Kraft. Die heftige Reaktion auf den 'opaken Provinzzauberer' Bernhard, der Entschluss, kein Buch mehr von ihm in die Hand zu nehmen: ein Beweis, wie verletzlich Rita Endres heute noch ist. Aber, wie es die viel gebrauchte Wendung so schön formuliert: Ironie des Schicksals: Der österreichische Frauenverächter, den die Kritikerin zum Sündenbock funktioniert, ist Opfer einer ähnlichen Kindheit." (Renate Fueß 1981, 89)

10 Bei denjenigen Lesern, die sich mit der Botschaft von "Don Juan Matus" und ihrem vermeintlichen Urheber verbünden wollten, konnte denn auch de Milles Nachweis (1980), "Don Juan Matus" sei aus verschiedenen Figuren anth-

ropologischer Berichte zusammengesetzt, nicht auf Glauben stoßen (Vgl. dazu Keen et al. 1981). Carlos Castaneda bleibt seinerseits unauffindbar; die Spekulationen, für wen "Carlos Castaneda" als Pseudonym fungiert, reichen von Alfred Schütz über Milton Erickson bis hin zu Humberto R. Maturana (Vgl. etwa Watzlawick 1982, 49).

11 In einer Anzeige war etwa zu lesen: "Liebe Elke, lieber Hans, von Herzen danke ich Euch, dass ihr am Muttertag so lieb an mich gedacht habt. Mit dem Aktivanad aus der Lindenapotheke ward ihr sehr gut beraten. Eure Mutti" (aus der "Kehler Zeitung"; zitiert nach "Der Spiegel" 5. Juni 1989). Wer sich nicht gut vorstellen kann, dass eine Mutter so lieb und naiv eine Anzeige veröffentlicht, wer sich andererseits auch nicht vorstellen will, dass eine Mutter im Leben so sarkastisch sein kann wie etwa eine Kabarettistin auf der Bühne, der wird wohl den Lindenapotheker als (schlaunen oder doch wieder naiven?) Autor in Verdacht nehmen müssen.

12 Ähnlich geht Lobsien davon aus, "(...) dass der Leser im Konkretisationsvorgang zum Subjekt des Textes wird bzw. sich in dessen Funktion begibt, insofern er schon vorgegebene Gedanken als seine eigenen nachzuvollziehen hat und die schon dargestellten Gegenstände als seine eigenen intendiert. Dies ist keine 'Identifikation' des Lesers mit dem Autor, denn der Autor als Subjekt des Textes existiert nur als virtueller Bezugspunkt, als eine Abstraktion, keineswegs aber als ein erfahrbarer Sachverhalt (...)" (1975, 39)

13 Gemeint ist etwa jene "Subjektivität als Praxis", die Heinrich Vormweg in Bezug auf Herbert Achternbusch skizziert hat. "Ich kann nur bestätigend wiederholen, was schon nach Achternbuschs erstem Auftritt klar war: Seine Methode dabei ist radikale Subjektivität, allerdings nicht als Ideologie, sondern als Praxis, als Schreibpraxis. Das macht einen ungeheuren Unterschied. Noch immer - und widerstandsloser denn je - sind wir gewöhnt an Subjektivität als Ideologie. Subjektivität als Praxis ist fremd geblieben und weiterhin äußerst selten. Sie ist als Praxis eine allzu schwierige Übung. Sie ist - wie Spontaneität, die sie voraussetzt - nämlich alles andere als beliebig. Glaubhaft ist sie nur als zum Gefühl gesteigertes Bewusstsein der ungelösten Spannung zwischen dem Ich, seiner Abhängigkeit in der Sprache und der Undurchschaubarkeit dessen, was für Menschen Wirklichkeit ist." (Heinrich Vormweg 1982, 68)

14 "HAUPTSÄCHLICH Lebenspfade" beginnt ein Gedicht von Ernst Meister aus dem Band "Sage vom Ganzen den Satz" (1972)

15 Auch bei einem Phänomenologischen Ansatz, wie ihn etwa Erwin Leibfried (1972) für die Literaturwissenschaft im Anschluss an Husserl entwickelt hat, wird natürlich berücksichtigt, dass keine "Sache" ohne Bewusstsein möglich ist; Leibfried versucht aber, das Konstrukt "die Sache selbst" aufrecht zu erhalten; er schreibt etwa (ähnliche Formulierungen wären etwa bei Gadamer zu finden): "Der Sinn ist gerade das, was sich bei aller Unbestimmtheit und aller möglichen Variation (durch konkrete Realisation) als identisch durchhält. Man kann also sagen, der Sinn eines Textes sei sehr wohl eindeutig, aber die Bedeutungen könnten schwanken (...)." (1972, 84) Auch bei Japp (1980) gibt es, wenn auch abgeschwächt, diese problematische, inzwischen unübersehbar vielfach kritisierte Differenz von "Sinn" und "Bedeutung" (am Anfang der Kritik etwa Madison 1978).

16 Die Krise des Werkbegriffs hat Rüdiger Bubner (1973) ausführlich dargelegt, und er hat dabei auch die Aktualität Kants hervorgehoben (einen Aspekt, den ich hier deshalb aufgreife, weil sich viele Folgerungen, die hier gezogen werden, auch aus den Überlegungen Kants hätten ableiten lassen). Bubner schreibt: "Kant sagt mit Absicht nicht, was das sei, das ästhetische Wirkungen hervorruft. Er analysiert allein die Wirkungen innerhalb der ästhetischen Erfahrung und dabei zeigt sich die Erfahrung von solcher Art zu sein, dass da nicht gegenständlich und für sich angegeben werden kann, was die Erfahrung auslöst. Was die ästhetische Erfahrung erfährt, konstituiert sich nämlich in der Erfahrung und durch die Erfahrung, so dass unabhängig von ihr nicht objektiviert werden kann, etwa in einem Werke, was Inhalt jener Erfahrung ist. Dieser Umstand legt die Vermutung nahe, dass die so genannte 'ästhetische Erfahrung' nicht als rein passives Hinnehmen von äußerlich auf sie Wirkendem verstanden werden darf, dass vielmehr die Erfahrung, wenn in ihr der ästhetische Gehalt erst konstituiert wird, auch als Leistung beschrieben werden muss." (65) "Das auslösende Objekt bleibt unbestimmt (...)" (66) "Die Kunst weist nicht in besonderen künstlerischen Objekten an, sondern konstituiert sich erst aus aktiven Leistungen der Vermittlung, die das Gegebene immer und notwendig überschreiten. Darin liegt die Weisheit von Kants grundsätzlichem Verzicht, das Wesen von Kunst im Sinn der Bestimmung entsprechender Objekte anzugeben." (67)

17 Vgl. auch Rolf Dieter Brinkmann: "Man müsste es wie Göthe machen, der Idiot: alles und jedes gut finden/was der für eine permanente Selbststeigerung gemacht hat, ist unglaublich, sobald man das italienische Tagebuch liest: jeden kleinen Katzenschiff bewundert der und bringt sich damit ins Gerede."

18 Einen Überblick über den Stand der Autobiographie-Forschung gibt etwa Niggel (1989). Soweit ich sehe, stellt neben Schneider (1986) die Dissertation von Sabine Groppe über "Das Ich am Ende des Schreibens" (1990) im deutschsprachigen Raum derzeit eine der wenigen Arbeiten zur Autobiographie dar, die ihren "Gegenstand" mit weitreichender und aufschlussreicher Skepsis entwirft. Es ist indessen nicht die Absicht von Groppe, Autobiographie vor allem aus der Leserperspektive zu beleuchten, und von wenigen knappen Hinweisen abgesehen, betreffen die Überlegungen nicht die Literatur des 20. Jahrhunderts. - Lehmann beginnt seine "Studie zu Theorie und Geschichte der Autobiographie" (1988) zwar mit der Darlegung, dass die bisherige Autobiographie-Forschung die offenkundigen Probleme der Vergangenheits-(Re)Konstruktion zu wenig beachtet hat, und Lehmann kommt hier zwar unbestreitbar voran, aber nicht zuletzt durch ihre historische Orientierung ist die Studie hinsichtlich der Möglichkeiten des autobiographischen Erzählens weitaus optimistischer als der hier vorgelegte Versuch. - Wenig skeptisch hinsichtlich der Autobiographie als eines problematischen literarischen Unternehmens ist auch Türkis (1990).

19 Gisela Uellenberg (1971) hingegen erachtet eine Unterscheidung zwischen dem "(...) vom Tonband aufgenommenen 'echten' von dem erfundenen inneren Monolog" (279) - wenn auch nicht für bedeutsam - so doch offenbar für möglich. Ich weiß nicht, wie das gehen soll, eine Tonbandaufzeichnung des "echten" inneren Monologs herzustellen.

20 Elias Canetti schreibt in "Masse und Macht": "Der Schrecken über den Anblick des Todes löst sich in Befriedigung auf, denn man ist nicht selbst der Tote, dieser liegt, der Überlebende steht. Es ist so, als wäre ein Kampf vorausgegangen, und hätte man den Toten selbst gefällt. Im Überleben ist jeder des anderen Feind, an diesem elementarem Triumph gemessen ist aller Schmerz gering." (Zitiert nach 1982, 249)

### **Anmerkungen zum dritten Zwischenspiel**

1 Dieses "Zwischenspiel" stellt eine teilweise veränderte Fassung eines Aufsatzes dar; Vgl. Scheffer 1986 b

2 (1.53) bedeutet: Hans Arp: "Gesammelte Gedichte 1. Gedichte 1903-1939", Wiesbaden (Limes) 1963, S.53. (2.100) bedeutet: "Gesammelte Gedichte 2. Gedichte 1939-1957", Wiesbaden (Limes) 1974, S. 100.

### **Anmerkungen zum vierten Kapitel**

1 Von der Hermeneutik als dem Reiz eines "tragischen Musters" spricht Stegmüller (unter Bezug auf eine Bemerkung Wittgensteins über Freud): "Die Theorie des hermeneutischen Zirkels hat die Anziehungskraft einer Mythologie. Ihr Reiz besteht darin, dass der wissenschaftlichen Tätigkeit des darüber reflektierenden Philosophen und Historikers eine Art von tragischem Muster gibt. Vielen von uns Philosophen und Geisteswissenschaftlern wird gelegentlich unsere Unfähigkeit, Fakten und Hypothesen sauberlich trennen zu können, in der Arbeit wie in Diskussionen mit Kollegen lästig und unschön vorgekommen sein. Und mancher von uns wird sich in Situationen, in denen diese Untrennbarkeit besonders hartnäckig und besonders unerfreulich zutage getreten ist, insgeheim gewünscht haben: 'Wäre ich doch ein Naturforscher geworden! Dann könnte ich wenigstens klar sagen: "Hier die Fakten und da die zur Erklärung dieser Fakten verfügbaren Hypothesen".' In einer derartigen psychischen Situation, in der wir von Minderwertigkeitskomplexen gegenüber den 'objektiven' und 'präzisen' Naturwissenschaften befallen werden, ist es dann vielleicht eine ungeheure Erleichterung, wenn einem vom Hermeneutiker erzählt wird, dass sich im geistigen Leben eines Historikers oder eines verstehenden Philosophen so etwas wie die Form einer Tragödie findet, von der man dann noch erfährt, dass es Heidegger geglückt sei, sie in der Sorgestruktur des menschlichen Daseins 'ontologisch zu verankern': der Mensch als vorurteilvolles und wiederholendes Wesen könne nur das an Verständnis herausholen, was er in einem Akt des Vorverständnisses zuvor schon hineingelegt hatte." (Wolfgang Stegmüller 1986, 62f.)

2 Es gibt indessen eine andere Art von "inhaltlichem" Unterschied zwischen Interpretation und Literaturkritik; sie sei zumindest angedeutet: Auch wenn Symposien über Literaturkritik darüber taktvoll schweigen, so wäre die deutschsprachige Literaturkritik zumindest in den letzten zwanzig Jahren, vielleicht nicht in den meisten Fällen, aber in wichtigen Fällen eben auch dadurch gut zu charakterisieren, dass man von literaturwissenschaftlichen Beschreibungskriterien zumeist absieht und stattdessen zunächst andere Beschreibungskriterien wählt aus dem Kartell-, Verdrängungs-, Monopolisierungs- und Welt-



wettbewerbswesen: Supermärkte gegen Kleinläden, Freundschaftsdienste im Sinne von Schutzgeld-Erpressungen. (Dass diesbezügliche Erfahrungen des Verfassers keine Einzelfälle sind, zeigt etwa der "Text+Kritik" Band über Literaturkritik; Oktober 1988). Selbstverständlich ist eine literaturwissenschaftliche Interpretation nicht gänzlich frei von solchen Produktions- und Rezeptionsmechanismen, aber die Unterschiede dürften doch so erheblich sein, dass nichts dafür spricht, hierbei ebenfalls auf Ähnlichkeiten bestehen zu wollen.

3        Möglicherweise macht diese interne Validierung ihrer Resultate nun Wissenschaft ihrerseits zu einem "Selbstorganisations-System". Stichweh (1987) schlägt vor, Wissenschaft als "autopoietisches" System zu verstehen; genauso Luhmann (1990). Damit sind die gleichen Schwierigkeiten verbunden, die sich vor allem bei Luhmann gezeigt haben, wenn er soziale Systeme, Kunst, Bewusstsein oder etwa auch Geldverkehr als autopoietische Systeme versteht, zumindest wenn "Autopoiese" im Sinne Maturanas verstanden werden soll.

4        Maturana teilt diese, von seinen schriftlichen Formulierungen abweichende Einschätzung hinsichtlich Erzeugung und Rekonstruktion generativer Mechanismen; auch seiner Meinung nach handelt es sich um einen neuen, zweiten Mechanismus. (Persönliches Gespräch am 12.11.1986).

5        In einem ernsthaft rezipientenorientierten Ansatz bedeutet die Erforschung der anderen zunächst die Erhebung der verschiedensten "subjektiven Theorien" der anderen. Die gängigen Erhebungsinstrumente in der Form üblicher Interviews und Fragebogen eignen sich dazu wenig. Es gibt bislang kaum Erhebungsmöglichkeiten, die die anderen nicht nur mitberücksichtigen, sondern ernsthaft, gründlich und anhaltend deren Vorstellungen ermitteln und schließlich diese Vorstellungen gerade auch noch von den anderen ordnen und strukturieren lassen. Ansätze dazu liegen vor in der von Norbert Groeben und Brigitte Scheele entwickelten "Struktur-Lege-Technik (SLT)".

6        Karl Eimermacher schließt einen Aufsatz von 1973 "Zum Problem einer literaturwissenschaftlichen Metasprache" mit folgenden allzu hoffnungsvollen Prognosen bzw. Wünschen: "Aber trotz begreiflicher Bedenken wegen der uns auf methodologischem Gebiet bevorstehenden umfangreichen Grundlagenforschungen (vor ihnen brauchen wir uns ebenso wenig zu fürchten wie dies die moderne Linguistik tut) sollte uns allen klar sein, dass nur die methodologische Verbesserung metasprachlicher Beschreibungen die Literaturwissenschaft zu neuen, präziseren, unsere bisher gewonnenen Erkenntnisse über literarische

Sachverhalte verbessernden Ergebnissen führen kann. Der heute vielfach noch übliche fluktuierende Gebrauch überlieferter Termini, die Inflation eigenwilliger terminologischer Neuschöpfungen, der uns allen bekannte bunt schillernde, ausdrucksvolle literaturwissenschaftliche Fachjargon sollten langsam aber zielstrebig abgebaut werden." (1973, 274)

## Literaturverzeichnis

(In einigen Fällen war die Unterscheidung von Primärliteratur und Sekundärliteratur nicht leicht; jedoch wird jeder oben erwähnte Titel in einem der beiden Verzeichnisse notiert.)

### I. Primärliteratur

Achternbusch, Herbert (1975): Die Stunde des Todes. Frankfurt/M. (Suhrkamp)  
(vom Autor gekürzte Fassung: Frankfurt/M. 1978)

Arp, Hans (1957): »Dadakoncil« In: Schifferli, Peter, Arp, Hans und Richard Huelsenbeck (Hrsg.): Dada in Zürich. Bildchronik und Erinnerungen der Gründer. Zürich (Arche)

Arp, Hans (1961 a): Sinnende Flammen. Neue Gedichte. Zürich (Arche)

Arp, Hans (1961 b): »Worte« In: Hortulus, 11. Jg., 1. Heft, 1961, S. 1  
Arp, Hans (1963): Gesammelte Gedichte. 1. Gedichte 1903-1939. Wiesbaden (Limes)

Arp, Hans (1974): Gesammelte Gedichte. 2. Gedichte 1939-1957. Wiesbaden (Limes)

Arp, Hans und Sophie Täuber-Arp (1960): Zweiklang. Hrsg. von Ernst Scheidegger. Zürich (Arche)

Arp, Hans und Vicente Huidobro (1963): Drei und drei surreale Geschichten. Berlin (Gerhardt)

Baader, Johannes (1977): Reklame für mich. (Rein geschäftlich.) In: J. B.: Oberdada. Schriften, Manifeste, Flugblätter, Billets, Werke und Taten. Hrsg. Bergius, Hanne, Miller, Norbert und Karl Riha. Lahn-Gießen (Anabas)

Barthes, Roland (1978): Über mich selbst. München (Matthes & Seitz) (Franz. Originalausgabe: Roland Barthes par Roland Barthes. Paris)

- Bayer, Konrad (1977): der sechste sinn. ein roman. (zuerst Reinbek 1966). In: Das Gesamtwerk. Hrsg. von Gerhard Rühm. Reinbek (Rowohlt), S. 331-427
- Becker, Jürgen (1964): Felder. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Becker, Jürgen (1968): Ränder. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Becker, Jürgen (1971): Eine Zeit ohne Wörter. Frankfurt/M.
- Beckett, Samuel (1959): Das letzte Band. Frankfurt/M. (S. Fischer)(Engl. Originalausgabe: »Krapp's Last Tape« London 1958) »
- Benjamin, Walter (1950): Berliner Kindheit um Neunzehnhundert. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Benjamin, Walter (1969): Einbahnstraße. Frankfurt/M. (zuerst 1928)
- Bieler, Manfred (1989): Still wie die Nacht. Memoiren eines Kindes. Hamburg (Hoffmann und Campe)
- Borges, Jorge Luis (1963): Borges und ich. Gedichte und Prosa. (Span. Originalausgabe: El hacedor). München
- Bond, Edward (1972): Lear. In: Spectaculum XVII, S. 65-129
- Brecht, Bertolt (1965): Odysseus und die Sirenen. In: Prosa I. Geschichten I. Unveröffentlichte und nicht in Sammlungen enthaltene Geschichten. Eulenspiegelgeschichten. Frankfurt/M., S. 227 (Suhrkamp)
- Brinkmann, Rolf Dieter (1979): Rom. Blicke. Reinbek (Rowohlt)
- Brinkmann, Rolf Dieter (1987): Erkundungen für die Präzisierung des Gefühls für einen Aufstand. Träume, Aufstände, Gewalt, Morde. Reinbek (Rowohlt)
- Brinkmann, Rolf Dieter (1988): Schnitte. Reinbek (Rowohlt)
- Brock, Bazon (1977): Ästhetik als Vermittlung. Arbeitsbiographie eines Generalisten. Hrsg. von Karla Fohrbeck. Köln

Brod, Max (1962): Die verkaufte Braut. Der abenteuerliche Lebensroman des Textdichters Karel Sabina. München (Becktle)

Bukowski, Charles (1977): Anmerkungen eines Dirty Old Man. In: Stories und Romane. Frankfurt/M. (Zweitausendeins), S. 585-811 (Amerik. Originalausgabe: »Notes of a dirty old man« North Hollywood 1969) »

Camus, Albert (1972): Tagebücher 1935-1951. Reinbek (= rororo 1474) (Zuerst Reinbek 1963 und 1967, 2Bde.; franz. Originalausgabe Paris 1962 und 1964, 2Bde.)

Canetti, Elias (1963): Die Blendung. Roman. München (Hanser) (Zuerst Wien/Leipzig/Zürich 1935/36)

Canetti, Elias (1977): Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend. München (Hanser)

Canetti, Elias (1987): Das Geheimherz der Uhr. Aufzeichnungen 1973-1985. München (Hanser)

Casanova, Giacomo (1964-1967): Geschichte meines Lebens. Hrsg. und eingeleitet von Erich Loos; nach der Übersetzung von Heinz von Sauter. Frankfurt/M. und Berlin (Ullstein-Propyläen) (Franz. Originalausgabe: »Histoire de ma vie« zuerst vollständig nach den Handschriften erschienen 1960-1962, Wiesbaden bzw. Paris) (hier zitiert nach der Ausgabe bei »Zweitausendeins«)

Castaneda, Carlos (1979): Eine andere Wirklichkeit. Neue Gespräche mit Don Juan. Frankfurt/M. (Fischer)

Cravan, Arthur (1978): Maintenant. Poet und Boxer. Hamburg (Nautilus) (Franz. Originalausgabe der gesamten »Maintenant«-Hefte. Paris 1957)»

Ehrenstein, Albert (1911): Tubutsch. Mit 12 Zeichnungen von Oskar Kokoschka. Wien und Leipzig (Jahoda und Siegel)

Einstein, Carl (1980, 1981, 1985): Werke. 3 Bde. Band 1: Hrsg. von Rolf-Peter Baacke unter Mitarbeit von Jens Kwasny. Berlin 1980, Band 2: Hrsg. von Marion Schmid unter Mitarbeit von Henriette Beese und Jens Kwasny. Berlin 1981, Band 3: Hrsg. von Liliane Meffre und Marion Schmid. Wien und Berlin 1985

- Falk, Gunter (1977): Die Würfel in manchen Sätzen. Spenge (Ramm)
- Frisch, Max (1961): Geschichten. In: M. F. Ausgewählte Prosa. Frankfurt/M., S. 5-8
- Geerken, Hartmut (1975): obduktionsprotokoll. Lichtenberg
- Gerz, Jochen (1974,1976,1980,1983): Die Zeit der Beschreibung. Das erste Buch. Lichtenberg Das zweite Buch. Lichtenberg. Das dritte Buch. Spenge. Das vierte Buch. Spenge
- Grass, Günter (1960): Die Blechtrommel. Darmstadt, Berlin und Neuwied
- Gustafsson, Lars (1972 bzw. 1975): Herr Gustafsson persönlich. Roman. München (Hanser) (Zuerst unter dem Titel »Herr Gustafsson själv« Stockholm 1971) (Hier zitiert nach Frankfurt/M. 1975)»
- Handke, Peter (1972): Wunschloses Unglück. Salzburg (Residenz)
- Harig, Ludwig (1978): Rousseau: der Roman vom Ursprung der Natur im Gehirn. München (Hanser)
- Hauptmann, Gerhart (1937): Abenteuer meiner Jugend. Berlin (Fischer)
- Hausmann, Raoul (1921): PresentismuS. In: De Stijl, Leiden, 21. Febr. 1921
- Heißenbüttel, Helmut (1970): D'Alemberts Ende. Projekt Nr. 1. Neuwied und Berlin (Luchterhand)
- Hell, Bodo (1987): 666. Erzählungen. Wien und Graz (Droschl)
- Henscheid, Eckhard (1980): Welt, Kopf, Bloch u. a. Ein literarisches Quiz. In: E. H.: Ein scharmanter Bauer. Erzählungen und Bagatellen. Frankfurt/M. (»Zweitausendeins«)
- Hildesheimer, Wolfgang (1971): Zeiten in Cornwall. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Huidobro, Vicente und Hans Arp (1963): Drei und drei surreale Gedichte. Berlin (Gerhardt)
- Innerhofer, Franz (1974): Schöne Tage. Salzburg (Residenz)

Jandl, Ernst (1990): Einleitung zu »Aus der Fremde. Sprechoper in sieben Szenen« In: E. J.: Gesammelte Werke 3. Stücke und Prosa. Hrsg. von Klaus Siblewski. Frankfurt/M. (Luchterhand) (»Aus der Fremde

Jung, Franz (1972): Der Torpedokäfer. (Zuerst erschienen unter dem Titel: »Der Weg nach unten« Neuwied und Berlin 1961) Neuwied und Berlin (Luchterhand)»

Jung-Stilling, Johann Heinrich (1968): Lebensgeschichte. Vollständiger Text nach den Erstdrucken (1777-1817). München (Winkler)

Kafka, Franz (1931): Das Schweigen der Sirenen. (Entstanden 1917) Zuerst in: F. K. Beim Bau der chinesischen Mauer. Ungedruckte Erzählungen und Prosa aus dem Nachlaß. Hrsg. von Max Brod und Hans Joachim SchoepS. Berlin (Kiepenheuer)

Kafka, Franz (1952): Briefe an Milena. Hrsg. von Willy Haas. Frankfurt/M. (S. Fischer)

Kafka, Franz (1967): Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit. Hrsg. von Erich Heller und Jürgen Born. Frankfurt/M. und Berlin (S. Fischer)

Kafka, Franz (1973): Tagebücher 1910-1923. Hrsg. von Max Brod. Frankfurt/M. (S. Fischer) (Zuerst New York/Frankfurt/M. 1951)

Kafka, Franz (1974): Briefe an Ottla und die Familie. Hrsg. von Hartmut Binder und Klaus Wagenbach. Frankfurt/M. (S. Fischer)

Kafka, Franz (1975): Brief an den Vater. Frankfurt/M. (S. Fischer) (Entstanden 1919; zuerst: Die neue Rundschau 63 (1952), S. 191-231

Kempowski, Walter (1978): Tadellöser & Wolff. Hamburg (Knaus) (Hier zitiert nach München 1980)

Kesten, Hermann (1952): Casanova. München (hier zitiert nach: Frankfurt/M, Berlin und Wien 1981)

- Kieseritzky, Ingomar von (1978): *Trägheit oder Szenen aus der Vita activa*. Stuttgart (Klett-Cotta)
- Kieseritzky, Ingomar von (1989): *Anatomie für Künstler*. Stuttgart (Klett-Cotta)
- Kinder, Hermann (1977): *Der Schleiftrog*. Zürich (Diogenes)
- Kleist, Heinrich von (1987): *Sämtliche Werke und Briefe*. In 4 Bänden. Hrsg. von Ilse-Marie Barth, Klaus Müller-Salget u. a. Frankfurt/M. (Dt. Klassiker Verlag)
- Körner, Heinz (1978): *Johannes. Erzählung*. Fellbach (Lucy Körner Verlag) (32. Aufl. Nov.1990)
- Koeppen, Wolfgang (1976): *Jugend*. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Leiris, Michel (1982): *Die Spielregel*. Bd.1: *Streichungen*. München (Matthes & Seitz) (Franz. Originalausgabe »La Règle du Jeu« Paris 1948) »
- Leiris, Michel (1983): *Mannesalter*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) (Franz. Originalausgabe »L'âge d'homme« Paris 1939)»
- Mayröcker, Friederike (1980): *Die Abschiede*. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Mayröcker, Friederike (1986): *Die Reise durch die Nacht*. Frankfurt/M (Suhrkamp) (zuerst 1984)
- Mayröcker, Friederike (1990): *Das Herzerreißende der Dinge*. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Mayröcker, Friederike (1991): *Stilleben*. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- McCarthy, Mary (1966): *Eine katholische Kindheit. Erinnerungen*. München (Amerik. Originalausgabe »Memories of a Catholic Girlhood
- Meckel, Christoph (1980): *Suchbild. Über meinen Vater*. Düsseldorf (Claassen)
- Mehring, Walter (1964): *Die verlorene Bibliothek. Autobiographie einer Kultur*. Icking bei München (Kreisselmeier) (Neufassung; zuerst 1952)



- Meister, Ernst (1932): Die Telegraphendrähte. In: E. M.: Ausstellung. Gedichte. Marburg (Marburger Flugblätter)
- Meister, Ernst (1972): Sage vom Ganzen den Satz. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand)
- Mon, Franz (1959): artikulationen. Pfullingen (Neske)
- Nebel, Otto (1974): Zuginsfeld. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Angela Köhler. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand) (Zuerst in: »Sturm
- Neruda, Pablo (1974): Ich bekenne, ich habe gelebt. Memoiren. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand) (Span. Originalausgabe »Confieso que he vivido. Memorias« 1974) »
- Novak, Helga M. (1979): Die Eisheiligen. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand)
- Novak, Helga M. (1982): Vogel federloS. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand)
- Novalis (1797): Teplitzer Fragmente. In: Novalis. Schriften. Zweiter Band. Das philosophische Werk I. Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Stuttgart 1960 (Kohlhammer)
- Pavese, Cesare (1956): Das Handwerk des LebenS. Tagebuch 1935-1950. Düsseldorf (Claassen) (Ital. Originalausgabe »Il mestiere di vivere« Turin 1952) »
- Proust, Marcel (1967): Die wiedergefundene Zeit. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Siebter Teil. Frankfurt/M. (Suhrkamp) (Franz. Originalausgabe: »Le temps retrouvé« 1927)
- Pynchon, Thomas (1981): Die Enden der Parabel. Reinbek
- Rehmann, Ruth (1979): Der Mann auf der Kanzel. München und Wien (Hanser)
- Richthofen, Manfred Frhr. von (1933): Der rote Kampfflieger. Eingeleitet und ergänzt von Bolko Freiherr von Richthofen. Mit 22 Aufnahmen. Berlin (zuerst 1917)

- Schwaiger, Brigitte (1980): Lange Abwesenheit. Wien und Hamburg
- Schwitters, Kurt (1922): elementar. Die Blume Anna. Die neue Anna Blume. Eine Gedichtsammlung aus den Jahren 1918-1922. Berlin (Der Sturm)
- Theobaldy, Jürgen (1981): Spanische Wände. Roman. Reinbek
- Theweleit, Klaus (1988): Buch der Könige. Bd.1: Orpheus und Eurydike. Basel und Frankfurt/M.
- Vesper, Bernward (1977): Die Reise. (Nach dem unvollendeten Manuskript hrsg. von Jörg Schröder) Berlin und Schlechtenwegen (März) (Hier zitiert nach Reinbek 1983)
- Walser, Robert (1971): Poetenleben. (Zuerst in: Die weißen Blätter, Oktober 1916) In: R. W.: Das Gesamtwerk. Hrsg. von Jochen Greven. Bd.III, S. 120-130. Genf und Hamburg (Kossodo)
- Walser, Robert (1971): Basta. (Zuerst in: »Kleine Prosa« Bern 1917). In: R. W.: Das Gesamtwerk. Hrsg. von Jochen Greven. Bd.II, S. 262. Genf und Hamburg (Kossodo)»
- Walser, Robert (1971): Lebensläufe (I-IV). In: R. W.: Das Gesamtwerk. Hrsg. von Jochen Greven. Bd.XII,1, S. 283-286. Genf und Hamburg (Kossodo)
- Walser, Robert (1971): Walser über Walser. (Zuerst in: »Neue Zürcher Zeitung Prager Presse« 1925) In: R. W.: Das Gesamtwerk. Hrsg. von Jochen Greven. Bd.VII, S. 217-219. Genf und Hamburg (Kossodo)»
- Weibel, Peter (1976): Identitätstransfer-Aktion. In: Protokolle: Wiener Jahresschrift für Literatur, bildende Kunst und Musik (Hrsg. von Otto Breicha), Heft 2, 1976, S. 234-236
- Weiss, Peter (1961): Abschied von den Eltern. Frankfurt/M. (Suhrkamp) (Zitiert nach Frankfurt/M. 1969)
- Weiss, Peter (1975,1978,1981): Die Ästhetik des WiderstandS. Bd.1, 2 und 3. Frankfurt/M. (Suhrkamp)

- Weiss, Peter (1981): Notizbücher 1971-1980. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Weiss, Peter (1982): Notizbücher 1960-1971. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Wolf, Christa (1976): Kindheitsmuster. Berlin und Weimar (Aufbau)
- Wolf, Christa (1979): Kein Ort. NirgendS. Berlin und Weimar (Aufbau)
- Wolf, Ror (1967): Pilzer und Pelzer. Eine Abenteuerreise. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Wühr, Paul (1970): Gegenmünchen (Hanser)
- Wühr, Paul (1987): Der faule Strick. München (Hanser)
- Zorn, Fritz (1979): MarS. Frankfurt/M. (Fischer) (Zuerst München 1977)

## **II. Sekundärliteratur**

- Abele, Andrea (1980): Einstellungsänderung durch einstellungs-konträres Verhalten. Methodische Probleme dissonanz-theoretisch orientierter Forschung. In: Bungard, Walter (Hrsg.): Die „gute“ Versuchsperson denkt nicht. Artefakte in der Sozialpsychologie. München, Wien, Baltimore, S. 31-60
- Adorno, Theodor W. (1969): Kritik. In: Die Zeit, Nr. 26, 27. Juni 1969, S. 22-23
- Adorno, Theodor W. (1970): Ästhetische Theorie. Hrsg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt/M.
- Adorno, Theodor W. (1970): Ästhetische Theorie. Hrsg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt/M.
- Adorno, Theodor W. (1971): Rede über Lyrik und Gesellschaft. In: Noten zur Literatur I. Frankfurt/M., S. 73-104
- Adorno, Theodor W. (1972): Der Essay als Form. In: Rohner, Ludwig, S. 61-83 (zuerst 1958)

- Allemann, Beda (Hrsg.) (1971): *Ars poetica. Texte von Dichtern des 20. Jahrhunderts zur Poetik*. Darmstadt
- Altenhofer, Norbert (1982): Sigmund Freud: Lektüre zwischen Sinndeutung und Funktionsanalyse. In: Nassen, Ulrich (Hrsg.), S. 207-240
- Altenhofer, Norbert (1982): Sigmund Freud: Lektüre zwischen Sinndeutung und Funktionsanalyse. In: Nassen, Ulrich (Hrsg.), S. 207-240
- Amann, Jürg Johannes (1974): *Das Symbol Kafka*. Bern
- Anderegg, Johannes (1973): *Fiktion und Kommunikation. Ein Beitrag zur Theorie der Prosa*. Göttingen
- Arnheim, R. (1989): Die verschwindende Welt und Köhlers Tintenfaß. In: *Gestalt Theory*, 11, S. 191-198
- Asch, Salomon E. (1956): Studies of Independence and Conformity: A Minority of one against an unanimous Majority. In: *Psychological Monographs* 70, Whole Number 416
- Asch, Salomon E. (1963): Effects of Group Pressure upon the Modification and Distortion of Judgements (1951). In: Guetzkow, H.St. (Hrsg.): *Groups, Leaderships, and Men. Research in Human Relations*, Pittsburgh, S. 177-190
- Assmann, Aleida (1980): *Die Legitimation der Fiktion. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Kommunikation*. München
- Assmann, Aleida (1989): Fiktion als Differenz. In: *Poetica* 21, 1989, S. 239-260
- Assmann, Jan und Dietrich Harth (Hrsg.) (1990): *Kultur und Konflikt*. Frankfurt/M.
- Auer, Annemarie (1974): *Die kritischen Wälder. Ein Essay über den Essay*. Halle/Saale
- Baacke, Dieter und Theodor Schulze (Hrsg.) (1979): *Aus Geschichten lernen: zur Einübung pädagogischen Verstehens*. München

- Bachmann, Dieter (1969): Essay und Essayismus. Benjamin -- Broch -- Kassner -- H.Mann -- Musil -- Rychner. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz
- Baecker, Dirk (1985): Die Freiheit des Gegenstandes: von der Identität zur Differenz. Perspektivenwechsel in den Wissenschaften. In: Delfin, V, Sept. 1985, S. 76-88
- Baecker, Dirk (1991): Überlegungen zur Form des GedächtnisseS. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.), S. 337-359
- Baecker, Dirk, Markowitz, Jürgen, Stichweh, Rudolf, Tyrell, Hartmann und Helmut Willke (Hrsg.) (1987): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M.
- Ball, Hugo (1927): Die Flucht aus der Zeit. München und Leipzig
- Bandler, Richard und John Grinder (1981): Metasprache und Psychotherapie. Struktur und Magie I. Paderborn
- Barck, Karlheinz (1973): Zur Kritik des Rezeptionsproblems in bürgerlichen Literaturauffassungen. In: Gesellschaft-Literatur-Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht. Berlin und Weimar
- Barner, Wilfried (Hrsg.)(1990): Literaturkritik -- Anspruch und Wirklichkeit. DFG-Symposion Steinheim 1989. Stuttgart
- Barron, Frank (1983 a): Die Psychologie des kreativen Schriftstellers. In: Schmidt, Siegfried J. und Reinhard Zobel (Hrsg.), S. 142-151
- Barron, Frank (1983 b): Kreative Schriftsteller, Mathematiker und Architekten. In: Schmidt, Siegfried J. und Reinhard Zobel, S. 151-163
- Barthes, Roland (1967): Kritik und Wahrheit. Frankfurt/M.
- Barthes, Roland (1974): Die Lust am Text. Frankfurt/M.
- Bateson, Gregory (1983): Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt/M.

- Bateson, Gregory (1987): Geist und Natur. Eine notwendige Einheit. Frankfurt/M. (zuerst 1979)
- Baudrillard, Jean (1982): Der symbolische Tausch und der Tod. München
- Baudrillard, Jean (1985): Die fatalen Strategien. München
- Baumgart, Reinhard (1987): Der Kritiker bekümmert die Literatur. Literaturkritik -- eine verlorene Sache? Dankrede für den Merck-Preis. In: Die Zeit, Nr. 44, 23. Oktober 1987, S. 67
- Baumgärtner, Alexander Clemens (Hrsg.) (1979): Lesen. Ein Handbuch. Hamburg
- Beck, Aaron T. (1976): Cognitive Therapy and the Emotional Disorders. New York
- Beck, Aaron T. (1979 a): Wahrnehmung der Wirklichkeit und Neurose: kognitive Psychotherapie emotionaler Störungen. München
- Beck, Aaron T., Rush, John A., Shaw, Brian F. und Gary Emery (1981): Kognitive Therapie der Depression. Hrsg. von Martin Hautzinger. München, Wien und Baltimore
- Becker, Wolfgang (1987): Wahrheit und sprachliche Handlung. Untersuchungen zur sprachphilosophischen Wahrheitstheorie. Freiburg und München
- Beicken, Peter U. (1974): Franz Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung. Frankfurt/M.
- Beinlich, Alexander (1979): Zu einer Typologie des Lesers. In: Baumgärtner, A. C. (Hrsg.), S. 211-227
- Bem, Daryll J. (1979): Theorie der Selbstwahrnehmung. In: Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.), S. 97-128
- Benn, Gottfried (1968): Marginalien. In: Gesammelte Werke in acht Bänden. Hrsg. von Dieter Wellershof. Band 8: Autobiographische Schriften. Wiesbaden (zuerst Wiesbaden 1949)

- Bense, Max (1956): »Aesthetica« Einführung in die neue Ästhetik. Baden-Baden»
- Bense, Max (1972): Über den Essay und seine Prosa. In: Rohner, Ludwig (Hrsg.), S. 48-61 (zuerst 1952)
- Berg, Klaus und Kiefer, Marie-Luise (Hrsg.) (1982): Massenkommunikation II. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1980. Frankfurt/M.
- Berger, Bruno (1964): Der Essay. Form und Geschichte. Bern und München
- Berger, Peter L. und Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. (zuerst New York 1966)
- Bernstorf, Martin (1989): Die Lust der Jungen am guten alten Buch. (Bericht über eine Studie der Bertelsmann-Stiftung über »Kommunikationsverhalten und Medien« In: Capital, Nr.10, 1989, S. 21»
- Binder, Hartmut (1976): Kafka-Kommentar zu den Romanen, Rezensionen, Aphorismen und zum Brief an den Vater. München
- Birbaumer, Niels (1975): Physiologische Psychologie. Eine Einführung an ausgewählten Themen. Berlin, Heidelberg, New York
- Blankenburg, W. (1987): Phänomenologisch-anthropologische Aspekte von Wahn und Halluzination. In: Olbrich, H. M. (Hrsg.): Halluzination und Wahn. Berlin, Heidelberg, New York, Paris, Tokyo 1987, S. 77-101
- Bleckwenn, Helga (1974): Stichwort: »Essay« In: Krywalski, Diether (Hrsg.): Handlexikon zur Literaturwissenschaft. München, S. 121-127»
- Bloom, Harold (1975): A Map of Misreading. New York
- Bloom, Harold (1982): The Breaking of the Vessels. Chicago und London

Boehm, Gottfried (1978): Einleitung. Die Hermeneutik und die Wissenschaften. Zur Bestimmung des Verhältnisses. Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften. In: Gadamer, Hans-Georg und G. B. (Hrsg.), S. 7-60

Bogdal, Klaus-Michael (Hrsg.) (1990): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. Opladen

Bohannon, Laura (1982): Hamlet im Busch. In: Transatlantik 10, 1982, S. 41-45  
Bohn, Volker (Hrsg.) (1980): Literaturwissenschaft. Probleme ihrer theoretischen Grundlegung. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz

Bohrer, Karl Heinz (1979): Haß-Rede. In: Akzente, 26. Jg., Heft 1/2, Feb. 1979, S. 293-296

Bohrer, Karl Heinz (1981): Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen ScheinS. Frankfurt/M. (darin: »Ausfälle gegen die kulturelle Norm. Literarische Erkenntnis und Subjektivität« zuerst 1976)»

Bohrer, Karl Heinz (1984): Identität als Selbstverlust. Zum romantischen Subjektbegriff. In: Merkur, 38. Jg., Heft 4, Juni 1984, S. 367-379

Bohrer, Karl Heinz (1985 a): Das Böse -- eine ästhetische Kategorie? In: Merkur, Heft 6, 39. Jg., Juni 1985, S. 459-473

Bohrer, Karl Heinz (1985 b): Erinnerung an die Zerstörungsmetapher. In: Merkur, Heft 9/10, 39. Jg., Sept./Okt. 1985, S. 725-733

Booth, Wayne C. (1966): The Rhetoric of Fiction. Chicago

Borchmeyer, Dieter (Hrsg.) (1989): Poetik und Geschichte. Viktor Zmegac zum 60. Geburtstag. Tübingen

Born, Jürgen, Dietz, Ludwig, Pasley, Malcolm, Raabe, Paul und Klaus Wagenbach (Hrsg.) (1969): Kafka-Symposion. München

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M. (Franz.Originalausgabe 1979)



- Bourdieu, Pierre (1989): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung der Intellektuellen. Berlin
- Brackert, Helmut und Fritz Wefelmeyer (Hrsg.) (1990): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.
- Bräutigam, Bernd (1986) Leben wie im Roman. Untersuchungen zum ästhetischen Imperativ im Frühwerk Friedrich Schlegels (1794-1800). Paderborn, München, Wien, Zürich
- Breuer, Rolf (1981): Rückbezüglichkeit in der Literatur. Am Beispiel der Romantrilogie von Samuel Beckett. In: Watzlawick, Paul (Hrsg.), S. 138-158
- Brodsky, Joseph (1988): Die Nobelpreis-Rede. Unter dem Titel: »Der Staat ist von gestern, die Literatur ist von morgen.«In: Die Zeit, 22. April 1988, S. 51
- Bronsen, David (1980): Autobiographien der siebziger Jahre. Berühmte Schriftsteller befragen ihre Vergangenheit. In: Lützel, Paul Michael und Egon Schwarz (Hrsg.) (1980), S. 202-214
- Brunkhorst, Hauke (1990): Der entzauberte Intellektuelle. Über die neue Beliebtheit des Denkens. Hamburg
- Bubner, Rüdiger (1973): Über einige Bedingungen gegenwärtiger Ästhetik. In: Neue Hefte für Philosophie, Heft 5, S. 38-73
- Bubner, Rüdiger (1986): Moderne Ersatzfunktionen des Ästhetischen. In: Merkur, Heft 2, Februar 1986, S. 91-107
- Bubner, Rüdiger (1989): Ästhetische Erfahrung. Frankfurt/M.
- Bubner, Rüdiger, Gladigow, Burkhard und Walter Haug (Hrsg.) (1990): Die Trennung von Natur und Geist. Zur Aufklärung der Einheit der Wissenschaften in der Neuzeit. München
- Bühl, Walter J.(1987): »Grenzen der Autopoiesis« In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 39. Jg., Juni 1987, S. 225-254 »

Bühler, Charlotte (1959): Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem. 2.völlig veränderte Auflage unter Mitarbeit von Herman Harvey und Elle Kube. Göttingen (zuerst Leipzig 1933)

Bühler, Charlotte und Fred Massarik (Hrsg.) (1969): Lebenslauf und Lebensziele. Studien in humanistisch-psychologischer Sicht. Stuttgart

Bulman, Ronnie Janoff und Wortman, Canille B. (1977): Attributions of Blame and Coping in the »Real World« Severe Accident Victims React to Their Lot. In: Journal of Personality and Social Psychology 1977, Vol. 35, Nr. 5, S. 351-363»  
Bürger, Christa (1980): Tradition und Subjektivität. Frankfurt/M.

Bürger, Peter (1983): Zur Kritik der idealistischen Ästhetik. Frankfurt/M.

Butor, Michel (1969): Der Gebrauch des Personalpronomens im Roman. In: Neff, Kurt (Hrsg.) (1969): Plädoyer für eine neue Literatur. Mit Beiträgen von Wladimir Weidlé, Nathalie Sarraute, Michel Butor, Alain Robbe-Grillet, Gustave Flaubert. München, S. 149-175

Canetti, Elias (1969): Der andere Prozeß. Kafkas Briefe an Felice. München

Canetti, Elias (1982): Masse und Macht. Frankfurt/M. (zuerst Düsseldorf 1960)

Cantarutti, Giulia und Hans Schuhmacher (Hrsg.) (1986): Neuere Studien zur Aphoristik und Essayistik. Mit einer Handvoll zeitgenössischer Aphorismen. Frankfurt/M., Bern und New York

Cassirer, Ernst (1919): Heinrich von Kleist und die kantische Philosophie. Berlin

Castoriadis, Cornelius (1984): Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Frankfurt/M.

Chotjewitz, Peter O. (1968): Was heißt »experimentelle Literatur«? In: Akzente 15, 1968, S. 412-428

Christadler, Martin (1968): Der amerikanische Essay 1720-1820. Heidelberg

Ciampi, Luc (1986): Zur Integration von Fühlen und Denken im Lichte der »Affektlogik« Die Psyche als Teil eines autopoietischen Systems. In: Kisker, Karl

Peter et al. (Hrsg.): Psychiatrie der Gegenwart, Band 1, 3.Aufl. Berlin, S. 373-410»

Coué, Émile (1925): Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion. Basel

Cramer, Sybille (1985): Die Sprache der Kritik zwischen Gefühl und Argument. In: Görtz, Franz Josef und Gert Ueding (Hrsg.), S. 17-28

Culler, Jonathan (1988): Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek (Amerik. Originalausgabe: »On Deconstruction. Theory and Criticism after Structuralism« New York 1982)»

Cumming, John (1960): Communication: An Approach to Chronic Schizophrenia. In: Appley, Lawrence et al. (Hrsg.): Chronic Schizophrenia. Exploration in Theory and Treatment. Glencoe (Illinois), S. 106-119

Curtius, Mechthild (Hrsg.) (1976): Seminar: Theorien der künstlerischen Produktivität. Entwürfe mit Beiträgen aus Literaturwissenschaft, Psychoanalyse und Marxismus. Frankfurt/M.

Daemmrich, Horst S. (1974): Literaturkritik in Theorie und Praxis. München

Dahrendorf, Malte (1979): Literarische Wirkung und Literatur-didaktik. In: Baumgärtner, A. C. (Hrsg.) (1979), S. 313-354

Davidson, Donald (1990 a): Handlung und Ereignis. Frankfurt/M.

Davidson, Donald (1990 b): Wahrheit und Interpretation. Frankfurt/M.

Davison, Gerald C. und John M. Neale (1979): Klinische Psychologie. München, Wien und Baltimore

Deffner, Gerhard (1984): Lautes Denken. Untersuchungen zur Qualität eines Datenerhebungsverfahrens. Frankfurt/M., Bern, New York, Nancy

Dewey, John (1934): Art as Experience. New York

Dilthey, Wilhelm (1968): Abschnitt »Selbstbiographie« In: W. D.: Gesammelte Schriften. Band VII, Stuttgart und Göttingen, S. 199-201 (entstanden in der Zeit zwischen 1907 und 1910)»

Dimpfl, Monika (1981): Literarische Kommunikation und Gebrauchswert. Theoretische Entwürfe. Bonn

Doesburg, Theo van (1983): Das Andere Gesicht. Gedichte, Prosa, Manifeste, Roman. 1913 bis 1928. Übers. u. hrsg. von Hansjürgen Bulkowski. München

Döhl, Reinhard (1967): Das literarische Werk Hans Arps 1903-1930. Zur poetischen Vorstellungswelt des Dadaismus. Stuttgart

Dörner, Andreas und Ludgera Vogt (1990): Kultursoziologie (Bourdieu -- Mentalitätsgeschichte -- Zivilisationstheorie) In: Bogdal, Klaus-Michael (Hrsg.), S. 131-153

Dovifat, Emil (1940): Stichwort »Essay« In: Handbuch der Zeitungswissenschaft. Band 1, Leipzig, Sp. 937-939»

Dress, Andreas Walter Martin, Hendrichs, Hubert und Günter Küppers (Hrsg.) (1986): Selbstorganisation. Die Entstehung von Ordnung in Natur und Gesellschaft. München

Dröge, Franz (1970): Der zerredete Widerstand. Soziologie und Publizistik des Gerüchts im 2. Weltkrieg. Düsseldorf

Dubois, Paul (1907): The psychic Treatment of nervous Disorders. New York

Dürr, Hans Peter und Walter Ch. Zimmerli (Hrsg.) (1989): Geist und Natur. Über den Widerspruch zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und philosophischer Welterfahrung. Bern, München, Wien

Eagleton, Terry (1988): Einführung in die Literaturtheorie. Stuttgart

Eco, Umberto (1973): Das offene Kunstwerk. Frankfurt/M. (zuerst 1962)

Eco, Umberto (1984): Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. München

- Eco, Umberto (1987 a): Streit der Interpretationen. Konstanz
- Eco, Umberto (1987 b): Laudatio auf Thomas von Aquin. In: U. E.: Über Gott und die Welt. Essays und Glossen. München (zuerst dt. 1985)
- Eibl, Karl (1976): Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. Grundlagen zur erklärenden Literaturgeschichte. München
- Eichenbaum, Boris (1924): In Erwartung der Literatur. In: B. E.: Aufsätze zur Theorie und Geschichte der Literatur. Frankfurt/M. 1965, S. 53-70
- Eimermacher, Karl (1973): Zum Problem einer literaturwissenschaftlichen Metasprache. In: Sprache im techn. Zeitalter, Heft 48, S. 255-277
- Einstein, Carl (1962): Nekrolog: 1832-1932. In: C. E.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Ernst Nef. Wiesbaden (zuerst 1932)
- Einstein, Carl (1980): Totalität. In: C. E.: Werke. Band 1: Hrsg. Rolf-Dieter Baacke unter Mitarbeit von Jens Kwasny. Berlin, S. 223-229 (zuerst 1914)
- Elias, Norbert (1990): Über Menschen und ihre Emotionen: Ein Beitrag zur Evolution der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Semiotik, Bd. 12, Heft 4, S. 337-357
- Ellis, Albert (1977): Die rational-emotive Therapie. Das innere Selbstgespräch bei seelischen Problemen und seine Veränderung. München
- Ellis, Albert und Russel Grieger (Hrsg.) (1979): Praxis der rational-emotiven Therapie. München
- Emrich, Hinderk M. (1992): Konstruktivismus: Imagination, Traum und Emotionen. In: Schmidt (Hrsg.), S. 76-96
- Ende, Helga (1973): Der Konstruktionsbegriff im Umkreis des deutschen Idealismus. Meisenheim am Glan
- Engels, Eve-Marie (1989): Erkenntnis als Anpassung? Eine Studie zur evolutionären Erkenntnistheorie. Frankfurt/M.

Enzensberger, Christian (1970): Die Sache mit der Literatur, die Sache mit der Person. In: Kursbuch 20, März 1970, S. 10-18

Enzensberger, Christian (1977): Literatur und Interesse. Eine politische Ästhetik mit zwei Beispielen aus der englischen Literatur. 2 Bde., München

Enzensberger, Christian (1987): Welches Bedürfnis nach Literatur? Funktionsästhetik als Theoriespiel. In: Spiel, 6. Jg., Heft 1, S. 79-100

Enzensberger, Hans Magnus (1962): Einzelheiten. Frankfurt/M.

Enzensberger, Hans Magnus (1976): Bescheidener Vorschlag zum Schutze der Jugend vor den Erzeugnissen der Poesie. In: The German Quaterly 49, 1976, S. 425-437

Enzensberger, Hans Magnus (1976): Bescheidener Vorschlag zum Schutze der Jugend vor den Erzeugnissen der Poesie. In: The German Quaterly 49, 1976, S. 425-437

Enzensberger, Hans Magnus (1988 a): Das Nullmedium oder Warum alle Klagen über das Fernsehen gegenstandslos sind. In: H. M. E.: Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen. Frankfurt/M.

Enzensberger, Hans Magnus (1988 b): Macht und Geist: Ein deutsches Indianerspiel. In: Die Zeit, 8. April 1988, S. 51/52

Epstein, Seymour (1979): Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie. In: Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.) (1979), S. 15-43

Exner, Richard (1962): Zum Problem einer Definition und einer Methodik des Essays als dichterischer Kunstform. In: Neophilologus, 46. Jg., 1962, S. 169-182

Falk, Gunter (1977/78): Vom Verschwinden des Autors. Über eine Entwicklung nicht nur der österreichischen Literatur. In: Manuskripte, Nr. 58, S. 34-37

Faraday, Anne (1984): Die positive Kraft der Träume. München

Festinger, Leonard (1957): A Theory of Cognitive Dissonance. Evanston (Illinois)

- Feyerabend, Paul K. (1984): *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt/M.
- Fiedler, Leslie (Hrsg.) (1969): *The Art of the Essay*. New York
- Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.) (1979): *Selbstkonzept-Forschung*. Stuttgart
- Finke, Peter (1982): *Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur*. Braunschweig und Wiesbaden
- Finke, Peter (1985): *Empirizität allein genügt nicht. Kritische Überlegungen zu Konzeptionen empirischer Wissenschaft*. In: *SPIEL*, 4. Jg., Heft 1, S. 71-97
- Finke, Peter und Siegfried J. Schmidt (Hrsg.) (1984): *Analytische Literaturwissenschaft*. Braunschweig und Wiesbaden
- Fischer, Andreas (1968): *Studien zum historischen Essay und zur historischen Porträtkunst an ausgewählten Beispielen*. Berlin
- Fischer, Jens Malte, Prümm, Karl und Scheuer, Helmut (Hrsg.) (1987): *Erkundungen. Beiträge zu einem erweiterten Literaturbegriff. Helmut Kreuzer zum sechzigsten Geburtstag*. Göttingen
- Fish, Stanley (1975): *Literatur-Leser: Affektive Stilistik*. In: Warning, Rainer (Hrsg.), S. 196-227
- Fizer, John (1981): *Psychologism and Psychoaesthetics. A historical and critical View of their Relations*. Amsterdam
- Flacke, Michael (1984): *Wissenschaftstheorie der Literaturwissenschaft: Vom »Substantialismus. Konstruktivismus*
- Flavell, John H. (1981 a): *The Development of Comprehension Monitoring and Knowledge about Communication*. Chicago (= *Monographs of the Society for Research in Child Development*. Serial No. 192, Vol. 46, No. 5)
- Flavell, John H. (1981 b): *Cognitive Monitoring*. In: Dickson, Patrick W. (Hrsg.): *Children's Oral Communications Skills*. New York, S. 35-60

- Flusser, Vilém (1989): *Ins Universum der technischen Bilder*. Göttingen
- Foerster, Heinz von (1977): *The curious Behavior of complex Systems: Lessons from Biology*. In: Linstone, H. A. and W. H. Clive Simmonds (Hrsg.): *Futures Research: New Directions*. Reading/Mass.
- Foerster, Heinz von (1981): *Das Konstruieren einer Wirklichkeit*. In: Watzlawick (Hrsg.), S. 39-60
- Foerster, Heinz von (1985 a): *Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie*. Braunschweig und Wiesbaden.
- Foerster, Heinz von (1985 b): *Entdecken oder Erfinden. Wie läßt sich Verstehen verstehen?* In: Gumin, Heinz und Armin Mohler (Hrsg.), S. 27-68
- Foerster, Heinz von (1992). *Wissen und Gewissen*. Hrsg. von Siegfried J. Schmidt. Frankfurt/M.
- Fohrmann, Jürgen (1988): *Der Kommentar als diskursive Einheit der Wissenschaft*. In: J. F. und Harro Müller (Hrsg.), S. 244-260
- Fohrmann, Jürgen und Harro Müller (1984): *Transzendental-hermeneutik oder Neostrukturalismus? Zu Manfred Franks neuestem Buch (»Was ist Neostrukturalismus?«* In: *Merkur*, Heft 8, 38. Jg., S. 940-944»
- Fohrmann, Jürgen und Müller, Harro (Hrsg.) (1988): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/M.
- Folkers, Horst (1987): *Verabschiedete Vergangenheit. Ein Beitrag zur unaufhörlichen Selbstdeutung der Moderne*. In: Baecker et.al. (Hrsg.), S. 46-83
- Foucault, Michel (1969): *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1974 a): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1974 b): *Was ist ein Autor?* In: M. F.: *Schriften zur Literatur*. München, S. 7-31



- Frank, J. (1961): *Persuasion and Healing*. Baltimore
- Frank, Manfred (1977): *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schleiermacher*. Frankfurt/M.
- Frank, Manfred (1984): *Partialität oder Universalität der »Divination«* In: DVjs, 58. Jg., S. 238-249»
- Frank, Manfred (1986): *Die Unhintergebarkeit von Individualität*. Frankfurt/M.
- Frank, Manfred (1989): *Textauslegung*. In: Harth, Dietrich und Peter Gebhardt (Hrsg.), S. 123-160 (zuerst 1982)
- Frank, Manfred (Hrsg.) (1991): *Selbstbewußtseinstheorien von Fichte bis Sartre*. Frankfurt/M.
- Frank, Manfred und Anselm Haverkamp (Hrsg.) (1988): *Individualität -- Poetik und Hermeneutik*. München
- Frank, Manfred, Raulet, Gérard und Willem van Reijen (Hrsg.) (1988): *Die Frage nach dem Subjekt*. Frankfurt/M.
- Frankena, D. (1969): *Kognitiv und Nicht-kognitiv*. In: Henle, P. (Hrsg.): *Sprache, Denken und Kultur*. Frankfurt/M.
- Franzen, Winfried (1982): *Die Bedeutung von »wahr Wahrheit« Analysen zum Wahrheitsbegriff und zu einigen neueren Wahrheitstheorien*. Freiburg und München »
- Freeman, Derek (1984): *Margret Mead and Samoa. The Making and Unmaking of an Anthropological Myth*. Harmondsworth
- Freud, Sigmund (1955): *Der Dichter und das Phantasieren*. In: S. F. (1955): *Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet*. Hrsg. von Anna Freud et.al. London, Bd.7: *Werke aus den Jahren 1906-1909*, S. 211-223 (zuerst London 1941)
- Fricke, Harald (1977): *Die Sprache der Literaturwissenschaft. Textanalytische und philosophische Untersuchungen*. München

Fricke, Harald (1988): Moderne Lyrik als Normabweichung. In: Jordan, Lothar, Marquardt, Axel und Winfried Woesler (Hrsg.): Lyrik -- Erlebnis und Kritik. Gedichte und Aufsätze des dritten und vierten Lyrikertreffens in Münster. Frankfurt/M., S. 171-185

Friedrich, Hugo (1967): Montaigne. Bern und München

Fueß, Renate (1981): »Wo hab ich jemals einen Kontakt wollen?« Vom Mythos des »Einsamen in der Bergwelt

Furth, Hans G. (1972): Denkprozesse ohne Sprache. Düsseldorf

Gabriel, Gottfried (1991): Zwischen Logik und Literatur. Erkenntnisformen von Dichtung, Philosophie und Wissenschaft. Stuttgart

Gabriel, Gottfried und Christiane Schildknecht (Hrsg.) (1990): Literarische Formen der Philosophie. Stuttgart

Gadamer, Hans-Georg (1972): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen (zuerst 1960)

Gadamer, Hans-Georg und Gottfried Boehm (Hrsg.) (1978): Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften. Frankfurt/M.

Gay, Peter (1987): Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter. München

Giedion-Welcker, Carola (1973): Schriften 1926-1971. Köln

Giesecke, Michael (1991): Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologie. Frankfurt/M.

Gille, Klaus F. (1988): Die Genialität des Auslegers. Zur Geschichte und Systematik des Divinationstheorems. In: Schönert, Jörg und Harro Segebrecht (Hrsg.), S. 168-193

Gille, Klaus F. (1988): Die Genialität des Auslegers. Zur Geschichte und Systematik des Divinationstheorems. In: Schönert, Jörg und Harro Segebrecht (Hrsg.), S. 168-193

Gipper, Helmut (1978): Denken ohne Sprache. Düsseldorf

Gipper, Helmut (1983):(Diskussionsbeitrag) In: Gerighausen, Joseph und Peter C. Seel (Hrsg.): Interkulturelle Kommunikation und Fremdverstehen. Dokumentation eines Werkstattgesprächs des Goethe-Instituts München vom 16.-17. Juni 1983. München

Giuseppe, Raymond A. di und Norman J. Miller (1979): Überblick über Untersuchungen zur Effektivität der rational-emotiven Therapie. In: Ellis und Grieger (Hrsg.), S. 37-62

Glanville, Ranulph (1979): The Form of Cybernetics: Whitening the Black Box. In: General Systems Research. A Science, a Methodology, a Technology. Annual North American Meeting PaperS. Louisville, S. 35-42

Glaserfeld, Ernst von (1981): Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: Watzlawick, Paul (Hrsg.), S. 16-38

Glaserfeld, Ernst von (1985): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Gumin, Heinz und Armin Mohler (Hrsg.), S. 1-26

Glaserfeld, Ernst von (1987 a): Wissen, Sprache und Wirklichkeit. Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus. Braunschweig und Wiesbaden

Glaserfeld, Ernst von (1987 b): Siegener Gespräche über Radikalen Konstruktivismus. Ernst von Glaserfeld im Gespräch mit NIKOL. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1987 a), S. 401-440

Glaserfeld, Ernst von (1990): Die Unterscheidung des Beobachters: Versuch einer Auslegung. In: Riegas und Vetter (Hrsg.), S. 281-295

Glaserfeld, Ernst von (1991): Abschied von der Objektivität. In: Watzlawick, Paul und Peter Krieg (Hrsg.), S. 17-30

Glaserfeld, Ernst von und John Richards (1984): Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität. Erkenntnistheoretische Aspekte des Rückkoppelungs-Kontroll-SystemS. In: Delfin, August 1984, Heft 3, S. 4-25

Glinz, Hans (1969): Methoden zur Objektivierung des Verstehens von Texten, gezeigt an Kafkas »Kinder auf der Landstraße« In: Jahrbuch für internationale Germanistik 1, 1969, S. 75-107»

Glötz, Peter (1979): Die Bedeutung der Kritik für das Lesen. In: Baumgärtner, A. C. (Hrsg.), S. 604-622

Goeppert, Sebastian: Über einige Schwierigkeiten der psychoanalytischen Kunst- und Literaturkritik. In: S. P. (Hrsg.) (1978): Perspektiven psychoanalytischer Literaturkritik. Freiburg, S. 42-53

Goleman, Daniel (1987): Lebenslügen und einfache Wahrheiten. Warum wir uns selbst täuschen. Weinheim und Basel

Goltschnigg, Dietmar (1987): Stichwort »Essay« In: Borchmeyer, Dieter und Viktor Zmegac (Hrsg.): Moderne Literatur in Grundbegriffen. Frankfurt/M., S. 110-114»

Gomringer, Eugen (1969): Poesie als Mittel der Umweltgestaltung. Itzehoe

Good, Graham (1988): The Observing Self. Rediscovering the Essay. London und New York

Goodman, Nelson (1984): Weisen der Welterzeugung. Frankfurt/M. (zuerst Ways of Worldmaking. Indianapolis, Cambridge 1978)

Goody, Jack (Hrsg.) (1981): Literalität in traditionellen Gesellschaften. Frankfurt/M.

Goody, Jack, Watt, Jan und Kathleen Gough (1986): Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Frankfurt/M.

Gorsen, Peter (1972): Literatur und Psychose. Zur Rekapitulation einer grenzüberschreitenden bürgerlichen Ästhetik. In: Ästhetik und Kommunikation, 3. Jg., Heft 9, Sept. 1972, S. 35-54

Görtz, Franz Josef und Gert Ueding (Hrsg.) (1985): Gründlich verstehen. Literaturkritik heute. Frankfurt/M.

Göttner, Heide (1973): Logik der Interpretation. München

Greiner, Bernhard (1982): Autobiographie im Horizont der Psychoanalyse: Stephan Hermlins »Abendlicht« In: Poetica 14, 1982, S. 213-249»

Greiner, Ulrich (1985): Die verlorene Unschuld. In: Görtz, Franz Josef und Gert Ueding (Hrsg.), S. 49-53

Grenzmann, Ludger, Herkommer, Hubert und Dieter Wuttke (Hrsg.) (1987): Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte des Mittelalters. Festschrift für Karl Stockmann zum 65. Geburtstag. Göttingen

Grimm, Gunter (Hrsg.) (1975): Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke. Stuttgart

Grimm, Reinhold und Jost Hermand (Hrsg.) (1982): Vom Anderen und vom Selbst. Beiträge zu Fragen der Biographie und Autobiographie. Königstein/TS.

Grimminger, Rolf (1973): Das intellektuelle Subjekt der Literaturwissenschaft. Entwurf einer dialektischen Hermeneutik. In: Kolbe, Jürgen (Hrsg.) (1973): Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. München, S. 15-47

Grimminger, Rolf (1976): Abriß einer Theorie der literarischen Kommunikation. In: Brackert, Helmut, Lämmert, Eberhard und Jörn Stückrath (Hrsg.): Literatur. Reader zum Funk-Kolleg. Band 1. Frankfurt/M., S. 100-116 (Zuerst in: Literatur und Linguistik und Didaktik. H. 12, 1973, S. 178-81, und H. 13, 1973, S. 1-9)

Groeben, Norbert (1972): Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz

Groeben, Norbert (1982): Leserpsychologie. Textverständnis -- Textverständlichkeit. Münster

Groeben, Norbert (1989): Das Konzept der Text-Leser-Interaktion in der empirischen Literaturwissenschaft. In: SPIEL, 8.Jg. Jg., 1989, Heft 2, S. 255-273

Groeben, Norbert und Brigitte Scheele (1977): Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt

Groeben, Norbert und Brigitte Scheele (1984): Die Heidelberger Struktur-Legetechnik (SLT). Eine Dialog-Konsens-Methode zur Erhebung subjektiver Theorien mittlerer Reichweite. Weinheim und Basel

Groppe, Sabine (1990): Das Ich am Ende des SchreibenS. Autobiographisches Erzählen im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Würzburg

Grössing, Gerhard (1987): Kybernetik der Wahrnehmung -- Über fundamentale Naturgesetze, Seefahrer und das Irrationale. In: Delfin, 4. Jg., Heft 2, Sept. 1987, S. 10-22

Gumbrecht, Hans Ulrich (1988 a): Who is Afraid of Deconstruction? In: Fohrmann, Jürgen und Harro Müller (Hrsg.), S. 95-113

Gumbrecht, Hans Ulrich (1988 b) (Hrsg): Kreativität -- Ein verbrauchter Begriff. München

Gumbrecht, Hans Ulrich (1990): Literaturkritik als Literatur. (Einführung). In: Barner, Wilfried (Hrsg.), S. 122-128

Gumbrecht, Hans Ulrich (1991): Epistemologie/Fragmente. In: H. U. G. und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), S. 837-850

Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.) (1988): Materialität der Kommunikation. Frankfurt/M.

Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.) (1991): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt/M.

Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.) (1988): Materialität der Kommunikation. Frankfurt/M.

Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.) (1991): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt/M.

Gumin, Heinz und Armin Mohler (Hrsg.) (1985): Einführung in den Konstruktivismus. München

Gustafsson, Lars (1970): Utopien. Essays. München (Darin auch: »Der Tod als Mystifikation. Richthofens Problem«)

Gustafsson, Lars (1989): L. G. im Gespräch mit Cord Barkhausen. »Der Platz der Dämonen ist in den Büchern« Gespräch über die Aufgabe des Schriftstellers. In: Merkur, 43. Jg., Heft 2, 1989, S. 122-131 »

Haas, Gerhard (1966): Studien zur Form des Essays und zu seinen Vorformen im Roman. Tübingen

Haas, Gerhard (1975): Zur Geschichte und Kunstform des Essays. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik VII, 1. Bern und Frankfurt/M., S. 11-39

Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Darmstadt und Neuwied

Habermas, Jürgen (1970): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M.

Habermas, Jürgen (1973 a): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M.

Habermas, Jürgen (1973 b): Wahrheitstheorien. In: Fahrenbach, H.: Wirklichkeit und Reflexion. Walter Schulz zum 60. Geburtstag. Pfullingen, S. 211-265

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt/M.

Habermas, Jürgen (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt/M.

Haferkamp, Hans und Michael Schmid (Hrsg.) (1987): Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Frankfurt/M.

Hahn, Alois und Volker Kapp (Hrsg.) (1987): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt/M.

Hamburger, Michael (1965): Essay über den Essay. In: Akzente 12, Heft 4, S. 290-292

Hart Nibbrig, Christiaan L. (1983): Warum lesen? Ein Spielzeug zum Lesen. Frankfurt/M.

Harth, Dietrich (1989): Einleitung: Strukturprobleme der Literaturwissenschaft. In: Harth, Dietrich und Peter Gebhardt (Hrsg.), S. 1-7 (zuerst 1982)

Harth, Dietrich und Peter Gebhardt (Hrsg.) (1989): Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft. Stuttgart (zuerst 1982)

Harth, Helene (1984): Les Intellectuels. Zur Rollendefinition eines modernen Sozialtypus. In: Sieß, Jürgen (Hrsg.): Widerstand, Flucht, Kollaboration. Literarische Intelligenz und Politik in Frankreich. Frankfurt/M. und New York, S. 200-218

Hartig, Monika (1972): Selbstkontrolle. Eine theoretische und empirische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der verbalen Selbstkontrolle. Phil. Diss. München

Hartman, Geoffrey (1976): Crossing Over: Literary Commentary as Literature. In: Comparative Literature 28, 1976, S. 257-276

Hauptmeier, Helmut (1986): Probleme einer angewandten Literaturwissenschaft. In: Arbeitsgruppe NIKOL (Hrsg.): Angewandte Literaturwissenschaft. Braunschweig und Wiesbaden

Hauptmeier, Helmut und Siegfried J. Schmidt (1985): Einführung in die Empirische Literaturwissenschaft. Braunschweig und Wiesbaden

Hausmann, Raoul (1921): Presentismus. In: De Stijl, Leiden, 21. Febr. 1921

Haverkamp, Anselm (1986): Die neueste »Krankheit zum Tode«- Das Werthersyndrom in der Verständigungsliteratur der siebziger Jahre: Fritz Zorn »Mars« In: DVjs, 60. Jg., 1986, Heft 4, S. 667-696»

Hayakawa, S. I. (1976): Sprache im Denken und Handeln. Darmstadt



Heinrichs, Hans Jürgen, Krüger, Michael und Klaus Wagenbach (Hrsg.) (1978): Tintenfisch 13, Thema: Alltag des Wahnsinns. Berlin

Heißenbüttel, Helmut (1964 a): Kriterien für den Begriff des Gedichts im 20. Jahrhundert. In: Sprache im technischen Zeitalter 1964, S. 774-777

Heißenbüttel, Helmut (1964 b): Wie macht sich der Kritiker verständlich? In: Die Welt, 10. 12. 1964

Heißenbüttel, Helmut (1965 a): Literatur und Wissenschaft. In: Akzente, 12. Jg., 1965, Heft 2, S. 171ff.

Heißenbüttel, Helmut (1965 b): Warten auf den Kritiker? In: Die Welt, 8. 7. 1965

Heißenbüttel, Helmut (1966 a): Über Literatur. Olten und Freiburg/darin: »13 Hypothesen über Literatur und Wissenschaft als vergleichbare Tätigkeiten« S. 206-215 »Über den Einfall« S. 224-227»

Heißenbüttel, Helmut (1966 b): Anmerkungen zu einer Literatur der Selbstentblößer. In: Merkur 20, S. 568-577

Heißenbüttel, Helmut (1972): Zur Tradition der Moderne. Aufsätze und Anmerkungen 1964-1971. Neuwied und Berlin

Heißenbüttel, Helmut (1974): Kurze Theorie der künstlerischen Grenzüberschreitung. In: Kopfermann, Thomas (Hrsg.): Theoretische Positionen zur Konkreten Poesie. Texte und Bibliographie. Tübingen, S. 21-26

Heißenbüttel, Helmut (1982): Interview mit Thomas P. Eggeling. In: Börsenblatt, 38. Jg., 17. Heft, 26. 2. 82, S. 447

Heißenbüttel, Helmut und Heinrich Vormeg (1969): Briefwechsel über Literatur. Neuwied und Berlin

Hejl, Peter M. (1982): Sozialwissenschaft als Theorie selbst-referentieller Systeme. Frankfurt/M. und New York

Hejl, Peter M. (1985): Konstruktion der sozialen Konstruktion: Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie. In: Gumin, Heinz und Armin Mohler (Hrsg.), S. 85-115

Hejl, Peter M. (1987): Zum Begriff des Individuums. Bemerkungen zum ungeklärten Verhältnis von Psychologie und Soziologie. In: Schiepek, Günter (Hrsg.): Systeme erkennen Systeme. Weinheim

Hejl, Peter M. (1988): Durkheim und das Thema der Selbstorganisation. Siegen (= LUMIS-Schriften Nr. 18)

Hejl, Peter M. (1990 a): »Nicht alle Realitäten sind gleich wirklich.

Hejl, Peter M. (1990 b): Soziale Systeme: Körper ohne Gehirne oder Gehirne ohne Körper? Rezeptionsprobleme der Theorie autopoietischer Systeme in den Sozialwissenschaften. In: Riegas, Volker und Christian Vetter, S. 205-236

Hejl, Peter M. (1992): Die zwei Seiten der Eigengesetzlichkeit. Zur Konstruktion natürlicher Sozialsysteme und zum Problem ihrer Regelung. In: Schmidt (Hrsg.), S. 167-213

Hempfer, Klaus W. (1990): Schwierigkeiten mit einer »Supertheorie«: Bemerkungen zur Systemtheorie Luhmanns und deren Übertragbarkeit auf die Literaturwissenschaft. In: Spiel, 9. Jg., Heft 1, S. 15-36

Henkel, Arthur (1978): Kafka und die Vaterwelt. In: Tellenbach, H. (Hrsg.), S. 173-191

Hennecke, Hans (1958): Die vierte literarische Gattung. Reflexionen über den Essay. In: H. H.: Kritik. Gesammelte Essays zur modernen Literatur. Gütersloh

Henniger, Gerd (1968): Vorwort zur deutschen Ausgabe von »Drame

Henningsen, Jürgen (1981): Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Fünf Studien. Essen

Henrich, Dieter und Wolfgang Iser (Hrsg.) (1983): Funktionen des Fiktiven -- Poetik und Hermeneutik. München

- Herkner, Werner (Hrsg.) (1980): Attribution. Psychologie der Kausalität. Bern.
- Herkner, Werner, Pesta, Thekla, Maritsch, Friedrich und Peter Massoth (1980): Die Beziehungen zwischen Attributionen und Selbstverbalisierungen und die Wirkungen eines Attributionstrainings bei Leistungsstörungen. In: Herkner, Werner (Hrsg.), S. 397-426
- Herman, Jost (1968): Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft. München
- Herman, Jost (1968): Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft. München
- Herriot, Peter (1974): Einführung in die Psychologie der Sprache. München
- Hildesheimer, Wolfgang (1975): »The End of Fiction« Als Vortrag gehalten an den vier Universitäten der irischen Republik, April 1975. In: Das Ende der Fiktionen. Reden aus fünfundzwanzig Jahren. Frankfurt/M. 1988 (Zuerst in: Merkur, 30. Jg., 1976, Heft 1, S. 57-70)»
- Hildesheimer, Wolfgang (1991): Rede an die Jugend. Mit einem Postscriptum für die Eltern und zwei Collagen. Frankfurt/M.
- Hilsbecher, Walter (1967): Schreiben als Therapie. Stuttgart
- Hirsch, E. D. (1972): Prinzipien der Interpretation. München
- Hirschman, Albert O. (1984): Engagement und Enttäuschung. Über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl. Frankfurt/M.
- Hocke, Gustav René (Hrsg.) (1938): Der französische Geist. Die Meister des Essays von Montaigne bis zur Gegenwart. Leipzig
- Hoffmann, Erika (1960): Kindheitserinnerungen als Quelle pädagogischer Kinderkunde. Heidelberg
- Hohendahl, Peter Uwe (1985): Geschichte der deutschen Literaturkritik. Stuttgart

- Holstein, Elmar (1980): Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache. Frankfurt/M.
- Holland, Norman N. (1975): Five Readers Reading. New Haven and London
- Honneth, Axel (1985): Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M.
- Hörisch, Jochen (1988): Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik. Frankfurt/M.
- Hörisch, Jochen (1988): Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik. Frankfurt/M.
- Hörisch, Jochen und Georg Christoph Tholen (Hrsg.) (1985): Eingebildete Texte. Affären zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. München
- Hörisch, Jochen und Hans-Georg Pott (1983): Literaturwissenschaft als Rationalitätskritik. In: Link, Jürgen (1983), S. 175-187
- Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno (1969): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.
- Hörmann, Hans (1970): Psychologie der Sprache. Berlin, Heidelberg und New York
- Hörmann, Hans (1976): Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt/M.
- Huber, Günter L. und Heinz Mandl (Hrsg.) (1983): Emotion und Kognition. München
- Hurrelmann, Klaus (Hrsg.) (1976): Sozialisation und Lebenslauf. Empirie und Methodik sozialwissenschaftlicher Persönlichkeitsforschung. Reinbek
- Ibsch, Elrud (1984): Ästhetische Innovation und Alltagswelt. In: SPIEL, 3. Jg., 1984, Heft 1, S. 1-26

Ibsch, Elrud (1988): Geltungsansprüche an Interpretationen: Der Wandel eines Konzeptes. In: Proceedings of the XIIth Congress of the International Comparative Literature Association. München, S. 304-316

Ibsch, Elrud (1988): Geltungsansprüche an Interpretationen: Der Wandel eines Konzeptes. In: Proceedings of the XIIth Congress of the International Comparative Literature Association. München, S. 304-316

Irro, Werner (1988): ... und wollten zueinander nicht finden. Warum gibt es keine Germanistik als Literaturkritik -- und keine Literaturkritik als ästhetische Debatte. In: Text und Kritik (Über Literaturkritik), Okt. 1988, S. 89-99

Iser, Wolfgang (1972): Der implizite Leser. München

Iser, Wolfgang (1975): Die Wirklichkeit der Fiktion. In: Warning, Rainer (Hrsg.), S. 277-324

Iser, Wolfgang (1976): Der Akt des Lesens. München

Iser, Wolfgang (1991): Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt/M.

Jackendoff, R. (1983): Semantics and Cognition. Cambridge/Mass.

Jäger, Georg (1974): Die Wertherwirkung. Ein rezeptions-ästhetischer Modellfall. In: Müller-Seidel, Walter (Hrsg.): Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972. München, S. 389-409

James, William (1890): Principles of Psychology. (2 Bde.; Kurzfassung 1892) New York

Janich, Peter (1992): Die methodische Ordnung von Konstruktionen. Der Radikale Konstruktivismus aus der Sicht des Erlanger Konstruktivismus. In: Schmidt (Hrsg.), S. 24-41

Jantsch, Erich (1982): Die Selbstorganisation des Universums. Vom Urknall zum menschlichen Geist. München

- Japp, Uwe (1980): Beziehungssinn. Ein Konzept der Literaturgeschichte. Frankfurt/M.
- Jarvis, P. E. (1968): Verbal Control of sensory-motor Performance. A Test of Luria's Hypothesis. In: Human Development, 11, S. 172-183
- Jauß, Hans Robert (1970): Literaturgeschichte als Provokation. Frankfurt/M.
- Jauß, Hans Robert (1982): Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Frankfurt/M. (Neuaufgabe 1991)
- Johnson, Barbara (1980): The Critical Difference: Essays in the contemporary Rhetoric of Reading. Baltimore
- Jung, Werner (1990): Neuere Hermeneutikkonzepte. Methodische Verfahren oder geniale Anschauung? In: Bogdal, Klaus-Michael (Hrsg.), S. 154-175
- Jung, Werner (1990): Neuere Hermeneutikkonzepte. Methodische Verfahren oder geniale Anschauung? In: Bogdal, Klaus-Michael (Hrsg.), S. 154-175
- Just, Klaus Günther (1960): Der Essay. In: Stammler, Wolfgang (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriß. Band 2, Berlin und Bielefeld, Sp. 1897-1948
- Kähler, Hermann (1980 a): Die Literatur und der Essay -- offene Prosa um 1918. Eine Studie zum Problem des literarischen Bewußtseins in der ersten antiimperialistischen Volksrevolution in Deutschland. Phil. DisS. , Berlin-Ost
- Kähler, Hermann (1980 b): Zum Essay. Probleme literarischer Subjektivität in Essayistik und Publizistik der frühen 20er Jahre. In: Weimarer Beiträge 26, 1980, H. 12, S. 92-113
- Kainz, Friedrich (1965): Psychologie der Sprache. Stuttgart
- Kaiser, Gerhard (1978): Nachruf auf die Interpretation? (Zu: Wolfgang Iser: Die Appellstruktur der Texte) In: Gadamer, Hans-Georg und Gottfried Boehm (Hrsg.), S. 426-443

Kaiser, Gerhard (1978): Nachruf auf die Interpretation? (Zu: Wolfgang Iser: Die Appellstruktur der Texte) In: Gadamer, Hans-Georg und Gottfried Boehm (Hrsg.), S. 426-443

Kamper, Dietmar (1981): Zur Geschichte der Einbildungskraft. München

Kamper, Dietmar (1986 a): Zur Soziologie der Imagination. München

Kamper, Dietmar (Hrsg.) (1986 b): Macht und Ohnmacht der Phantasie. Darmstadt und Neuwied

Karst, Theodor, Overbeck, Renate und Reinbert Tabbert (1976): Kindheit in der modernen Literatur. Interpretations- und Unterrichtsmodelle zur deutsch-, englisch- und französisch-sprachigen Prosa. Kronberg/TS.

Kauffman, Robert Lane (1981): The Theory of the Essay: Lukács, Adorno and Benjamin. Phil. Diss. , Univ. of Cal. San Diego

Keen, Sam (1989): Die Mythen unseres Lebens. In Psychologie heute, Mai, S. 28-33

Keen, Sam et al. (1981): Auf den Spuren Carlos Castanedas. Studien zu einer anderen Ansicht der Welt. Rheinberg

Kelly, George A. (1955): The Psychology of Personal Constructs. 2 Bände. Band 1: A Theory of Personality. Band 2: Clinical Diagnosis and Psychotherapy. New York

Kelly, George A. (1970): A Summary Statement of a Cognitive -oriented Comprehensive Theory of Behavior. In: Maucuso, J. C.(Hrsg.) (1970): Readings for a Cognitive Theory of Personality. New York (zuerst 1966)

Kempowsky, Walter (1981): Schreiben als Erfahrung von Geschichte. Interview mit Irmela Schneider. In: Schneider, Irmela (Hrsg.) (1981): Die Rolle des AutorS. Analysen und Gespräche. Stuttgart

Kendler, T. S. (1963): Development of mediating responses in children. In: Wright, J. C. und J. Kagan (Hrsg.): Basic Cognitive Processes in Children

Keßler, Bernd H. und Burkhard Hoellen (1982): Rational-emotive Therapie in der Klinischen Praxis. Eine Einführung. Weinheim und Basel

Kiefer, Klaus H. (1986): Subjekt/Objekt -- Semiotische Probleme in der Ästhetik Carl Einsteins. In: Paetzold, Heinz (Hrsg.): Modelle für eine semiotische Rekonstruktion der Geschichte der Ästhetik. Aachen, S. 285-309

Kienecker, Michael (1989): Prinzipien literarischer Wertung. Sprachanalytische und historische Untersuchungen. Göttingen

Kienecker, Michael (1989): Prinzipien literarischer Wertung. Sprachanalytische und historische Untersuchungen. Göttingen

Kindt, Walter und Siegfried J. Schmidt (Hrsg.) (1976): Interpretationsanalysen. Argumentationsstrukturen in literaturwissenschaftlichen Interpretationen. München

Kindt, Walter und Siegfried J. Schmidt (Hrsg.) (1976): Interpretationsanalysen. Argumentationsstrukturen in literaturwissenschaftlichen Interpretationen. München

Kittler, Friedrich A. (1979): Vergessen. In: Nassen, Ulrich (Hrsg.): Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik. Paderborn, München, Wien, Zürich, S. 195-221

Kittler, Friedrich A. (Hrsg.) (1980): Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus. Paderborn

Kleinschmidt, Gert (1979): Die Interpretation literarischer Texte. In: Baumgärtner, A. C. (Hrsg.), S. 195-221

Klüver, Jürgen (1990): Auf der Suche nach den Kaninchen von Fibonacci oder: Wie geschlossen ist das Wissenschaftssystem? In: Krohn und Küppers (Hrsg.), S. 203-229

Knilli, Friedrich, Hickethier, Knut und Wolf Dieter Lützen (Hrsg.) (1976): Literatur in den Massenmedien -- Demontage von Dichtung? München



Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt/M.

Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: Soziale Welt 40, S. 86-96

Köck, Wolfram K. (1987): Kognition-Semantik-Kommunikation. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1987a), S. 340-373

Köck, Wolfram K. (1990): Autopoiese, Kognition und Kommunikation. Einige kritische Bemerkungen zu Humberto R. Maturanas Bio-Epistemologie und ihre Konsequenzen. In: Riegas, Volker und Christian Vetter (Hrsg.), S. 159-188

Koepp, Jürgen und Dietmar Wischmeyer (1984): Wie die Literatur Wissen schafft. Zu den historischen und prinzipiellen Beziehungen zwischen Literatur und Wissenschaft. Staatsarbeit. Universität Bielefeld

Koeppen, Wolfgang (1972): Gespräch mit Christian Linder. In: Text + Kritik 34 (Wolfgang Koeppen), April 1972, S. 14-32

Kohl, Stephan (1977): Realismus. Theorie und Geschichte. München

Kohli, Martin (Hrsg.) (1978): Soziologie des Lebenslaufes. Darmstadt und Neuwied

Kollektiv für Literaturgeschichte (Hrsg.) (1974): Klassik. Erläuterungen zur deutschen Literatur. Berlin („Die Leiden des jungen Werthers“)

Koppe, Franz (Hrsg.) (1991): Perspektiven der Kunstphilosophie. Texte und Diskussionen. Frankfurt/M. 1991

Koselleck, Reinhart (1979): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt/M. (hier zitiert nach 1989)

Koselleck, Reinhart und Wolf Dieter Stempel (Hrsg.) (1973): Geschichte, Ereignis und Erzählung. München

Kracauer, Siegfried (1964): Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit. Frankfurt/M.

Kracauer, Siegfried (1972): Die kleinen Ladenmädchen gehen ins Kino. In: Rohner, Ludwig, Bd. 5, S. 151-163 (Zuerst 1927 in der »Frankfurter Zeitung«)

Kratky, Karl W. und Friedrich Wallner (Hrsg.) (1990): Grundprinzipien der Selbstorganisation. Darmstadt

Krauss, Henning (1987): Wir sind betroffen -- Aspekte humanwissenschaftlicher Verantwortung. MS.

Kreuzer, Helmut (1975): Veränderungen des Literaturbegriffs. Fünf Beiträge zu aktuellen Problemen der Literaturwissenschaft. Göttingen

Kreuzer, Helmut (Hrsg.) (1977): Literaturwissenschaft -- Medienwissenschaft. Heidelberg

Kreuzer, Helmut (Hrsg.) (1987): Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion. München (zuerst Stuttgart 1969)

Krieger, Murray (1988): Words about Words about Words: Theory, Criticism and the Literary Text. Baltimore und London

Krippendorff, Klaus (1989): Eine häretische Kommunikation über Kommunikation über Kommunikation über Realität. In: Delfin, 7. Jg., Heft 1, Dez. 89/Jan. 90, S. 52-67

Krohn, Wolfgang und Günter Küppers (1989): Die Selbstorganisation der Wissenschaft. Frankfurt/M.

Krohn, Wolfgang und Günter Küppers (1990): Wissenschaft als selbstorganisierendes System. Eine neue Sicht alter Probleme. In: Krohn und Küppers (Hrsg.); S. 303-327

Krohn, Wolfgang und Günter Küppers (Hrsg.)(1990): Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution. Braunschweig und Wiesbaden

Krüger, Hans-Peter (1990): Das mehrdeutige Selbst. H. R. Maturanas Konzept philosophisch betrachtet. In: Krohn und Küppers (Hrsg.), S. 139-166

Krusche, Dietrich (1974): Kafka und Kafka-Deutung: Die problematisierte Interaktion. München

Kruse, Peter (1988): Stabilität-Instabilität-Multistabilität. Selbstorganisation und Selbstreferentialität in kognitiven Systemen. In: Delfin XI, 6. Jg., Heft 3, Okt. 1988, S. 35-57

Kruse, Peter und Michael Stadler (1990): Über Wirklichkeitskriterien. In: Riegas, Volker und Christian Vetter (Hrsg.), S. 133-158

Kuhlmann, Wolfgang (1987): Tod des Subjekts? Eine transzendentalpragmatische Verteidigung des Vernunftsubjekts. In: Nagl-Docekal, Herta und Helmuth Vetter (Hrsg.), S. 120-163

Kunisch, Dietmar (1985): Joseph von Eichendorff. Fragmentarische Autobiographie. Ein formtheoretischer Versuch. München

Küntzel, Heinrich (1969): Essay und Aufklärung. Zum Ursprung einer originellen Deutschen Prosa im 18. Jahrhundert. München

Lämmert, Eberhard (1990): Literaturkritik -- Praxis der Literaturwissenschaft? In: Barner, Wilfried (Hrsg.), S. 129-139

Lehmann, Jürgen (1988): Bekennen -- Erzählen -- Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie. Tübingen

Leibfried, Erwin (1972): Kritische Wissenschaft vom Text. Manipulation, Reflexion, transparente Poetologie. Stuttgart

Leitner, Hartmann (1982): Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie. Frankfurt/M.

Lejeune, Philippe (1975): Le Pacte autobiographique. Paris

Lem, Stanislaw (1983): Philosophie des Zufalls. Zu einer empirischen Theorie der Literatur. Frankfurt/M.

- Lenz, Hermann (1978): Büchnerpreis-Rede. In: Süddeutsche Zeitung, 28./29. Oktober 1978
- Leontjew, A. A. (1969): Inner Speech and the Process of Grammatical Generation of Utterance. In: Soviet Psychology, 2 Jg., Nr., S. 11-16
- Lepenies, Wolf (1969): Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Lepenies, Wolf (1985 a): Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München und Wien
- Lepenies, Wolf (1985 b): Der Streit der zwei Kulturen im 19. Jahrhundert. Matthew Arnold und T. H. Huxley. In: Görtz, Franz Josef und Gert Ueding (Hrsg.), S. 109-121
- Levy, R. (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive. Stuttgart
- Liebhart, Ernst H. (1979): Wirkungen des Lesens. In: Baumgärtner, A. C. (Hrsg.), S. 231-312
- Lilienthal, Volker (1988): Literaturkritik als politische Lektüre. Am Beispiel der Rezeption der „Ästhetik des Widerstands“
- Linder, Christian (1981): Die Fiktion des Lebens. Über Peter Weiss. In: C. L.: Die Träume der Wunschmaschine. Reinbek, S. 206-250
- Lindner, Burkhard (1981): Das Interesse an der Kindheit. In: Literaturmagazin 14, Die Literatur blüht im Tal. Gespräche -- Essays -- Neue Prosa und Lyrik. Reinbek, S. 112-132
- Link, Hannelore (1973): »Die Appellstruktur der Texte. Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft? In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft 17, 1973, S. 532-583
- Link, Jürgen (1983): Elementare Literatur und generative Diskursanalyse. München

Lipp, Wolfgang (1987): Autopoesis biologisch, Autopoiesis soziologisch. Wohin führt Luhmanns Paradigmenwechsel. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 39, Heft 3, S. 452-470

List, Gudula (1972): Psycholinguistik. Eine Einführung. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz

List, Gudula (1981): Sprachpsychologie. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz

Livingston, Paisley (1988): Literary Knowledge: Humanistic Inquiry and the Philosophy of Science. Ithaca and London

Lobsien, Eckard (1975): Theorie literarischer Illusionsbildung. Stuttgart

Loch, Werner (1979): Lebenslauf und Erziehung. Essen

Luckmann, Thomas und Alfred Schütz (1979): Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt/M.

Luhmann, Niklas (1972): Funktion und Folgen formaler Organisation. Berlin

Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt/M.

Luhmann, Niklas (1984 a): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.

Luhmann, Niklas (1984 b): Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst. In: Delfin III, 2. Jg., Heft 1, August 1984, S. 51-69

Luhmann, Niklas (1984 c): Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System. In: Zeitschrift für Soziologie 13, S. 308-327

Luhmann, Niklas (1985): Die Autopoiesis des Bewußtseins. In: Soziale Welt 36, Heft 4, 1985, S. 402-446 (auch in Hahn und Kapp (Hrsg.) (1987), S. 25-94

Luhmann, Niklas (1987 a): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M. (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 666)

Luhmann, Niklas (1987 b): Was ist Kommunikation? In: Information Philosophie I, März 1987, S. 4-16

Luhmann, Niklas (1988 a): Erkenntnis als Konstruktion. Bern(in der Reihe: Um 9. Denker/innen unserer Zeit. Hrsg. von G. L. Lischka)

Luhmann, Niklas (1988 b): Neuere Entwicklungen in der Systemtheorie. In: Merkur 42, S. 292-299

Luhmann, Niklas (1988 c): Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt? In: Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), S. 884-905

Luhmann, Niklas (1989): Wer sagt das? Eine Replik (auf einen Aufsatz von Josef Wieland). In: Delfin, 6. Jg., Heft 2, Juni 1989, S. 90/91

Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M.

Luhmann, Niklas (1991): Wie lassen sich latente Strukturen beobachten? In: Watzlawick, Paul und Peter Krieg (Hrsg.), S. 61-74

Luhmann, Niklas, Maturana, Humberto, Namiki, Mikio, Redder, Volker und Francisco Varela (1990): Beobachter. Konvergenz der Erkenntnistheorien? München

Lukács, Georg (1972): Über Wesen und Form des Essays. In: Rohner, Ludwig, S. 27-47 (zuerst 1910)

Lundholm, Helge (1940): Reflections upon the Nature of the Psychological Self. In: Psychological Review 47, 1940, S. 110-127

Lurija, Alexander Romanowitsch (1982): Sprache und Bewußtsein. Köln

Lützel, Paul Michael und Egon Schwarz (Hrsg.) (1980): Deutsche Literatur in der Bundesrepublik seit 1965. Königstein/TS.

Mächler, Robert (1976): Das Leben Robert WalserS. Eine dokumentarische Biographie. Frankfurt/M. (zuerst Genf und Hamburg 1966)

Madison, G. R. (1978): Eine Kritik an Hirschs Begriff der »Richtigkeit« In: Gadamer, Hans-Georg und Gottfried Boehm (Hrsg.), S. 393-425 »

Maletzke, Gerhard (1963): Psychologie der Massenkommunikation. Hamburg

Markowitz, Jürgen (1987): Konstellationsformen psychischer Selbstreferenz. Vorstudien zu einem Begriff der Partizipation. In: Baecker, Dirk et al. (Hrsg.), S. 482-518

Martini, Fritz (1958): Stichwort »Essay« In: Merker, Paul und Wolfgang Stamm-ler (Hrsg.): Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Berlin, 2. Auflage 1958, S. 408-410»

Matthes, Joachim, Pfeiffenberger, Arno und Manfred Stosberg (Hrsg.) (1981): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozial-wissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg

Maturana, Humberto R. (1980): Man and Society. In: Benseler, Frank., Hejl, Peter M. und Wolfram K.Köck (Hrsg.) (1980):Autopoiesis, Communication and Society. The Theory of Autopoietic Systems in the Social ScienceS. Frankfurt/M.und New York

Maturana, Humberto R. (1982): Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie. Braunschweig und Wiesbaden

Maturana, Humberto R. (1985): Biologie der Sozialität. In: Delfin V, 2. Jg., Sept. 1985, S. 6-14

Maturana, Humberto R. (1987): Kognition. In: Schmidt, Siegfried J.(Hrsg.) (1987 a), S. 89-118

Maturana, Humberto R. (1988): Elemente einer Ontologie des Beobachters. In: Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), S. 830-845

Maturana, Humberto R. (1991): Wissenschaft und Alltag. Die Ontologie wissen-schaftlicher Erklärungen. In: Watzlawick, Paul und Peter Krieg (Hrsg.), S. 167-

208 (in ähnlicher Form, aber anderer Übersetzung in Krohn und Küppers 1990, S. 107-137)

Maturana, Humberto R. und Francisco J. Varela (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München und Wien

Mayer, Mathias (1984): Friederike Mayröckers »Die Abschiede«: eine Arabeske als Form der Selbstreflexion. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.), S. 174-199

Mazlish, Bruce (1972): Autobiographie und Psychoanalyse. Zwischen Wahrheit und Selbsttäuschung. In: Mitscherlich, Alexander (Hrsg.), S. 261-288

Mc Mullan, W. E. (1976): Creative Individuals: Paradoxical Personages. In: Journal of Creative Behaviour, 10. Jg., 1976, Heft 4, S. 265-275

McCarthy, John A. (1989): Crossing Boundaries. A Theory and History of Essay Writing in German, 1680-1815. Philadelphia

McLuhan, Marshall (1968 a): Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Düsseldorf und Wien

McLuhan, Marshall (1968 b): Die Magischen Kanäle. »Understanding Media« Düsseldorf und Wien»

Mecklenburg, Norbert (1972): Kritisches Interpretieren. Untersuchungen zur Theorie der Literaturkritik. München

Mecklenburg, Norbert und Harro Müller (1974): Erkenntnisinteresse und Literaturwissenschaft. Stuttgart

Meichenbaum, Donald W. (1979): Kognitive Verhaltensmodifikation. München

Meier, Christian (1990): Die »Ereignisse

Menke, Christoph (1991 a): Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrungen nach Adorno und Derrida. Frankfurt/M. (zuerst Frankfurt/M. 1988)



Menke, Christoph (1991 b): Umriss einer Ästhetik der Negativität. In: Koppe, Franz (Hrsg.); S. 191-216

Meutsch, Dietrich (1987): Literatur verstehen. Eine empirische Studie. Braunschweig und Wiesbaden

Meutsch, Dietrich, Freund Bärbel, Kaufmann, Bettina und Detlef Sinofzik (1990): Informieren mit Fernsehen: Ein Forschungsüberblick. Siegen (= Arbeitshefte Bildschirmmedien Nr. 5 Universität-Gesamthochschule Siegen)

Meyer, Friederike und Claus-Michael Ort (1990): Literatursysteme -- Literatur als System. Eine theoretische Vorbemerkung. In: Spiel, 9. Jg., Heft 1, S. 1-14

Meyrowitz, Joshua (1987): Die Fernseh-Gesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter. Weinheim und Basel

Michel, Karl Markus (1988): Alte Meister, einstürzende Neubauten. Bleiben die Jungen in ihrer Ex & Hopp-Kultur stecken? In: Die Zeit, Nr. 39, 23. Sept. 1988, S. 52

Mille, Richard de (1980): Die Reisen des Carlos Castaneda. Bern

Miller, Alice (1979): Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst. Frankfurt/M.

Miller, S. A., Shelton, J. und John H. Flavell (1970): A Test of Luria's hypothesis concerning the development of verbal selfregulation. In: Child Development, 41, S. 651-655

Misch, Georg (1949-1969): Geschichte der Autobiographie. Frankfurt/M. (zuerst: 1907 ff.)

Mitscherlich, Alexander (Hrsg.) (1972): Psycho-Pathographien I. Schriftsteller und Psychoanalyse. Frankfurt/M.

Mitscherlich, Margarete (1980): Die Frage der Selbstdarstellung. Überlegungen zu den Autobiographien von Helene Deutsch, Margret Mead, und Christa Wolf. In: Neue Rundschau, 91. Jg., Heft 2/3, S. 291-316

Möller, Gisela (Hrsg.) (1967): Deutsche Selbstbiographien aus drei Jahrhunderten. München

Mörchen, Helmut (1976): Gegenaufklärung und Unterwerfung. Tendenzen der Essayistik im Dritten Reich. In: Denkler, Horst und Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen -- Traditionen -- Wirkungen. Stuttgart, S. 224-239

Mowitz, John William (1982): From Montaigne to Nietzsche: Towards a Theory of the Essay. Phil. DisS. Wisconsin -- Madison

Mukarovsky, Jan (1970): Kapitel aus der Ästhetik. Frankfurt/M.

Müller, Hans-Harald (1988): Wissenschaftsgeschichte und Rezeptionsforschung. Ein kritischer Essay über den (vorerst) vorletzten Versuch, die Literaturwissenschaft von Grund auf neu zu gestalten. In: Schönert, Jörg und Harro Segebrecht (Hrsg.), S. 452-479

Müller, Harro (1984): Einige Giftpfeile wären nicht so schlecht. Zehn Einwürfe zum Zusammenhang von Geschichtstheorie, Hermeneutik, Literaturgeschichtsschreibung. In: Delfin, Heft IV, Dez. 1984, S. 77-83

Müller, Harro (1988): Einige Notizen zu Diskurstheorie und Werkbegriff. In: Fohrmann, Jürgen und H. M. (Hrsg.), S. 235-243

Müller, Harro (1990 a): Zur Kritik herkömmlicher Hermeneutikkonzeptionen in der Postmoderne. In: Diskussion Deutsch, Heft 116, Dezember 1990, S. 589-599

Müller, Harro (1990 b): Systemtheorie und Literaturwissenschaft. In: Bogdal, Klaus-Michael (Hrsg.), S. 201-217

Müller, Jürgen E. (1981): Qui donc est je -- Michel Leiris

Müller, Klaus-Detlef (1976): Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit. Tübingen

Müller, Wolfgang G. (1987): Innerer Monolog. In: Borchmeyer, Dieter und Viktor Zmegac (Hrsg.): Moderne Literatur in Grundbegriffen. Frankfurt/M., S. 190-193

- Müller-Seidel, Walter (1951): Autobiographie als Dichtung in der neueren Prosa. In: Der Deutschunterricht 3, Heft 3, S. 29-50
- Mummendey, Hans Dieter (1981): Das Selbstkonzept als soziale Einstellung. Bielefelder Arbeiten zur Sozialpsychologie, Nr.75, Juli 1989
- Muschg, Adolf (1981): Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt/M.
- Musil, Robert (1918): Skizze der Erkenntnis des Dichters. In: R. M. (1978): Gesammelte Werke. In 9 Bänden. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek, Bd. 8, S. 1025-1030
- Muth, Ludwig (1954): Kleist und Kant. Versuch einer neuen Interpretation. Köln
- Nagl, Ludwig (1988): Zeigt die Habermassche Kommunikationstheorie einen »Ausweg aus der Subjektphilosophie«? In: Frank, Manfred et al. (Hrsg.), S. 346-372
- Nagl-Docekal, Herta (1988): Das heimliche Subjekt Lyotards. In: Frank, Manfred et al. (Hrsg.), S. 230-246
- Nagl-Docekal, Herta und Helmuth Vetter (Hrsg.) (1987): Tod des Subjekts? Wien und München
- Nassen, Ulrich (Hrsg.) (1979): Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik. Paderborn, München, Wien und Zürich
- Nassen, Ulrich (Hrsg.) (1979): Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik. Paderborn, München, Wien und Zürich
- Nassen, Ulrich (Hrsg.) (1982): Klassiker der Hermeneutik. Paderborn
- Neisser, Ulric (1967): Cognitive Psychology. New York
- Neumann, Bernd (1970): Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie. Frankfurt/M.

- Neumann, Odmar (1982): Sprechplanung als Erklärungskonzept. Überlegungen zum inneren Sprechen beim Lesen und zum Lee-Effekt. In: Berichte des Psychologischen Instituts der Ruhr-Universität Bochum, Arbeitseinheit Kognitionspsychologie, Nr. 25, Bochum
- Niggel, Günter (Hrsg.) (1989): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt
- Nisbett, R. E. und T. Wilson (1977): Telling more than we can know. Verbal Reports on mental Processes. In: Psychological Review, 84, S. 231-259
- Nünning, Ansgar (1988): Selbsttätigkeit und Verstehen. Grundzüge des Denkens Wilhelm von Humboldts und ihre Gemeinsamkeit mit dem radikalen Konstruktivismus. In: Delfin X, 5. Jg., Heft 2, Sept. 1988, S. 38-49
- Nüse, Ralf, Groeben, Norbert, Freitag, Burkhard und Margrit Schreier (1991): Über die Erfindung/en des Radikalen Konstruktivismus. Kritische Gegenargumente aus psychologischer Sicht. Weinheim
- Obermeier, Otto-Peter (1988): Zweck -- Funktion -- System. Kritisch konstruktive Untersuchung zu Niklas Luhmanns Theoriekonzeption. Freiburg
- Oehm, Heidemarie (1976): Die Kunsttheorie Carl Einsteins. München
- Oerter, Rolf (1980): Psychologie des Denkens. Donauwörth (zuerst 1971)
- Oeser, Erhard und Franz Seitelberger (1988): Gehirn, Bewußtsein und Erkenntnis. Darmstadt
- Offe, Claus (1986): Die Utopie der Null-Option. Modernität und Modernisierung als politische Gütekriterien. In: Berger, Johannes (Hrsg.): Soziale Welt. Sonderband 4: Die Moderne. Kontinuitäten und Zäsuren. S. 97 ff.
- Packard, Vance (1957): Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewußten in jedermann. Düsseldorf
- Pascal, Roy (1965): Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt. Stuttgart

Pasternack, Gerhard (1975): Theoriebildung in der Literaturwissenschaft. Einführung in Grundfragen des Interpretationspluralismus. München

Pasternack, Gerhard (1988): Zum Rationalitätsbegriff der Hermeneutik. In: Müller, Klaus-Detlef, Pasternack, Gerhard, Segebrecht, Wulf und Ludwig Stockinger (Hrsg.) (1988): Geschichtlichkeit und Aktualität. Studien zur deutschen Literatur seit der Romantik. Festschrift für Hans-Joachim Mähl zum 65. Geburtstag. Tübingen

Pasternack, Gerhard (Hrsg.) (1987): Theorie und Empirie. Bremen

Philipp, Eckhard (1980): Dadaismus. Einführung in den literarischen Dadaismus und die Wortkunst des »Sturm-Kreises« München»

Pilling, John (1981): Autobiography and Imagination. Studies in Self-scrutiny. London and Boston

Pinkerneil, Beate (1975): Literaturwissenschaft seit 1967. Versuch einer Orientierung. In: Kimpel, Dieter und B. P. (Hrsg.): Methodische Praxis der Literaturwissenschaft. Modelle der Interpretation. S. 1-84

Platon (1974): Der Sophist (263 d -- 264 a). In: Jubiläumsausgabe sämtlicher Werke. Eingeleitet von Olof Gigon und übertragen von Rudolf Rufener. Band V. Zürich und München

Podak, Klaus (1984): Ohne Subjekt, ohne Vernunft. Zu Niklas Luhmanns Hauptwerk »Soziale Systeme« In: Merkur, Heft 429, 1984, S. 733f»

Politzer, Heinz (1968): Das Handwerk der Interpretation. In: H. P.: Das Schweigen der Sirenen. Studien zur deutschen und österreichischen Literatur. Stuttgart, S. 373-390

Politzer, Heinz (1968): Das Handwerk der Interpretation. In: H. P.: Das Schweigen der Sirenen. Studien zur deutschen und österreichischen Literatur. Stuttgart, S. 373-390

Politzer, Heinz (Hrsg.) (1965): Das Kafka-Buch. Eine innere Biographie in Selbstzeugnissen. Frankfurt/M.

- Popp, Helmut (Hrsg.) (1978): Die Rolle des Lesers. München
- Postman, Neil (1985): Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt/M.
- Potgieter, J. D. C. (1987): Essay: Ein »Misch«Genre? In: Wirkendes Wort 3, 1987, S. 193-205»
- Quekelberghe, R. van (1979): Systematik der Psychotherapie. München
- Quennell, Peter (1964): Der Verführer in der Literatur. In: Giacomo Casanova: Geschichte meines Lebens. Hrsg. und eingeleitet von Erich Loos. Frankfurt/M. und Berlin, Bd.1, S. 7-36
- Ramm, Klaus (1977): Unverbundene Materialien zur Diskussion über den Zusammenhang von Literaturkritik und literarischem Markt am Beispiel Herbert Achternbusch. In: Drews, Jörg (Hrsg.) Literaturkritik -- Medienkritik. Heidelberg, S. 1-11
- Ricoeur, Paul (1978): Der Text als Modell: Hermeneutisches Verstehen. In: Gadamer, Hans-Georg und Gottfried Boehm (Hrsg.), S. 83-117
- Richards, Ivor Armstrong (1972): Prinzipien der Literaturkritik. Frankfurt/M. (zuerst 1924)
- Riegas, Volker (1990): Das Nervensystem -- offenes oder geschlossenes System? In: V. R. und Christian Vetter (Hrsg.), S. 90-115
- Riegas, Volker und Christian Vetter (Hrsg.) (1990): Zur Biologie der Kognition. Ein Gespräch mit Humberto R. Maturana und Beiträge zur Diskussion seines Werkes. Frankfurt/M.
- Rohner, Ludwig (1966): Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung. Neuwied und Berlin
- Rohner, Ludwig (1972): Deutsche Essays. Prosa aus zwei Jahrhunderten. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Ludwig Rohner. 6 Bde. München

Rorty, Richard (1989): Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt/M. (Original: »Contingency, irony, and solidarity« Cambridge University Press 1989)»

Ross, Lee, Greene, David und Pamela House (1980): Der »falsche Konsensus-Effekt«: Eine egozentrische Verzerrung der sozialen Wahrnehmung und der Attributionsprozesse. In: Herkner, Werner (Hrsg.), S. 223-251

Rossum, Walter van (1988): Zum Empfang des Ernst-Robert-Curtius Förderpreises. In: Ernst-Robert-Curtius Preis für Essayistik 1988. Dokumente und Ansprachen. Bonn

Roth, Gerhard (1986): Selbstorganisation-Selbsterhaltung-Selbstreferentialität: Prinzipien der Organisation der Lebewesen und ihre Folgen für die Beziehung zwischen Organismus und Umwelt. In: Dress, A. et al. (1986), S. 149-180

Roth, Gerhard (1987 a): Erkenntnis und Realität: Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1987 a), S. 229-255

Roth, Gerhard (1987 b): Autopoiese und Kognition: Die Theorie H. R. Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1987 a), S. 256-286

Roth, Gerhard (1987 c): Die Entwicklung kognitiver Selbstreferentialität im menschlichen Gehirn. In: Baecker, Dirk et al. (Hrsg.) (1987), S. 394-422

Roth, Gerhard (1992): Das konstruktive Gehirn: Neurobiologische Grundlagen von Wahrnehmung und Erkenntnis. In: Schmidt (Hrsg.), S. 277-337

Rusch, Gebhard (1987 a): Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt. Frankfurt/M.

Rusch, Gebhard (1987 b): Autopoiesis, Literatur, Wissenschaft. Was die Kognitionstheorie für die Literaturwissenschaft besagt. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1987 a), S. 374-400

Rusch, Gebhard (1987 c): Kognition, Mediennutzung, Gattungen. Sozialpsychologische Aspekte von Medien und Mediengattungen, Fernsehen und Fernseh-gattungen in der Bundesrepublik Deutschland. In: SPIEL, 6. Jg., Heft 2, S. 227-272

Rusch, Gebhard (1990): Verstehen verstehen -- Kognitive Autonomie und soziale Regulation. In: Funkkolleg »Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit« Studieneinheit 8, Hrsg. vom Deutschen Institut für Fernstudien, Weinheim und Basel, S. 11-44»

Russel, Bertrand (1951): Eroberung des Glücks. Neue Wege zu einer besseren Lebensgestaltung. Baden-Baden (Zuerst London 1930)

Rustemeyer, Ruth (1986): (Neue) Aktualität eines (neuen?) Konzepts: das Selbst (Literaturbericht). In: Psychologische Rundschau, 37. Jg., S. 210-216

Ruttkowski, Wolfgang Viktor (1968): Die literarischen Gattungen. Reflexionen über eine modifizierte Fundamentalpoetik. Bern und München

Samuel, Richard (1975): Vorbemerkungen zum Rahmenthema »Der Dichter als Essayist und Journalist« In: Jahrbuch für Internationale Germanistik VII, 1, Bern und Frankfurt/M., S. 8-10»

Sarraute, Nathalie (1971): Gespräch und Infragespräch. (Franz. Originaltext: »Conversation et sous conversation« Paris 1956). In: Alleman (Hrsg.) (1971), S. 397-417 »

Sartre, Jean-Paul (1971): Das Imaginäre. Phänomenologische Psychologie der Einbildungskraft. Hamburg

Savigny, Eike von (1976): Argumentation in der Literaturwissenschaft. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zu Lyrikinterpretationen. München

Savigny, Eike von (1976): Argumentation in der Literaturwissenschaft. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zu Lyrikinterpretationen. München

Schaefer, Ulfried (1987): Der Essay und die aktuellen Probleme. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Darstellung. In: Wirkendes Wort 3, 1987, S. 205-216

Scheffer, Bernd (1978): Anfänge experimenteller Literatur. Das literarische Werk von Kurt Schwitters. Bonn



- Scheffer, Bernd (1984): Literarische Kompetenz von Strafgefangenen. In: SPIEL, 3. Jg., Heft 1, S. 141-170
- Scheffer, Bernd (1985): Schreiben hinter Gittern. In: Boueke, Dietrich und Norbert Hopster (Hrsg.): Schreiben -- Schreiben lernen. Tübingen, S. 115-141
- Scheffer, Bernd (1986 a): Die Literatur der Moderne läßt sich nicht länger sprachtheoretisch begründen -- Helmut Heißenbüttels Literaturtheorie als Beispiel. In: Merkur, 40. Jg., Heft 7, Juli 1986, S. 565-577
- Scheffer, Bernd (1986 b): Schönes Verständliches, Unverständliches. Man kann nicht sagen, was in Texten steht -- anläßlich der Gedichte von Hans Arp. In: Text + Kritik 92, Hans-Arp-Heft, Okt. 1986, S. 89-98
- Scheffer, Bernd (1987 a): Etwas für Ernst Meister tun. Skizze eines Manipulationsversuchs. In: Text + Kritik 96, Ernst-Meister-Heft, Okt. 1987, S. 3-9
- Scheffer, Bernd (1987 b): Kritik braucht die Lüge. In: Delfin IX, Dez. 1987, S. 64-74
- Scheffer, Bernd (1990): Wie wir erkennen. Die soziale Konstruktion von Wirklichkeit im Individuum. In: Funkkolleg»Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit«Studieneinheit 5, hrsg. vom Deutschen Institut für Fernstudien, Weinheim und Basel, S. 46-81»
- Scheffer, Bernd (1991): Lebensentwürfe im Fernsehen (LEIF). Unveröffentlichtes Manuskript
- Scheffer, Bernd (Hrsg.) (1983): Durchgang bei geöffnetem Tor verboten. Geschichten, Satiren, Gedichte. Ein Gruppenbuch. Darmstadt und Neuwied
- Scheibe, Erhard (1988): Gibt es eine Annäherung der Naturwissenschaften an die Geisteswissenschaften? In: Assmann, Jan und Tonio Hölscher (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M., S. 65-86
- Scheit, Herbert (1987): Wahrheit, Diskurs, Demokratie. Studien zur »Konsensustheorie der Wahrheit« Freiburg/Br. und München»

Scherer, Klaus R., Vogel, Christian und Klaus Immelmann (1987): Psychobiologie und Politik. In: Funkkolleg »Psychobiologie« Studieneinheit 30. Weinheim und Basel, S. 153-192»

Scheuer, Helmuth (1982): Biographie. Überlegungen zu einer Gattungsbeschreibung. In: Grimm, R. und Hermand, J. (Hrsg.), S. 9-29

Schiepek, Günter (Hrsg.) (1987): Systeme erkennen Systeme. Individuelle, soziale und methodische Bedingungen systemischer Diagnostik. München und Weinheim

Schink, Helmut (1980): Jugend und Krankheit. Hermann Hesse, Robert Musil, Franz Kafka, Rolf Schneider, Anne Frank, Franz Innerhofer. Linz

Schlegel, Friedrich (1956): Lessing. Vom Wesen der Kritik. (Zuerst 1804) In: F. Sch.: Schriften und Fragmente. Ein Gesamtbild seines Geistes. Aus den Werken und dem handschriftlichen Nachlass zusammengestellt und eingeleitet von Ernst Behler. Stuttgart

Schlegel, Friedrich (1968): Lyceumsfragment Nr.112. (Zuerst 1797) In: F. Sch.: Kritische Ausgabe. Hrsg. Ernst Behler, Jean Jacques Anstett und Hans Eichner. Paderborn

Schlenther, Paul (1898): Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin

Schlottke, Peter F. (1980): Selbstinstruktion und Bewältigung von Belastung. Eine empirische Studie mit 9-11jährigen Kindern. München

Schmidbauer, Wolfgang (1980): Alles oder Nichts. Über die Destruktivität von Idealen. Reinbek

Schmidt, Siegfried J. (1975): Literaturwissenschaft als argumentierende Wissenschaft. Zur Grundlegung einer rationalen Literaturwissenschaft. München

Schmidt, Siegfried J. (1980-1982): Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft. 2 Bde. Braunschweig und Wiesbaden(Bd.1: Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur. 1980, Bd.2: Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftli-

cher Fragestellungen in einer empirischen Theorie der Literatur. 1982) (Neuauf-  
lage: Frankfurt/M. 1991)

Schmidt, Siegfried J. (1981): »die mechanik des nomaden« Ausstellung im  
Westfälischen Kunstverein Münster 10. bis 15. November 1981 (darin auch  
Gebhard Rusch: »die mechanik des nomaden« S. 15-20)»

Schmidt, Siegfried J. (1982): Die empirische Literaturwissenschaft. Ein neues  
Paradigma. In: SPIEL, 1. Jg., Heft 1, S. 5-25

Schmidt, Siegfried J. (1983): Interpretation today -- introductory Remarks. In:  
Poetics, Vol. 12, 1983, S. 71-81

Schmidt, Siegfried J. (1984 a): Empirische Literaturwissenschaften der Kritik. In:  
SPIEL, 3. Jg., 1984, Heft 2, S. 291-332

Schmidt, Siegfried J. (1985): Vom Text zum Literatursystem. Skizze einer kon-  
struktivistischen (empirischen) Literaturwissenschaft. In: Gumin, Heinz und  
Armin Mohler (Hrsg.), S. 117-133

Schmidt, Siegfried J. (1987 b): Skizze einer konstruktivistischen Mediengat-  
tungstheorie. In: SPIEL, 6. Jg., Heft 2, S. 163-206

Schmidt, Siegfried J. (1988): Diskurs und Literatursystem. Konstruktivistische  
Alternativen zu diskurstheoretischen Alternativen. In: Fohrmann, Jürgen und  
Harro Müller (Hrsg.), S. 134-158

Schmidt, Siegfried J. (1989 a): Die Selbstorganisation des Sozialsystems Litera-  
tur im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M.

Schmidt, Siegfried J. (1989 b): Fuszstapfen des Kopfes. Friederike Mayröckers  
Prosa aus konstruktivistischer Sicht. Münster

Schmidt, Siegfried J. (1990): Der beobachtete Beobachter. Zu Text, Kommuni-  
kation und Verstehen. In: Riegas, Volker und Christian Vetter (Hrsg.), S. 308-  
328

Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1984 b): Friederike Mayröcker. Frankfurt/M.

Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1987 a): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M.

Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1991): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Frankfurt/M.

Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1992): Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2. Frankfurt/M.

Schmidt, Siegfried J. und Reinhard Zobel (1983): Empirische Untersuchungen zu Persönlichkeitsvariablen von Literaturproduzenten. Braunschweig und Wiesbaden

Schneider, Manfred (1977): Die Angst und das Paradies des Nörglers. Versuch über Karl Kraus. Frankfurt/M.

Schneider, Manfred (1980): Die kranke schöne Seele der Revolution. Heine, Börne, das »Junge Deutschland« Marx und Engels. Frankfurt/M.»

Schneider, Manfred (1986): Die Er kaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im zwanzigsten Jahrhundert. München

Schneider, Michael (1981): Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke. Aspekte des Kulturzerfalls in den siebziger Jahren. Darmstadt und Neuwied

Scholtz, Gunter (1991): Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlage und Wandel der Geisteswissenschaften. Frankfurt/M.

Schon, Peter M. (1954): Vorformen des Essays in Antike und Humanismus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Essais von Montaigne. Mainz

Schönert, Jörg und Harro Segebrecht (Hrsg.) (1988): Polyperspektivik in der literarischen Moderne. Studien zur Theorie, Geschichte und Wirkung der Literatur. Frankfurt/M., Bern, New York und Paris

Schöpf, Alfred (Hrsg.) (1981): Phantasie als anthropologisches Problem. Würzburg

- Schreier, Margrit und Norbert Groeben (1991): »Death Enemy. Promotor«? On the Relation between Film-/Television-Consumption and Motivation to read. In: SPIEL, 10. Jg., Heft 1, S. 5-43
- Schröder, Brigitte (1984): Biographielosigkeit als Lebenshaltung. Zu den »Abschieden
- Schröder, Gerhart (1976): Die Exploration des Möglichen. (Die Kunst und die Wissenschaft. Dokumente zur Geschichte ihrer Kontroverse) In: Literaturmagazin 6 (Die Literatur und die Wissenschaft) Hrsg. von Nicolas Born und Heinz Schlaffer. Reinbek, S. 87-107
- Schuh, Horst (1981): Das Gerücht. Psychologie des Gerüchts im Krieg. München
- Schulte-Sasse, Jochen (1975): Autonomie als Wert. Zur historischen und rezeptionsästhetischen Kritik eines ideologisierten Begriffes. In: Grimm, Gunter (Hrsg.), S. 101-118
- Schumacher, Hans (1964): Der deutsche Essay im 20. Jahrhundert. In: Mann, Otto und Wolfgang Rothe (Hrsg.): Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Bern und München, S. 267-284
- Schutte, Jürgen (1990): Einführung in die Literaturinterpretation. Stuttgart (korrigierter Nachdruck der Ausgabe von 1985)
- Schütz, Alfred (1971): Das Problem der Relevanz. Frankfurt/M.
- Schütz, Alfred (1972): Don Quixote und das Problem der Realität. In: A. S. , Gesammelte Aufsätze. Studien zur soziologischen Theorie. (Hrsg. von Arvid Brodersen) Den Haag, S. 102-128
- Schwanitz, Dietrich (1990 a): Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma. Opladen
- Schwanitz, Dietrich (1990 b): Selbstreferentielle Systeme. In: LiLi 20 (Philologische Grundbegriffe), S. 100-125

Schwarzer, Rolf (1981): Streß, Angst und Hilflosigkeit. Die Bedeutung von Kognitionen und Emotionen bei der Regulation von Belastungssituationen. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz

Seel, Martin (1991): Kunst, Wahrheit, Welterschließung. In: Koppe, Franz (Hrsg.); S. 36-80

Segebrecht, Wulf (1967): Autobiographie und Dichtung. Eine Studie zum Werk E. T. A. Hoffmanns. Stuttgart

Seiler, Bernd W. (1983): Die leidigen Tatsachen. Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert. Stuttgart

Sengle, Friedrich (1969): Die literarische Formenlehre. Vorschläge zu ihrer Reform. Stuttgart

Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/M.

Serner, Walter (1913): Kunst und Gegenwart. In: Die Aktion, 18. Juni 1913, Sp. 613 f.

Shaffer, L. (1947): The Problem of Psychotherapy. In: American Psychologist, 2, S. 459-467

Shannon, C. E. und W. Weaver (1949): The mathematical theory of Communication. Urbana

Sherif, M. (1935): A Study of some social Factors in Perception. In: Archives of Psychology 27, 1935, Whole Number 187

Singer, Jerome L. (1978): Phantasie und Tagtraum. Imaginative Methoden in der Psychotherapie. München

Sloterdijk, Peter (1978): Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre. München

- Smuda, Manfred (1981): »Stream of Consciousness. durée«- das Problem ihrer Realisation und Wirkung im modernen englischen Roman. In: Poetica, Band 13, Heft 3/4, S. 309-326»
- Snow C. P. (1987): Die zwei Kulturen. In: Kreuzer, Helmut (Hrsg.), S. 19-58 (zuerst in: New Statesman 6 .10. 1956 bzw. Cambridge 1959)
- Sobchack, Vivian (1991): All-Theorien. Eine Reflexion über Chaos, Fraktale und die Differenz, die zu Indifferenz führt. In: Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), S. 809-822
- Soeffner, Hans-Georg (1989): Auslegung des Alltags -- Der Alltag der Auslegung. Frankfurt/M.
- Sokolov, A. N. (1972): Inner Speech and Thought. New York
- Sontag, Susan (1968): Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen. Reinbek darin: »Gegen Interpretation« zuerst 1964 -- »Die Einheit der Kultur und die neue Erlebnisweise« zuerst 1965»
- Sontag, Susan (1983): Geist als Leidenschaft. In: S. S. : Im Zeichen des Saturn. Essays. Frankfurt/M., S. 184-205
- Sperber, Manès (1964): Die Liebe und Casanova. In: Casanova, Giacomo (1964): Geschichte meines Lebens. Bd. XI. Frankfurt/M. und Berlin, S. 7-22
- Staiger, Emil (1971): Die Kunst der Interpretation. München (zuerst Zürich 1955)
- Stanitzek, Georg (1989): Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert. Tübingen
- Stanitzek, Georg (1992 a): Abweichung als Norm? Über Klassik der Essayistik und Klassik im Essay. In: Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Klassik und Klassizismus im europäischen Vergleich. Stuttgart (im Druck)
- Stanitzek, Georg (1992 b): Systemtheorie (Luhmann). In: Brackert, Helmut und Jörn Stückerath (Hrsg.): Literaturwissenschaft. Grundkurs. Reinbek (Neuaufgabe; im Druck)

- Starobinski, Jean (1987): Die Ethik des Essay. Ein Gespräch. In: Neue Rundschau 98, S. 5-22
- Starobinski, Jean (1989): Montaigne. Denken und Existenz. Frankfurt/M. (zuerst Paris 1982)
- Stegmüller, Wolfgang (1986): Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel. Stuttgart
- Steiner, George (1990): Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? Mit einem Nachwort von Botho Strauß. München
- Stichweh, Rudolf (1987): Die Autopoiesis der Wissenschaft. In: Baecker, Dirk et al. (Hrsg.), S. 447-481
- Stichweh, Rudolf (1990): Selbstorganisation in der Entstehung des modernen Wissenschaftssystems. In: Krohn und Küppers (Hrsg.), S. 265-277
- Stierle, Karlheinz (1975): Text als Handlung. Perspektiven einer systematischen Literaturwissenschaft. München
- Stokvis, Berthold und Manfred Pflanz (1961): Suggestion: In ihrer relativen, zeitbedingten Begrifflichkeit, medizinisch und soziologisch betrachtet. Stuttgart
- Strauß, Botho (1989): Die Erde ein Kopf. Rede zum Büchner-Preis. In: Die Zeit 27. 10. 1989
- Strelka, Joseph (1978): Methodologie der Literaturwissenschaft. Tübingen
- Strelka, Joseph (1989): Einführung in die literarische Textanalyse. Tübingen
- Szondi, Peter (1970): Über philologische Erkenntnis. In: P. S. : Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis. Frankfurt/M., S. 9-34 (zuerst 1962)
- Taëni, Rainer (1973): Versuch einer Erörterung der Notwendigkeit der Verbrennung der Sekundärliteratur. In: Sprache im technischen Zeitalter, 1973, S. 58-82



Teige, Karel (1968): Liquidierung der »Kunst« Analysen, Manifeste. Frankfurt/M.»

Tellenbach, Hubertus (Hrsg.) (1978): Das Vaterbild im Abendland II.Literatur und Dichtung Europas. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz

Teubner, Günther (1990): Hyperzyklus in Recht und Organisation. Zum Verhältnis von Selbstbeobachtung, Selbstkonstitution und Autopoiese. In: Krohn und Küppers (Hrsg.), S. 231-263

Theweleit, Klaus (1977/78): Männerphantasien. 2 Bde. Frankfurt/M.

Theweleit, Klaus (1988): Buch der Könige. Bd.1 -- Orpheus (und) Eurydike. Basel und Frankfurt/M.

Thomae, Hans (1968): Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. Göttingen

Todorov, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt/M.

Trautner, Hans Martin (1979): Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Göttingen, Toronto und Zürich

Türkis, Wolfgang (1990): Beschädigtes Leben. Autobiographische Texte der Gegenwart. Stuttgart

Uellenberg, Gisela (1971): Bewußtseinsstrom, Innerer Monolog und Rollenprosa. In: Koebner, Thomas (Hrsg.): Tendenzen der deutschen Literatur seit 1945. Stuttgart, S. 276-301

Ungeheuer, Barbara (1982): Im Bauch der Bestie. Norman Mailers literarische Entdeckung Jack Henry Abbott wurde wegen Totschlags verurteilt. In: Die Zeit, Nr. 5, 29. Januar 1982, S. 54

Usinger, Fritz (1965): Die dichterische Welt Hans Arps. In: Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Klasse der Literatur. Jg. 1965, Nr. 3

- Vaihinger, Hans (1913): Die Philosophie des Als ob. Berlin
- Valéry, Paul (1971 a): Über den »Adonis« (Franz. Originalausgabe: »Au sujet d'Adonis« Paris 1921). In: Allemann (Hrsg.), S. 88-97»
- Valéry, Paul (1971 b): Über den Unterricht in Poetik am Collège de France« In: Allemann (Hrsg.), S. 199-203 (zuerst 1937)»
- Valins, S. (1967): Cognitive Effects of false Heart-Rate Feedback. In: Journal of Personality and Social Psychology 6, 1967, S. 458-463
- Varela, Francisco (1975): »A calculus for self-reference« In: International Journal of General Systems 2, S. 5-22 (Auszüge übersetzt und zitiert in: Watzlawick, Paul (Hrsg.) (1981), S. 315)»
- Varela, Francisco (1981): Der kreative Zirkel. Skizzen zur Naturgeschichte der Rückbezüglichkeit. In: Watzlawick, Paul (Hrsg.), S. 294-309
- Varela, Francisco (1989): Über die Natur und die Natur des ErkennenS. In: Dürr und Zimmerli (Hrsg.), S. 90-109
- Varela, Francisco (1990): Kognitionswissenschaft -- Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven. Frankfurt/M.
- Viehoff, Reinhold (1976): Über einen Versuch, den Erwartungshorizont zeitgenössischer Literaturkritik zu objektivieren. In: LiLi, Heft 21 (Literaturpsychologie), S. 96-124
- Viehoff, Reinhold (1987): Literatur und Bedürfnis -- Bedürfnis und Literatur. Überlegungen zur Bedeutung des Bedürfnisbegriffs in der Literaturwissenschaft. In: SPIEL, 6. Jg., Heft 1, S. 1-20
- Viehoff, Reinhold (1988): Literarisches Verstehen. Neure Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur. Band 13, S. 1-39
- Viehoff, Reinhold (1989): Literaturkritik als literarisches Handeln und als Gegenstand der Forschung: Hinweise auf Situationsbedingungen und Handlungskontexte. In: Lili 18, Heft 71, S. 73-91 (Sonderdruck)

- Vietta, Silvio (1979): Wissenschaft, Literatur und die Dunkelfelder der Erkenntnis. In: Akzente, 26. Jg., Heft 1/2, Febr. 1979, S. 90-97
- Vietta, Silvio (1989): Literatur- und Medienwissenschaft. In: Harth, Dietrich und Peter Gebhardt (Hrsg.), S. 298-320 (zuerst 1982)
- Virilio, Paul (1980): Esthétique de la disparition. Paris
- Virilio, Paul (1986): Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung. München
- Virilio, Paul (1989): Der negative Horizont. Bewegung, Geschwindigkeit, Beschleunigung. München
- Vogelsang, Claus (1971): Studien über Diarium und diaristische Elemente in der Literatur. (Phil. Diss. Berlin)
- Völker, Ludwig (1978): Muse Melancholie -- Therapeutikum Poesie. Studien zum Melancholie-Problem in der deutschen Lyrik von Höltz bis Benn. München
- Vollmer, Gerhard (1980): Evolutionäre Erkenntnistheorie. Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie. Stuttgart
- Vormweg, Heinrich (1981): Eine sanfte Art von Mord? Über die neueren literarischen Vaterbilder. In: Süddeutsche Zeitung 11./12. April 1981
- Vormweg, Heinrich (1982): Ich in dieser Umgebung. Zu „Hölle“ und „Kamel“. In: Jörg Drews (Hrsg.): Herbert Achternbusch. Frankfurt/M., S. 63-69»
- Vormweg, Heinrich (1990): Literaturkritik ist keine Wissenschaft. In: Barner, Wilfried (Hrsg.), S. 474-486
- Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.) (1982): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. 3 Bände. Stuttgart
- Wagenknecht, Christian (Hrsg.) (1988): Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986. Stuttgart

Warning, Rainer (Hrsg.) (1975): Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München

Watzlawick, Paul (1982): Die Möglichkeit des Andersseins. Zur Technik der therapeutischen Kommunikation. Bern, Stuttgart und Wien

Watzlawick, Paul (Hrsg.) (1981): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. München und Zürich

Watzlawick, Paul und Peter Krieg (Hrsg.) (1991): Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus. Festschrift für Heinz von Foerster. München und Zürich

Watzlawick, Paul, Beavin, Janet H. und Don D. Jackson (1974): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, Stuttgart und Wien

Weimar, Klaus (1980): Enzyklopädie der Literaturwissenschaft. München

Weiner, Bernard (1980): Human Motivation. New York

Weingart, Peter (Hrsg.) (1989): Technik als sozialer Prozeß. Frankfurt/M.

Weinrich, Harald (1968): Linguistische Bemerkungen zur modernen Lyrik. In: Akzente 15, 1968, S. 46-56

Weissenberger, Klaus (1985): »Der Essay« In: K. W. (Hrsg.), S. 105-124»

Weissenberger, Klaus (1987): Der Essay als Schöpfungspoetologie -- Zur Typologie einer literarischen Gattung. In: Polheim, Karl Konrad (Hrsg.): Sinn und Symbol. Festschrift für Joseph P. Strelka zum 60. Geburtstag. Bern, Frankfurt/M., New York, Paris, S. 559-576

Weissenberger, Klaus (Hrsg.) (1985): Prosa ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa. Tübingen

Wellershoff, Dieter (1969): Fiktion und Praxis. In: D. W.: Literatur und Veränderung. Versuch einer Metatheorie der Literatur. Berlin

Welles, Orson: »Wars of the World« Hörspiel. Rundfunksendung am 30. Oktober 1938»

Wendel, Hans Jürgen (1989): Wie erfunden ist die Wirklichkeit. In: Delfin XII, 6. Jg., Heft 2, Juni 1989, S. 79-89

Werner, Hans-Georg (1984): Text und Dichtung -- Analyse und Interpretation. Berlin und Weimar

White, Hayden (1973): Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe. Baltimore und London

White, Hayden (1978): Tropics of Discourse. Essays in Cultural Criticism. Baltimore und London

White, Hayden (1986): Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Stuttgart

Whitehead, A. N. (1984): Prozeß und Realität. Frankfurt/M.

Wieland, Josef (1988): Die Wirtschaft als autopiätisches System. Einige eher kritische Überlegungen. In: Delfin X, 5. Jg., Heft 2, Sept. 1988, S. 18-29

Wiener, Oswald (1983): Eine Art Einzige. In: Delfin II, 1. Jg., Heft 2, Dez. 1983, S. 34-53

Wienold, Götz (1972): Semiotik der Literatur. Frankfurt/M.

Wienold, Götz (1987): Some Issues in Empirical Research on Literature = Some Issues in the Semiotics of Literature (Position Paper for International Conference for the Empirical Study of Literature Siegen 9 to 12 December 1987), Siegen University, S. 127-134

Wiesner, Manfred und Ulrike Willutzki (1992): Sozial-konstruktivistische Wege in der Psychotherapie. In: Schmidt (Hrsg.), S. 337-379

Wild, Erentraud (1980): Inneres Sprechen -- äußere Sprache. Psycholinguistische Aspekte einer Didaktik der schriftlichen Sprachverwendung. Stuttgart

Willenberg, Heiner (1978): Zur Psychologie literarischen Lesens. Wahrnehmung, Sprache, Gefühl. Paderborn

Williams, Raymond (1961): The long Revolution. London

Williams, Raymond (1977): Innovationen. Über den Prozeßcharakter von Literatur und Kultur. Frankfurt/M.

Willke, Helmut (1987 a): Strategien der Intervention in autonome Systeme. In: Baecker, Dirk et al. (Hrsg.), S. 333-361

Willke, Helmut (1987 b): Systembeobachtung, Systemdiagnose, Systemintervention -- weiße Löcher in schwarzen Kästen. In: Schiepek, Günter (Hrsg.), S. 94-114

Winkler, Willi (1988): Warum der Leser den Kritiker nicht mehr braucht. In: Sprache im techn. Zeitalter, 26. Jg., Heft 105, S. 16-19

Wittenberg, Alexander Israel (1957): Vom Denken in Begriffen. Mathematik als Experiment des reinen Denkens. Basel und Stuttgart

Wolf, Ursula (1991): Kunst, Philosophie und die Frage nach dem guten Leben. In: Koppe, Franz (Hrsg.), S. 109-132

Wolff, Reinhold und Norbert Groeben (1981): Zur Empirisierung hermeneutischer Verfahren in der Literaturwissenschaft. Möglichkeiten und Grenzen. In: Kreuzer, Helmut und Reinhold Viehoff (Hrsg.): Literaturwissenschaft und empirische Methoden. Eine Einführung in aktuelle Projekte. (Lili, Beiheft 12), S. 27-51

Wollschläger, Hans (1978): Joyce pro toto oder Tiefenmuster der Sprache. Einige Überlegungen zur Kreativität der Künstler. In: Protokolle 1978, Heft 2, S. 120-132

Wuthenow, Ralf-Rainer (1974): Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert. München

Wygotsky, Lew S. (1972): Denken und Sprechen. Frankfurt/M.

Young, J. Z. (1951): Doubt and Certainty in Science. A Biologist's Reflections on the Brain. Oxford

Ziemke, Axel und Konrad Stöber (1992): System und Subjekt. In: Schmidt (Hrsg.), S. 42-75

Zima, Peter V. (1991): Literarische Ästhetik. Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Tübingen

Zimbardo, P. G. (Hrsg.) (1969): The cognitive control of motivation: The consequences of choice and dissonance. Glenview (Illinois)

Zimmermann, Bernhard (1977): Literaturrezeption im historischen Prozeß. München

Zimmermann, Hans Dieter (1977): Vom Nutzen der Literatur. Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der literarischen Kommunikation. Frankfurt/M.